0. jenu 1909 b

F

S→

<36620217620015

Die

Haberfeldtreiber.

Oberbayerisches Sittenbild

von

C. Kern.

Dritte Auflage.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1862.

Heh, juheh! Hirsch und Reh!
Seh' ich schon von ferne steh'n.
Eins davon muß mir schon
Werd'n zu meinem Lohn.

Hirsche, Hasen, Dachse, Füchse
Schieß' ich gleich mit meiner Büchse.
Das vertreibt mir die Zeit
Und die Traurigkeit.

Altes Lied.

Da wo der Inn seine heimathlichen Schluchten verläßt und über die Felsenschwelle Tirol's nach Bayern heraustritt, breitet sich ein weites sonniges Thal aus, das nach Norden zu in eine eintönige unabsehbare, am fernsten Horizont von einem Waldsaum begränzte Ebene ausfließt und im Süden, Osten und Westen von einem mächtigen Gebirgsstock eingefangen ist. Kahle, felsbrüchige Schrofen, spitze Hörner, schneebedeckte Kegel, eisige Grathe, und wieder weich abfallende, sanft überwaldete Kuppen, schieben sich in-, über- und hintereinander, regellos wie die Kegel des Krystalls. Der Schrofen, der Sulzberg, die Aasen, Kranzhorn, von Fichtenbestandung überzogen, wie mit einer schmiegsamen Haube hie und da von glitzernden Wasserrünsten und schnurgeraden Holzrieseln durchschnitten, schieben ihre Abläufer bis an die Wiesen und Felder des Thales her-

unter. Hinter diesen reckt der Wendelstein sein unförmliches Haupt in die Höhe, lagern breit und mächtig die Langriß, die hohe Salve und der Wildborn u. a. in hehrem Umkreis um das Thal. Obschon dieses an und für sich mächtige Gebirge sind, deren Sennhütten dem Auge in der Ebene nicht größer erscheinen als die Niedlichkeiten einer Bonbonnière, und ihre Schrofen und Schluchten nur dem Gebirgsjäger zugänglich sind, so könnte man sie doch höchstens nur die Propyläen jener Berg-Akropolis nennen, die sich dahinter erhebt, deren breite silbergraue Felsenmassen in der Sonne glänzen wie eine Riesen-Stufe von Bleierz. Das sind die Kaiser, ein Gebirge von fast organischer Schönheit, welches Tirol von Bayern scheidet. Wieder hinter diesen und noch größer und mächtiger gewahrt man die ewigen Schneefelder des Tauern in kalter, unnahbarer Pracht, auf deren blendenden Flächen sich die andern Gebirge in fabelhafter Tiefbläue abheben.

Das Thal ist eins der fruchtbarsten und sonnigsten des bayrischen Oberlandes. Wie in einem musivischen Bilde von grünen Bergen eingerahmt, weben sich Felder, Gärten, Wiesen, Kornbreiten und Obstpflanzungen dicht ineinander. Aus dem Grün der Büsche blicken zahlreiche Kirchthürme, stattliche Gehöfte und große Ortschaften hervor; die Schlösser und Burgen, welche sich auf den Hügeln und an den waldigen Lehnen erheben, so wie die altergrauen Thürme, welche aus dem Fels gewachsen zu sein scheinen, auf dem sie stehen, be-

weisen, daß die fruchtbare und reizende Gegend schon die Altvordern zum Anbau einlud, und auch heutigen Tages noch blickt mancher Standesherr aus den Fenstern seines alten Schlosses auf das reizende Thal hinaus, in welchem die erhaben wehmüthige Feierlichkeit der Alpennatur durch die belebenden heiteren Spuren einer gedeihlichen Menschenexistenz gar glücklich vermittelt ist.

Mitten durch fließt der Inn, der junge Sohn der Berge, in deren Felsenschooß er geboren und groß geworden ist. Aber gleich wie besorgt sehen sie ihm nach, die wild-ehrwürdigen Tiroler Ahnherren, denn nicht ruhigen gemäßigten Wandels schreitet er in die Ebene hinaus, sondern mit der wilden Zügellosigkeit des Wüstlings, der froh ist, einmal der Zucht und Ordnung entronnen zu sein. In einer ganz ungemessenen Breite, in hundert zwecklosen, eigensinnigen Krümmungen, überströmt er ein weites Gebiet, verändert hundertmal seinen Lauf, nagt hier an einer Waldung, übersandet dort eine Wiese und umfängt mit begehrlichem Arm einen ganzen Archipel von Inseln, die er nützlichen Feldern abgezwungen und mit Kies und Weidicht überdeckt hat. Der kleinste Gewitterguß, ein mäßig schnelles Thauwetter ist im Stande, ihn so anzuschwellen, daß er in wenigen Stunden die ganze Gegend überschwemmt, zu den Thüren der Häuser hinein und lustig zu den Fenstern wieder heraus fließt, und von Dämmen und Faschinen so wenig weiß, wie ein ungezogenes Kind von der heilsamen Ruthe.

Dieser Fluß ist die Geißel, die Plage des gesegneten Thales und allerwegen große Klage über ihn; und es ist billig zu verwundern, warum ihm nicht Zaum und Zügel angelegt werden. Allein die in Bayern haben so alle Hände voll zu thun mit Erbauung von Tempeln, Theken, Hallen, Sieges= und anderen Thoren, um sich — architektonisch wenigstens — zu gräcificiren, daß ihnen keine Zeit bleibt, den Unbilden eines jungen ungezogenen Flusses Einhalt zu thun.

Und nun kommt die Geschichte.

Am linken Ufer dieses übelberüchtigten Flusses stand vor vielen Jahren — vielleicht steht es noch — ein einzelnes Gehöft in einer Niederung und versteckt in einer wahren Wildniß von Zwetschgenbäumen. Das hieß man: In der Eulenau.

Es war keines jener massiven Steingebäude, wie man sie heutigen Tages in Menge in jener Gegend findet, aus deren zahlreichen Bogenfenstern das patzige Guldenbewußtsein schaut, und deren rothe Ziegeldächer schon von Weitem die hohen Getreidepreise und den Reichthum an Mastvieh in die Gegend hinaus schreien.

Es war vielmehr ein altersschwaches, niederes, schindelgedecktes Haus mit kleinen viereckigen Fenstern, einer baufälligen Scheune und angeflickten Ställen, das den großen Streuhaufen auf der einen Seite als Stütze und die Zwetschgenwildniß auf der andern als Mantel zu gebrauchen schien, um seine Blöße und Baufälligkeit zu bedecken, und dessen schwarzes, angemoostes Schindel=

dach fast eben so viele Steine trug als Schindeln, — damit sie der Wind nicht fortführe, die Schindeln und auch das Haus.

Dieses Anwesen also hieß man die Eulenau; es gehörte dem Sixtenbauer, der sich eigentlich Buchbeck schrieb, aber wie es dort gebräuchlich ist, mit dem Namen des Anwesens genannt wurde. Der Sixten — weil wir denn dort in der Gegend sind, wollen wir auch ihren Brauch annehmen — war ein braver, fleißiger, nüchterner Mann und hatte ein schönes Areal an Feld, Wiese und Wald. Aber es ließ ihn nicht aus — wie man dort zu sagen pflegt, d. h. er kam mit allem Schaffen und Sorgen auf keinen grünen Zweig. Er hatte das Gut mit Schulden übernommen, viel Kinder und eigenthümlich viel Unglück. Dieses schien sich die Eulenau und den Sixten zum Kern seiner Entladung gewählt zu haben. War ein Mißjahr, eine Seuche, Ueberschwemmung, oder schlug der Schauer, so waren es seine Felder, die verhagelt, seine Wiesen, die übersandet wurden, und seine Kühe, die fielen. Verbrannte ein später Reif die Blüthe, so waren gewiß seine Obstbäume im Strich desselben, gab es eine Kinderkrankheit, so lagen die seinen am ersten und am längsten, und seine Ausnahmsleute schienen das ewige Leben zu haben. Deßhalb waren Zinsziele und Steuertage für ihn Zeiten der Sorge und der Bedrängniß, und es kostete Mühe und Angst genug, die nöthigen Gefälle zusammen zu bringen, und oft

mußte buchstäblich der letzte Kreuzer im Hause her, um die Summe vollzählig zu machen.

Diese Nacht — es war schon spät im Herbst und zu einer Stunde, wo jene Leute ihrem Morgen näher sind als ihrem Abend — war in der Eulenau noch überall Licht, und die Unruhe einer erschreckten Thätigkeit ließ sich aus derselben vernehmen. Kinder weinten, Kühe brüllten, und die Leute liefen halbbekleidet aus und ein.

Auf der Streu im Stalle lag die werthvollste Kuh des ganzen Viehstandes, hochaufächzend und aus gräßlichen Wunden blutend. In einem andern Winkel ein jähriges schönes Fohlen dem Tode nahe. Die andern Kühe zerrten wild und unbändig an ihren Ketten, und der Bauer, sowie die stämmige Dirne, hatten alle Kräfte nöthig, um sie so zu versichern, daß nicht noch mehr Unglück angerichtet wurde.

In dieser Nacht war nämlich, in einer ziemlichen Entfernung jedoch, Haberfeld getrieben worden, und der Lärm des Schießens, der Trommeln, des Geheules war so arg, selbst auf diese Weite hin, daß die Kuh sich in wildem Entsetzen losmachte, sich mit dem Fohlen daneben verhing, und jenes und sich selbst fürchterlich verwundete.

Schreck und Bestürzung herrschte unter dem armseligen Dache, dem man ohnehin nichts von der Einkehr des Glückes ansah. Bekanntlich wird auf dem Lande, wo der Viehstand die Basis der Existenz, die erste Bedingung landwirthschaftlichen Wohlstandes ist, eine Kuh oder ein Pferd in Hinsicht auf Pflege und Erhaltung dem Men-

schen vorangestellt. Die Krankheit eines Pferdes, das Umschlagen einer hoffnungsvollen Kalbel ist ein größeres Ereigniß, als die Krankheit eines Hausgenossen oder der Tod eines Kindes, worüber sich diese Menschen auch erstaunenswürdig leicht trösten. Die Großmutter oder der Ausnahmsbauer finden sich auch in ihren Menschenrechten durchaus nicht gekränkt, wenn ihre Suppe vom Feuer gerückt wird, um dem Tranke für ein krankes Pferd Platz zu machen, wenn ihr Krankenbett verlassen wird, um einer kälbenden Kuh beiständig zu sein. Keinem fällt es ein, als in den allerletzten, dringendsten Fällen, bei einem solchen Kranken zu wachen, aber wenn eine Kuh in Kindesnöthen ist, hält sich der ganze Hausstand in Bereitschaft. Natürlich, denn die Kuh, das Pferd, der Ochse sind Kapital, ein kostbares Theilchen gesparten Lebens. Das Fohlen war bereits verkauft; der Kaufschilling dafür sollte zum Theil auf's Rentamt wandern, zum Theil den verfallenen Kapitalzins decken, und vom Reste sollten lang hinausgeschobene unabweisbare Bedürfnisse angeschafft werden. Jetzt lag es regunslos auf der Streu. Die Kuh, eine richtige und wahrhafte Allgäuerin, welche Jahr für Jahr die schönsten Kälber brachte und im Milchertrag ihres Gleichen nicht hatte, schien auch verloren. Das war viel Unglück auf einmal.

Bleich und keuchend von der Anstrengung, die erschreckten, wildkräftigen Thiere zu bändigen, saß der Sixten auf der Futterkiste. Weinend schaffte die Frau und die besonnene, rüstige Dirne um die Kuh, welche mit

großen, glühenden Augen um sich schaute und krampfhaft mit dem Schweife schlug. Vor dem Fohlen kniete Isidor, des Sixten ältester Knabe, und betete mit strömenden Augen im kindlichen Unbewußtsein ein Vaterunser nach dem andern für seine Erhaltung, wie er es noch nicht lange am Sterbelager eines Schwesterchens zu thun geheißen worden war. Das Thier war ihm gefolgt wie ein Hund, war so klug und vertraulich auf seine Spiele eingegangen, konnte mit einem Stückchen Brod zum größten Ergötzen der Kinder bis in die Stube gelockt werden, und war Isidors größtes Glück, mit dem er umging, dem er seine Gedanken und Anliegen erzählte, wie einem Kameraden. Nun lag es starr und fühllos da, den todten, gläsernen Blick ziellos ins Weite gerichtet, die feinen, kräftigen Glieder erkaltet, unempfindlich für alles Liebesbezeugen, das es sonst so empfänglich entgegennahm.

„'s Fülley ist hin, Vater, 's Fülley ist hin, es rührt sich nimmer, es schnauft nimmer; 's Fülley ist gewiß hin,“ schluchzte der Knabe und warf sich in der Trunkenheit des Schmerzes auf den erkaltenden Leib des Lieblings. Als die andern Kinder, die in ihren Hemden verdutzt und erschreckt umherstanden, den Bruder weinen hörten, fielen sie sympathetisch im gellen Chor ein und weinten ihren Schlaf und ihr Unbehagen mit hinaus.

„O Vater, laß mich doch zum Landarzt laufen, daß er ihm was eingibt. Es wird vielleicht doch wieder lebendig. Oder ich hole den Beneficiaten. Die Großmutter ist ja auch schon steintodt gewesen und ist wieder lebendig ge=

worden, wie er sie versehen hat. Ich will ja laufen, was ich kann! O Vater, Vater, laß doch 's Fülley nicht sterben, ich kann's nicht erleiden, ich kann's nicht erleben, wenn mein Fülley hin ist!"

Die Kinder, welche in der Aufmerksamkeit, mit welcher sie dem kühnen Unternehmen Dori's gefolgt waren, schier das Weinen vergessen hatten, kehrten sogleich wieder zu ihrer Aufgabe zurück und schrieen lauter als vorher.

„Wollt ihr still sein!" zürnte die Bäuerin — „warum nicht gar ein Vieh versehen mit Weihbrunn und der heiligen Oelung, wie einen Christenmenschen. 's Fülley ist einmal hin, da hilft doch Alles nichts mehr. Und wäre euer Vater gescheuter gewesen und hätte es gestern zum Beck nach Audorf geführt, so hätte er wenigstens seine achtzig Gulden im Kasten. Aber so geht's allemal, wenn ein Vater den Fratzen überall zu Willen ist. Jetzt haben wir's."

Zornige Thränen erstickten ihre Stimme. Sie bestrafte dieses Unrecht an den Kindern, daß sie Eines in diesen Winkel, Eines in jenen warf, und dann auf einen Häckselhaufen sinkend, laut weinte, Gott, ihren Mann und die Welt anklagend.

„Wenn man halt Alles zum Voraus wüßte," sprach der Sixten mit dumpfer Stimme. „Du thätest auch gescheuter, Du kehrtest Deinen Zorn auf die Urheber des Unglücks, anstatt gegen mich und die unschuldigen Kinder. Es war ja doch nichts so gar Gefehltes, daß ich den Kindern ihren Kameraden noch ein paar Tage ließ. Der Dori hat gar so schön gebeten; ich kann einmal nicht so

hart sein. Und ist es denn das Füllen allein? geht doch die Kuh auch zu Grund. Grad so gut könnte ich sagen: warum habt ihr die Kuh nicht mit der neuen Kette angehängt, die ich vom Markte heim brachte?“

„Unser liebe Frau! jetzt muß ich wieder schuld sein!“ brach die Sixtin aus. „O, ich geschlagenes Weib! — aber so machst Du es allemal. — Hätte nur ich nicht geheirathet. — Wäre nur ich daheim geblieben — jetzt säße ich warm auf dem Gütel. — Aber recht geschieht mir, ganz recht. Ich war gewarnt genug. So oft ich mir hab' die Karte schlagen lassen, ist's Weinblatt bei'm Heirathsblatt gelegen. Ich hab's nicht anders haben wollen. O, heilige Mutter Anna, in welchem Kreuz bin ich d'rin!“

„Vater,“ sagte die Dirne, welche bis jetzt um die ächzende Kuh beschäftigt war, „schaut die Bläß an. Der Schaum geht ihr zum Maul heraus und die Zunge wird ihr ganz schwarz. Meint ihr nicht: es ist schon der Brand?“

„Ja, wird ja doch nicht sein! der Brand!“ jammerte die Sixtin, „da können wir nicht einmal das Fleisch brauchen. Du liebe Zeit! — wenn sie nur geschlagen wäre!“

„Das wäre freilich das Beste, so dürfte das Thier nicht so viel leiden. Aber wo ist Einer zu finden, mitten in der Nacht, der sie schlägt? Und ich — ich könnt's nicht thun — nicht für alles Geld in der Welt. — Nein! — Ich hab' das Thier aufgezogen, nachgegangen ist sie mir wie ein Hund — ich könnt's nicht thun, auch wenn mir der Arm nicht herunterhinge wie ein Stück Holz.

Dieselbe dort mit dem krummen Horn hat mir einen Treffer gegeben, daß ich genug hab'!"

„Heilige Mutter Gottes," kreischte die Sixtin auf, „sie wird Dir den Arm doch nicht abgeschlagen haben. Maria und Joseph, ist denn des Unglückes nicht schon genug!"

„Thut nur nicht gar so unberdig!" herrschte ihr die Dirne zu. „Er kann ihn ja rühren. Gelt, Vater, Ihr könnt den Arm rühren? Wenn's Euch aber hilft, so schlag ich die Bläß nieder."

„Du?" fragte der Sixten, und maß die Sprecherin mit zweifelnden Blicken. Ihre große kräftige Gestalt, ihr entschlossenes Wesen waren schon einigermaßen Bürgen für ihr Anerbieten. Doch mochte es dem Sixten noch immer unglaublich scheinen, daß ein Weib, ein junges sogar, eine That verrichten wollte, zu der er in seinem Herzen nicht Muth, in seinen Gliedern nicht Kraft genug fühlte, und vor der sein innerstes Gefühl zurückschreckte.

„Du!" erwiderte der Sixten, „Du wolltest die Bläß schlagen? dem Vieh geschähe freilich eine Gutthat, und mir auch; denn sein Aechzen zerreißt mir das Hirn. — Aber Du und die Kuh schlagen —." Der Mann schüttelte den Kopf.

„Warum denn nicht? Hab' ich nicht sellmals auf der Pritschlaffen geholfen den wilden Stier werfen, dem der Metzger nicht Herr worden ist, weil er verhext war? — Wenn's dir hilft, Sixten — ich thu's." Die so sprach, Genovefa, die Dirn, war eine große, kühne Gestalt, etwa von dem Typus der böhmischen Amazonen zu Libussa's Zeiten. Eine Ueberfülle von Kraft und Gesund-

heit schwellte ihre Formen, und dieser Eindruck von Kraft und Muth war auch ihrem vollen, jugendlichen Gesichte aufgeprägt, welches zwar sehr von der Sonne verbrannt war, aber da, wo die krausen, röthlichen Haare zurückwichen, eine blendend weiße Haut und das lebendige Colorit der Rothhaarigen zeigte. Ihre grauen Augen blitzten von Schlauigkeit, und um ihren vollen, etwas großen Mund, der eine breite Runde weißer Zähne sehen ließ, wob ein Ausdruck von lustiger Keckheit und Sinnlichkeit, der zuweilen in einem höchst angenehmen Lächeln zusammenfloß.

Vefi war von dunkler Abkunft. Ihre Mutter, eines Abdeckers Tochter, war zur Zeit ihrer Blüthe die herrschende Gewalt auf einem Pfarrhofe gewesen und von dort einst plötzlich verschwunden. Lange Zeit darnach sah man sie wieder da und dort mit einer herumziehenden Zigeunerhorde, deren sehr angesehenes Mitglied sie schien, und mit der sie aus Ungarn gekommen war. Sie hatte eine ansehnliche, von allen Seiten zusammengewürfelte Kinderschaar, die sie in ihren Künsten, Wahrsagen, Kartenschlagen, Bräuen sympathetischer und anderer Heilmittel wohl unterrichtete. Als ein altes Weib, und nachdem sie ihre Sprößlinge schon lange andern Beschützern zugetheilt hatte, erschien sie wieder in ihrer Heimath, wo sie auf der Aasen in einer elenden Hütte hauste, taglöhnerte, Boten ging, Geschirr flickte, welcher Betrieb jedoch nur Vorwand für ihr eigentliches Gewerbe war, das Doctoriren, wie es die Leute nannten, und was sie auch meisterlich verstand, so daß nicht nur Bauersleute

an Doctoren und Apothekern vorbei zur Schinder-Waby auf die einsame Aasen gingen, sondern auch vornehme Stadtleute, die eine Reise von einem Tag und weiter nicht scheuten, um sich durch sie von Uebeln helfen zu lassen, wo kein Doctor mehr helfen konnte. Waren es nun ihre vielen glücklichen Mittel, welche den Haß der Fakultät auf sie lenkten, oder der schlechte Ausgang einiger allzu-drastischer Curen, genug Waby wurde verfolgt, prozessirt und sogar öfter eingesperrt. Aber das Doctoriren ließ sie nicht, von dem großen Gewinn bestochen. Nur trieb sie es in spröder Heimlichkeit, und selbst ihre eigene Tochter durfte nicht über die Schwelle ihres Laboratoriums.

Vefi stammte noch aus ihrer Blüthezeit, ihre älteste Tochter, welche sie, als sie mit dem bärtigen Slowaken verschwand, dem Sixten, ihrem Gothen (Firmpathen) zurückließ, der sie an Kindesstatt angenommen und aufgezogen hatte, eine Pflichtübung, welche in jener Gegend häufig vorkommt. Selten ist eine Familie, obwohl geldarm und kinderreich, die nicht eines oder mehrere Kinder, sogar mitunter fremde, angenommen hätte, die sie, wohl oder übel, erzöge, mindestens durchaus nicht schlechter als die eigenen. Freilich sind die dadurch erworbenen Arbeitskräfte auch ein Kapital, das seiner Zeit Zinsen trägt. Der Pflegling muß schon zeitig und nach Maßgabe seiner Kräfte arbeiten und später als Knecht oder Dirne die Ziehkosten abtragen.

Vefi, welche sich im Gebot der Contraste mehr zu der mildern Sinnesart des Ziehvaters hinneigte, als zu dem

vernunftlosen Ungestümm der Mutter, war ihm so anhänglich und in allen Dingen so fügsam, als es ihr unabhängiger Sinn überhaupt zuließ.

„Nimm die Fratzen mit in die Stube, daß sie mir keinen Spektakel machen,“ herrschte sie dem Sixten zu, streifte die weißen Aermel höher hinauf, daß das kernige, blühende Fleisch über die Säume herausschwoll, und griff nach der Holzaxt, die in einem Winkel lehnte.

Als die Kinder diese Vorbereitung zu dem Opfertod der geliebten Bläß sahen, fielen sie der Dirne schreiend in die Kleider.

„Seid still da, laßt die Vefi gehen,“ beschwichtigte sie der Sixten. „Der Bläß geschieht besser, wenn sie geschwind stirbt, als wenn sie so langsam ausmachen muß. Nimm Du den kleinen Buben, und ihr größern geht mit mir und in euer Bett.“

Nur einmal schaute Vefi sich nach ihnen um, ob sie auch schon außerhalb der Thüre seien, und kaum war diese ins Schloß geschnappt, so fielen auch ein paar gewichtige Schläge. — Die Bläß hatte geendet.

Vefi, in der grauslichen Schönheit einer Judith, blickte hochaufathmend und auf die Axt gestützt nach der sich streckenden Kuh. Mechanisch schleppte sie dann die Axt in ihren Winkel zurück. Als sie die halboffene Stallthüre zuziehen wollte, gewahrte sie in derselben eine schwarze, überbartete Larve, die regungslos hereinstarrte. Schnell wie der Blitz und vollkommen ruhig hatte sie die Laterne mit einer Hand, mit der an=

dern den Vermummten gefaßt, und das mit einer so unabweislichen Kraft und Entschiedenheit, daß Widerstand ganz nutzlos schien. Der Gefangene aber versuchte keinen.

„Gib Laut, Vögerl, laß hören, wie dein Pfiff ist," sprach Vefi und ließ den Schein der Laterne auf das schwarze, in einer Wildniß von Roßhaaren steckende Gesicht fallen. Im Nu hatte sie diese abgestreift und starrte zwischen Staunen und Lachen in die erschreckte Miene des entlarvten Eigenthümers.

„Verrath mich nicht, Vefi, ich bin's ja," flüsterte dieser scheu hereintretend. „Ja ists möglich! Du bist's! des Geißelmüllers Friedl! Drum hat sich der Hund nicht gerührt; hätt' mich schon gewundert, daß der einen Fremden an's Haus lassen hätt'. Und wie Du ausschaust! — Laß Dich nur ein Bissel anleuchten. — Dreh' Dich um. — Ja närrisch! zum Davonlaufen grad! Kann mir's schon denken, wo Du herkommst. Bist auch dabei gewesen? Gelt! Sei stat, ich verrath Dich nicht. Mußt aber keine extra braven Geschäfte gemacht haben; schaust aus, als ob Du Geister gesehen hättst, und der käsweiße Schrecken schlagt durch Deinen schwarzen Anstrich durch."

„Vefi, laß just Deinen Jux und hilf mir lieber," sprach der Friedl voll Angst. „Es hat Unglück gegeben, ist scharf geschossen worden und die Gensd'armen sind uns auf den Fersen. Wen sie erwischen, dem wird's bös genug gehen. Kannst mich nicht verstecken? Auf die Tenne oder in den Futterkasten? Geschwind! In Gottes Namen, da kommt schon eine Streif. Hörst, wie der

Hund rebellt? — Hör einmal auf Dein Lachen und besinn Dich nicht lang, sonst mach ich mich lieber durch," drängt der Gejagte mit zorniger Ungeduld.

Vefi, noch immer in unbezwinglicher Lustigkeit lachend, zog Friedl zum Wasserstand im Winkel des Stalles, in welchen klar und stetig ein Brünnlein seinen Strahl ergoß.

„Wasch Dich nur vor Allem sauber ab," sagte sie, „Deinen Bart und die Perrücken wirfst dort unter die Kuh mit einem Horn. Das muß ein Kecker sein, der sie dort unten zu suchen traut. So — da — ist dem Sixten sein Janker, den ziehst Du an, — da die Nudel nimmst in die Hand, — und jetzt setzst Du Dich recht ruhig in meine Kammer auf's Bett. Und thu nur nicht dergleichen. Kommt einer, so laß ich ihn herein und Du bist bei mir auf dem Kammerfenster. Aber sei nur stat, der Hund läßt sogleich keinen heran. Fäß, Morassi, faß," hetzte sie und machte den dürren, zottigen Hund von der Kette los, der auch sogleich wie wüthend unter das Dunkel der Bäume hinaus schoß.

„So, jetzt mach Dich sauber und schau nur net so vermeint aus," ermahnte sie Friedln, der mechanisch ihr in allen Dingen Folge leistete.

„Himmelkreuztausenddonnerwetter!" erscholl es draussen, „den Hund angehängt und ein Licht in's Fenster oder —"

Die Fortsetzung dieser freundlichen Begrüßung verlor sich unter dem lauten Gebell des Hundes, welcher

hörbar jeden Schritt des Annähernden bestritt. „Huß, Morassi, huß, huß!“ hetzte Vefi wieder leise, nur dem feinen Ohre des Hundes vernehmbar.

„Kreuzhöllenelement, ist das eine verdammte Bestie. Hängt den Hund an. Ist denn Niemand da von dem Gesindel? Holla! aufgemacht, oder ich schieß hin, wo ich hintreffe,“ sprach die halb vom Zorn erstickte Stimme wieder.

Das Niederschießen hätte sich aber als eine reine Prahlerei ausgewiesen, denn der Gensd'arm, von dem die Stimme ausging, hatte so genug zu thun, sich mittelst seiner Füße und seines Flintenkolbens des Hundes zu erwehren, daß er ein paar Hände mehr gehabt haben müßte, um sein Gewehr abzufeuern. Morassi nämlich, ein überhaupt etwas streitiger und hitziger Charakter, hatte eine äußerst lebhafte Abneigung gegen Bettelleute, Handwerksburschen und Amtsboten, die er mit einer merkwürdigen Unfehlbarkeit von andern Leuten zu unterscheiden wußte. Vor Allem aber haßte er Uniformen. Uniformen brachten seine innersten Gefühle in Aufregung, sie wirkten auf ihn gleichsam wie Personalinjurien, die er nicht giftig genug zurückweisen zu können glaubte, und selbst einzelne Stücke, das Kasket oder den Rock eines Beurlaubten, die sich manchmal in der Hütte seines Brodherrn vorfanden, auch wenn sie auf keinem lebendigen Menschen sich befanden, bellte er so heftig und ergrimmt an, wie die gründlichsten Widersacher und ließ nicht ab, bis sie fortgeschafft waren. Im Kampfe nun

mit dem Hunde hatte sich dem Gensd'armen unter den dichten niedern Zwetschgenbäumen der Tschakow abgestreift, und der Morassi hielt es gleichsam für eine Ehrensache, ihm die Wiedererlangung desselben auf jeden Fall unmöglich zu machen. Die Schnauze giftig bis an die Zahnwurzel hinaufgezogen, umbellte und umsprang er so gewandt den zornigen Mann, daß ihn keiner der Kolbenstöße treffen konnte, welche jener lebhaft austheilte. Kaum hatte der Gensd'arm sich des Hundes mit Hülfe seines Gewehrs von vorne so weit entledigt, daß er nach seinem Tschakow langen konnte, so fiel ihn der Morassi von rückwärts an. Hatte er sich gegen ihn gewendet, so stellte sich der Morassi wieder zwischen ihn und seinen Tschakow, welchen er so ergrimmt anbellte, als ob er ein lebendiger Theil des Gensd'armen wäre. Von der Armatur behindert, zog Dieser bei Weitem den Kürzern, und während er keuchend und athemlos den Krieg schon aufzugeben gezwungen war, sprang der schlaue Hund immer rüstiger und gewandter um den Mann und seinen Tschakow, indem er diesen weder zu jenem, noch an das Haus herankommen ließ.

Das Knacken des Hahns und einige gewichtige Drohungen des Mannes draußen veranlaßten endlich Vefi, welche bei dem zweifelhaften Lichtschimmer, der durch's Fenster hinaus brach, mit boshaftem Vergnügen dem Kampf zugesehen hatte, die Thüre zu öffnen, unter die sie sich groß und breit stellte.

„Nimm Dich in Acht," höhnte sie, „der Hund hat

ein Eiterbiß. Wenn er Dich erwischt, bist über's Jahr auch noch nicht heil."

„Ich will Dir das Eiterbiß schon eintränken," sprach der Mann der Gewalt mit vor Zorn erstickter Stimme; „heut noch führ' ich Dich auf's Landgericht, und Deinen Hund erschieß ich auf der Stelle, wofern Du ihn nicht gleich anhängst, Gesindel!"

„Wär' schon recht," eiferte die Dirne, „das Gesindel kannst Du nur gleich für Dich behalten, Gensd'arm, da in Deiner ledernen Tasche ist schon noch Platz dafür, und wenn man sich auf einem Einödhof keinen guten Hund mehr halten darf, dann stell' Du Dich vor unser Thür und paß auf. Noch keine halbe Stunde sind ihrer zwei mit angefärbten Gesichtern wie die Teufel durch den Garten gebrochen. Könnt' schon sein, daß sie sich's leichter gemacht hätten, wenn der Hund nicht gewesen wäre."

„Gefärbte Gesichter?" höhnte der Gensd'arm ungläubig, „Du schaust mir schon aus, als ob Du im Stande wärst, die ganze Welt blau anlaufen zu lassen. Aber wir wollen schon sehen. Ihr Pack steckt alle mit einander unter einer Decke, wenn's gegen die Behörde geht. Zum letzten Mal sag' ich Dir jetzt, häng' Deinen Hund an. Ich muß visitiren, und gnad' Euch Gott, wenn ich eine sterbende Seele finde, die sich nicht ausweisen kann, daß sie in's Haus herein gehört. Ich hab' Einen verfolgt bis dort an den Graben. Verschwunden kann er nicht sein. Alloh, aufgemacht, Den wollen wir

gleich haben. Mach' aber vor Allem deinen Hund fest, sonst —"

Langsam und widerwillig lockte Vefi den Hund, der noch immer den Gensd'armen umbellte, als ob er drei Morassi im Leibe hätte, an sich und legte ihn an die Kette, doch so, daß dem Gensd'armen, der endlich seinen Tschakow aufgenommen und seine Armatur in Ordnung gebracht hatte, nur ein schmaler Raum blieb, um unerreicht von dem blinkenden Gebiß seines unermüdlichen Widersachers in's Haus zu schlüpfen.

„Also angefärbte Gesichter!" wiederholte er, als er sein Gewehr auf den Estrich stieß und sich erst jetzt wieder in der rechten Stellung einer brutalen Autorität fühlte. „Ich meine, ich bin schon in dem rechten Nest. Wie kommt es denn überhaupt, daß ihr jetzt, bei nachtschlafender Zeit, wo alle ehrlichen Leute im Bett sind, noch Licht habt? He!? — Wohin führt denn die Thüre dort?"

„In meine Kammer."

„Da leuchte nur und mach' auf. Dort glaube ich einen Vogel zu finden. — He, wo hinaus? — Dort hinein will ich, nicht da um den ganzen Stall herum — Dirne — Du."

„Mir auch recht," erwiederte Vefi, trotzig die Laterne niederer haltend. „Tretet aber nicht hier auf die todte Kuh und dort auf das todte Fohlen. Das ist die Ursache, warum wir bei nächtlicher Zeit, wo andere ehrliche Leute schlafen, noch auf sind und Licht haben. Schau daher und schau dorthin. Wenn alle Leute, die bezahlt

sind, dem armen Mann seine Sache zu schützen, und die auf Kosten armer Leute leben, ihre Schuldigkeit thäten, so hätte uns nicht das Unglück getroffen. Aber anstatt, daß Du den Unfugstiftern nachgehst, steht's Dir besser an, einzelne Weibsbilder zu hudeln und zu traktiren."

„Nicht lange geschimpft, oder —"

„Oder was — ? — Ich weiß weiter den Weg auf's Landgericht so gut wie Du, Gensd'arm, und will dort anfragen, was man sich von Euch muß gefallen lassen, und wie viel."

Ein Bewußtsein, daß er wohl seine Befugnisse in etwas überschritten habe, der Anblick der todten Thiere, das bleiche, abgehärmte Gesicht des Sixtenbauern, der von dem Wortwechsel angezogen in der Thüre erschien; vor Allem aber die kalte, grobe Entschlossenheit Vefi's stimmte den Mann ein wenig herab und änderte mit einem Male seine Pläne.

Er ergriff sein Gewehr und fragte, wohin die Vermummten gegangen seien, die Vefi gesehen haben wollte.

„Nach Weidach hinauf," gab die Listige zögernd und mürrisch den Bescheid, und ohne Wort und Gruß eilte der Gensd'arm in die Nacht hinaus, der angegebenen Richtung nach, nicht ohne daß ihm Morassi eine ganze Fluth von Injurien nachbellte, wozu er des größern Ansehens wegen auf seine Hütte sprang, um länger vernehmbar zu bleiben. Vefi schnitt ein höhnisches Gesicht, der Sixten sah ihm bitter und leidsam nach.

„Ja, ja, so machen sie's. Steuern und Abgaben ein=

treiben, arme Leute einfangen, das Volk hudeln, in des Bauern Hütte eintreten, wie der Engel mit dem Schwert, da sind sie daheim. Aber wo es gilt, dem Geringen gerecht zu werden, des Armen Eigenthum zu schützen —"

Dem armen Sixten erstarben die Worte mit einem Blick auf das schöne Fohlen, ein Preispferd, die Kuh in ihrer Art nicht weniger werthvoll. Man konnte zwanzig Ställe der reichsten Bauern abgehen, man fand nicht zwei so schöne Thiere beisammen. Bisher hatte er ihren Verlust als liebe Angehörige seines Hausstandes beklagt, wie man Dinge oder Geschöpfe beklagt, die uns durch Pflege und Besitz werth geworden sind. Nun aber kam auch der Vollbegriff des pekuniären Verlustes über ihn. Schon hörte er Steuerleute klopfen, Gerichtsboten mahnen; Zinsen waren fällig, Schulden zu zahlen. Der Winter war vor der Thüre mit seinen Lasten und Bedürfnissen, und alle andern Hilfsquellen waren erschöpft bis auf die letzte Neige. Die Sorgen und Anforderungen der nächsten Zeit schaarten sich um ihn, bis sie wie eine dichte, schwarze Wolke die Welt vor ihm zudeckten. Er wußte seiner Noth kein Ende, seines Kreuzes keinen Ausweg und weinte laut.

„Gelt, den habe ich ablaufen lassen," kicherte Vefi in ihre Kammer tretend, wo Friedl bleich und verstört ihrer harrte. So richte Dich doch zusammen und sei nicht gar so vermeint. 's ist nichts mehr zu fürchten. Horch, der rennt jetzt nach Weidach hinauf, und Du gehst über eine Weile schön kleinweis auf Neubeuren zu,

bist in Deinem Bette, ehe es Tag wird, und hast einen Spaß, von dem kein Mensch nur ein Winkchen merkt. So was ist mir alle Mal das Lustigste."

„Spaß! — den Spaß will ich sogleich nicht vergessen," murmelte Friedl kummervoll vor sich hin.

„Nein, bist Du ein Bub! Bist denn Du der Geißelmüller Friedl, der alle Burschen aussticht in Muth und Lustigkeit, oder bist es nicht? Haben sie Dich ausgetauscht? — Haben sie beim Treiben eine Schlafhaube heimgeschickt, anstatt den lustigen, kecken Müllersohn? — Sitzt er jetzt nicht da, als ob ihm der Hund das Brod genommen hätte? — Sag', was hast Du? — Red', gib Antwort."

„Ich — es ist nichts — ich meine — ich bin an Dir erschrocken, wie Du die Kuh geschlagen hast. Du bist so grauslich anzuschauen gewesen."

Vesi lachte, daß man fast die ganze Perlreihe ihrer Zähne sehen konnte, aber still und lautlos.

„Geh', mach' mir nichts weiß. Du ein Mannsbild und an einem Weibets erschrecken, das wäre ja doch eine Schande. Sag' nur, es ist was ganz anders."

„Ich hab' Dir's ja schon gesagt — es ist — Einer erschossen worden und das hat mich so erschreckt."

„Hasenfuß! was geht's denn Dich an? Laß' ihn erschossen worden sein. Erstens bist Du's nicht, der erschossen worden ist, und zweitens nicht der, der erschossen hat. Weiß man, was es für einer ist? O stell' Dich nicht so und fahr zusammen wie eine junge Gans, der

man den ersten Flaum nimmt. Ich erfahr's doch, ich erfahr's heute noch. Ich weiß einmal schon gewiß, daß der Jäger beim Habern war, und der sagt mir Alles. Etsch — Müllerfriedl mit Deinem Geheimniß!" lachte Vesi lustig auf und schabte das Rübchen.

Ein schwerer Seufzer entrang sich Friedl's Brust. „Der Jäger — der Forstgehilf — der sagt Dir nichts mehr, Vesi." „So — meinst Du? — etwa weil es heißt: daß er der Wirths Cenzel von Dörrwang nachlauft?" loderte Vesi auf. „O, das bedeutet mir nichts. Schau', nur einen Wink kostet mich's, so hab' ich ihn am Bandl. So? Also mein! Das ist gemeint? — Er sagt mir nichts mehr? — Ich hätt' ja ohnehin auf Martini ausgemacht mit ihm. Schau' den Hungerleider, der keinem Madel ein Glas Bier zahlen kann, wenn er nicht erst — O, von dem weiß ich andere Dinge, ich, wenn ich das Reden anfange —"

„O Vesi, sei still, zürn' ihm nicht — sag' ihm nichts nach — er ist jetzt an einem Ort, wo Dein Zorn nicht mehr hinreicht."

„Was? — was sagst Du?" fiel Vesi Friedl'n gespannt in's Wort. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten, ihre Lippen schwollen an und auf ihrer Stirne zog sich eine Röthe zusammen, welche bis unter die quellenden röthlichen Zöpfe drang, die sich um ihr Haupt wanden. Jedes einzelne ihrer feurigen krausen Haare schien sich gleich einem Schlänglein zu winden und zu heben.

„Also mein! ist der Spaß so? — Also wirklich hin-

über. Aber warum so bald, warum ließ er mir nichts sagen! Und wie kommt's, daß Du davon weißt? — Ist er dem Lofer zu, oder in die Fallep? — Das darf ich doch wissen. Das muß ich wissen, sonst —"

„Vesi, Vesi, gib Dich; gib Dich. Der Forstgehilf ist nicht im Lofer und nicht in der Fallep; der ist an einem Orte, von wo man nicht mehr wiederkommt. Der Forstgehilf der —— der ist erschossen, und ich — ich bin sein Mörder — ich habe ihn erschossen. Ich habe einen Menschen umgebracht, und für mich ist Alles aus!"

Im Drang seiner Angst und seines Schmerzes warf er sich an Vesi's Brust und weinte laut.

Vesi saß bei dieser Kunde steif und starr. Gleich einem Blitz zuckte es über ihr Wesen, aber sie wehrte ihm nicht, sie ermunterte ihn nicht, und ließ es geschehen, daß Friedl sich an ihrer Brust ausweinte. Nach einer Weile sagte sie mit ruhiger, trockener, affektloser Stimme:

„Erzähl', wie es zugegangen ist."

„Ja, wenn ich das könnte! Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, und wenn es tausend Leben gälte. Das weiß ich noch, daß der Jäger nicht weit von mir stand, aber nur als Zuschauer, denn er kam von der Jagd, hatte Wild in seinem Ranzen gehabt. Er war keiner der Unsern. Ich habe ihn laut auflachen hören, wie sie das Sündenregister des Landarzten in Bergl abgelesen haben. Noch tönt mir das Lachen in die Ohren — ich meine, ich kann es gar nicht vergessen! — Frisch und froh wie von einem lustigen Jägersmann —."

„Weiter. Was geschah nachher?“ mahnte Vefi Friedln hart, der ganz in seinen Gedankengang versunken war und vor sich hinstarrte.

„Nachher? — Ja so. — Ich weiß nur noch: daß ich meine Büchse neben mich in's Gras gelegt habe, weil mir die Schnur von dem Bart losgegangen war. Als ich den festgeknüpft hatte, ging gerade das Spektakeln wieder los. Ich lange schnell nach meinem Gewehr und schieß. In dem Augenblick hör' ich schreien: Maria und Joseph, und seh den Jäger hinfallen. Das war Alles ein Augenblick und alles Andere ist mir wie ausgelöscht. Wie ich fortgekommen bin, wer mich aus dem Gewühl gezogen hat, nichts, gar nichts mehr weiß ich, als: wie er gelacht hat.“ —

„Fall' nicht wieder in Deine Gedanken, sag' lieber, wie Dir's einfallen konnte, scharf zu schießen, was so hoch und schwer verboten ist?“

„Scharf geschossen! das ist's ja eben, was ich gar und gar nicht begreifen kann. Ich habe keinen einzigen Schrot bei mir gehabt, so wahr ich auf das ewige Leben hoffe. Nichts in der Tasche gehabt als Pulver und Papier. Schau' selbst.“ Friedl leerte eifrig seine Taschen vor der begierig horchenden Vefi und bestätigte seine Aussage durch den Augenschein.

„Da steckt was dahinter. Von einem blinden Schuß fällt keine Katze, viel weniger ein Mensch. Das muß was Anders sein.“

„Und wenn mich Gott Vater selbst fragte, ich könnt'

es nicht sagen, wie es zugegangen ist, daß der Jäger gefallen ist. Ein böser Geist muß sein Spiel mit mir gehabt haben; ich hätte ja mit freiem Willen keinen Mitmenschen um's Leben gebracht, am wenigsten einen, der mir nichts zu leid gethan hat. Denn daß wir einmal wegen Kegelschieben einen Stoß gehabt haben, das hat nichts bedeutet. Ich bleib' dabei: böse Geister müssen im Spiel gewesen sein, sonst wäre ja so was nicht möglich gewesen. Keinen Schrot im Sack gehabt und mit der Büchse schon fünf — sechs Schuß vorher gemacht haben!—

„Bist Du dumm! Keine Geister gibt's nicht, weder gute noch böse. Da steck' Deinen Plunder wieder ein, daß nichts verstreut wird, was Dich verrathen kann. Was hast Du denn an der Hand? Lauft ja das Blut herab? Hast Dich gerissen oder was?"

Friedl sah seine Hand an, rieb sich die Stirne, sah Vefi an und die herabriefelnden Tropfen an seiner Hand. „Ja," sprach er, in tiefem Nachsinnen in's Weite starrend, „ich hab' mich gerissen — an der Büchse gerissen, an einem Stift — den meine Büchse nicht hatte — laß nur — es dämmert jetzt in mir auf — meine Büchse war auch nicht so schwer, wie ich meinte — ja, jetzt fällt's mir ein, ich wunderte mich, daß sie so schwer sei, und der Kolben kam mir flacher vor als —

Weis' her die Büchse, das wird sich ja zeigen. Wo hast du sie?"

„Die hab' ich getragen bis zum Schlichthöfel. Dort hab' ich sie voll Schrecken in's Tannigt geworfen — weiß

nicht mehr wo — aber morgen geh' ich den Berg auf und ab und ruhe nicht eher, als bis ich das Gewehr finde — denn mir wird's immer und immer gewisser, daß ich nicht mit meinem Gewehr geschossen habe. Aber was hilft es, habe ich ja doch einen Menschen erschossen und bin ein arger Missethäter, und gerade gegen Dich, Vesi. O Vesi, kannst Du mir es denn jemals verzeihen, daß ich Dir Deinen Buben erschossen habe? Gib mir eine Buße auf, welche Du willst, und laß es eine recht harte sein, nur daß ich meine Schuld absühnen kann."

Friedl warf sich im Ungestümm des neu ausbrechenden Schmerzes auf's Neue an Vesi's Brust, und beschwor sie um Trost und Vergebung, ohne welche er nicht von hinnen gehen könnte.

Vesi machte sich los und legte ruhig, fast mechanisch die Flechten wieder um ihren Kopf, die der Ungestümm Friedls aufgelöst hattte, und setzte sich neben ihn auf's Bette. Sie starrte vor sich hin, wie in eine weite, ferne Region. Ihre Sinne schienen ganz von dem Ereigniß verschlungen, und heftiges Denken malte sich auf ihrer Stirne. So saß sie stumm eine ganze Weile. Friedl sah sie furchtsam nach der Seite an und erwartete jeden Augenblick, daß der Kampf, den sie kämpfte, in eine Fluth von Vorwürfen über ihn ausbrechen würde. Leise nahm er sie bei der Hand.

„Vesi — sagst Du nichts?" fragte er nach einer Weile.

„Was soll ich denn sagen?" antwortete sie, ihn süßsauer anlächelnd. „Was geschehen ist, das ist geschehen.

Schau nur net so verdaddert drein. Du kannst Dir wohl denken, daß ich Verdruß habe, schweren Verdruß — ist ja meinem Alisi sein Vater, und hat mir's Heirathen schon ganz gewiß geheißen — jetzt ist Alles aus —" sie fuhr mit der Schürze über's Gesicht und erzwang sich ein paar Thränen — „aber anders können wir's halt doch nimmer machen."

Mit großer Besonnenheit entwickelte sie nun, wie Friedl vor Allem trachten müsse, daß seine Anwesenheit bei dem Treiben ein Geheimniß bleibe.

„Wenn aber Jene vernommen werden, die mich gesehen haben?"

„Wen haben sie gesehen? Bei der Nacht sind alle Kühe schwarz."

„Wenn sie aber schwören müssen?"

„Nachher schwör ich, Du bist die ganze Nacht bei mir auf dem Kammerfenster gewesen!" erwiderte sie mit einem tiefeindringlichen Blick.

„Schau', was ich alles für Dich thu' und wage," setzte sie schmeichelnd und schnell hinzu, als sie das mißbilligende Bedenken dieses Vorschlags in Friedl's Zügen las, „alles thu' und leid' ich für Dich. Was wird aber denn eine gewisse And're dazu sagen, wenn's auskommt, daß der Friedl von der Geißelmühle zu der schlechten Sixtenvefi kammerfenstern geht?" fügte sie mit einem festen Blick auf Friedln hinzu, in dem der Ausdruck des Hohnes und der Neugierde lag. „Wenn sie Dich auf das hin verkeh-

ren thät? Thätst Dir nicht den Kopf abreißen, wenn Dich die stolze Thekla nimmer anschaute?"

Friedl erröthete tief. In seiner gegenwärtigen empfindlichen Seelenstimmung verletzte ihn diese kecke Herausforderung schwer, und kalt überlief es ihn, wie sein Vertrauen, welches ihm der Drang des Augenblicks entrissen hatte, hier nicht seine Würdigung fände.

„Jetzt muß ich weiter," sagte er bedeutend abgekühlt. „Ich will Dir nicht vergessen, Vefi, was Du für mich thust. Ich brauch' nichts umsonst, Gott sei Dank, und kann schon wieder heimzahlen. Laß mir nur Zeit, Vefi, bis ich die Mutter für mich gewonnen hab'. Der Stiefvater darf freilich nichts von der ganzen Sach wissen. Sey nur net bang und hab' keinen Verdruß derweil. Ich will Alles ausgleichen. Dein Bübel laß ich erzieh'n, und für Dich wird auch schon gesorgt. Was möchtest denn sonst gern? Es ist nimmer weit hin auf den nächsten Markt, wenn Du was magst, sag's nur, es soll mir nichts zu theuer sein."

„O, es braucht's nicht," loderte Vefi empfindlich auf, „da schau' her, was kaufen für ein Menschenleben! Behalte dein Geld. Ich brauch' nichts von Dir, für unsereins muß es ja schon eine Ehr sein, wenn so vornehme Leut auf unsern Rücken über'n Sumpf steigen mögen. Ich und mein Bübel werden auch ohne Dich nicht verhungern."

„Nimm's nur net so ungleich auf, Vefi. Es ist gewiß nicht schlimm gemeint, und ich will Dir zeitlebens an=

hängen. Schau', ich kann net fortgeh'n, so lang Du Verdruß auf mich hast." Er setzte sich nieder neben sie, die sich heftig in einen Winkel niedergekauert hatte, und ein paar heiße Thränen beschämten den bittern Trotz, der auf ihren Lippen schwoll. „Gib mir die Hand und zürn' nicht mit mir," bat er.

„Das thue ich auch nicht. — Ich glaub', ich könnt' es gar nicht — und wenn, ich glaub', wenn — Du mir zehn Jäger erschießen thät'st!" sprach sie schnell versöhnt und heftete einen Blick auf ihn, der ihm durch Mark und Bein drang so voll Lockung und so voll Wohlgefallens. Das lose in's Mieder gesteckte Halstuch war auf einer Seite herabgeglitten und legte die blendende Fülle des Halses und einer üppigen Achsel bloß, auf welcher die röthlichen Spitzen einer losgegangnen Flechte wie hängende Goldfäden spielten. Langsam ließ er ihre Hand los, langsam stiegen seine Blicke von der schönen Büste aufwärts und begegneten einem Gesicht, welchem die frivole Keckheit einen fremdartigen, fast verzehrenden Ausdruck lieh', der ihn fast durchschauerte. Viel Dutzend mal hatte er Vefi gesehen, aber es kam ihm vor, als schaute er sie jetzt zum Erstenmale an. Die üppige, kräftige, jugendblühende Gestalt, die warme Sinnlichkeit, mit der sie ihn an sich zog, übte einen Zauber auf ihn, der ihn wie gefangen hielt. —

„Aber jetzt ist's Zeit, daß ich gehe!" ermannte sich Friedl endlich. „Behüt' Dich Gott, Vefi, und behalt mich fein lieb, und sag' nur dem Sixten, wegen dem Vieh

soll er sich nicht leid sein lassen, wir machen schon die Richtigkeit.“

„Das wär' das Wahre, da wüßte ja der Sixten gleich, daß Du dabei gewesen bist.“

„Ist auch wahr. Ihr Weibsleut seid halt eineswegs gescheuter als wir Mannsbilder. Du weißt schon selber, was Du sagen mußt, und wenn'st etwa vor's Gericht kommst, gelt, verred Dich fein nicht.“

„Da hast Recht, daß ich mich nicht verrede,“ versicherte sie in schlauer Zustimmung, „diesen Sesselrutschern auf dem Landgericht will ich Eins vormachen, daß es nur so hallt. Darauf kannst Dich verlassen, und lügen kann ich, Gott sei Dank, daß sich nur Alles so biegt, das heißt, wenn's sein muß.“

„Und jetzt behüt' Dich Gott viel tausendmal. So bald es sein kann, kehr' ich wieder zu, und trag mir nur nichts nach.“ Nochmal umschloß er die Dirne mit kräftigem Arm, drückte einen Kuß auf ihre vollen Lippen und entschwand unter dem Düster der Zwetschgenbäume.

Lange, lange schaute ihm Vesi nach. Und als schon längst das Rascheln seiner Schritte in dem welken Laub erstorben war, starrte sie noch immer in die schwarze Nacht hinaus.

Aber es war nicht Schmerz um den verlornen Geliebten, nicht Schreck und Ueberraschung über diesen plötzlichen Umschwung der Dinge, was ihre Augen umzog, und ihre Lippen zusammenpreßte. Es war auch wohl nicht Liebe und Sehnsucht allein, welche ihre Wangen

dunkler färbte und ihre Brust höher hob. Es lag in ihren Zügen etwas von der schlauen Spannung des Schachspielers, der über einem kühnen Zuge brütet, und die wilde, triumphirende Lust, sich mit dem Geschick in einen Kampf einzulassen.

„Kein Wind so schlecht, der nicht einem Andern was Gutes zuweht,“ sagte sie endlich bei sich selbst, von Morassi's kalter Schnauze aus ihrem Sinnen erweckt, schloß die Thüre, und hüllte sich in ihre Decke.

Friedl wurde, sobald er wieder allein war, auch sogleich wieder eine Beute des bittersten Bewußtseins. Er verfolgte indeß seinen Heimweg auf den entlegensten Wegen. Alle Gehöfte, wo Hunde bellten, alle begangenen Pfade vermied er. Hinter Hecken schlich er sich, durch dichtes Tannigt, durch Dümpel watete er still und geräuschlos wie der Marder, welcher seinem Raub in Hühnerställen und Taubenschlägen nachschleicht. Aber o! mit welchen Gefühlen!

Sonst war es ihm, dem frischen, gewandten Jäger, ein Genuß, die stillen schlafenden Gefilde zu durchstreifen. Ein muthiges Hochgefühl trug ihn, wenn die Sterne blinkten, die blauen Bergmassen sich vor ihm aufthürmten und Alles unter dem Bann des Schlafes ruhte, über die Gelände. Es war ihm, als gehörte die Welt sein eigen. — Heute fürchtete er jeden Schatten. Eine matte, bleiche Nacht lag auf dem Gebirge. Ein Nebel hatte die Sterne verhüllt. Die Gebirgsmassen, nur in ihren Umrissen erkennbar, lagen unförmlich und noch viel riesiger als am

Tage um ihn her. Er kannte sich fast nicht mehr aus, so schienen sie verschoben und verwachsen. Dort der Wildbarn, sieht es nicht aus, als ob sich ein Stück davon abgelöst hätte? — und hier — das ist doch das Kranzhorn — wie kurios sieht das heute aus, gerade als ob ein ungeheurer Sarg auf seinem Gipfel stünde. Aus der Schlucht von dem Petersberg herunter regte es sich, als ob eine Prozession herunter wallte, und die blendendweißen Nebelschwaden, die über Mooren und Sümpfen lagerten, mahnten ihn an Leichentücher. So oft sein Fuß an eine Wurzel stieß, schrack er zusammen, und immer und immer hatte er die wohlbekannte Stimme des Jägers, sein herzhaftes Lachen in den Ohren, und immer und immer rief er sich seinen Schmerzensschrei wieder zurück: „Maria und Joseph!“ in ununterbrochener Reihenfolge.

Wie es wohl jetzt mit ihm stehen mag, wo er sich in diesem Augenblick befinden mag? — Wohin hat er ihn denn eigentlich getroffen? — Ob er wohl stark geblutet hat? — Wie er etwa jetzt liegt? — Auf dem Gesicht oder auf dem Rücken, ob gerade ausgestreckt oder gekrümmt? — Ob sein Gesicht recht blaß, verstört, ausgeblutet sein mag, oder ruhig. — Ob er wohl schnell gestorben ist, oder einen langen, schmerzvollen Kampf zu kämpfen hatte? — Ja, ob er wohl jetzt schon todt ist? Ob er nicht gerade jetzt in derselben Minute seinen Geist aushaucht und seines Mörders gedenkt? — seines Mörders, der ihn so unvermuthet aus seinem frohen Waidmannsleben in den kalten Tod gestürzt hat. —

Ein eiskalter Schauer nach dem andern überlief ihn, als er diesen Gedanken folgte, die nicht er hatte, sondern die ihn gewaltig anfaßten und in ihren Wirbel zogen, von denen er sich nicht los machen konnte. Mit einer gewissen Gier verfolgte er diese Möglichkeiten, und handelte sie immer von Neuem ab. Sein Leben hätte er darum gegeben, jetzt den Jäger zu sehen, um gewiß zu wissen, wie es in diesem Augenblick um ihn stehe, und doch erschütterte jedesmal ein lähmender Schlag seinen ganzen Körper, wenn er an einer Weide vorüber ging, die umgestürzt am Wege lag, oder über eine Wurzel stolperte. Er meinte, so könnte es sein, wenn er über den ausgestreckten Fuß des Jägers gestolpert wäre. Dann hörte er wieder das Lachen des Jägers, sein Ausruf: „Joseph Maria“ tönte ihm wieder in die Ohren, und so groß war seine Aufregung, daß er zeitweise stehen bleiben und horchen mußte, ob denn das wirklich nur sein eigener Herzschlag sei, von dem ihm scheinbar die ganze Gegend und die mächtigen Berge wiederzuhallen schienen.

Mit welchem Gewicht hatte der Verlauf weniger Stunden sein frisches, frohes, freies Leben belastet! Er hatte eine Blutschuld auf sich geladen, zwar nicht mit Wissen und Willen, aber nichts desto weniger schwer an Folgen. Wird er sich bei so vielen Mitwissern der Entdeckung entziehen können? — Die Untersuchung, die gerichtliche Prozedur stellten sich ihm wie ein drohendes Gespenst entgegen. Vor Allem dem aber fürchtete er

den Zorn seines strengen, stolzen, eigensinnig an Begriffen von Ehre und Unbescholtenheit hängenden Vaters. Wie es dieser wohl aufnehmen wird, wenn einmal in sein ehrenreines Haus der Gerichtsdiener mit einer Vorladung, oder der Gensd'arm ihn abzuholen kommt. — Das Denken stand ihm still, schweißtriefend und athemlos befand er sich schon am Ufer des Inn, ehe er nur den halben Weg zurückgelegt zu haben glaubte. Er suchte nach dem Kahn, der ihn herüber gebracht und welchen er hinter Weidigt versteckt hatte. Er suchte auf und ab, der Kahn war fort, wahrscheinlich von einem ebenfalls Versprengten benützt worden, als die Gensd'armen die Haberer aus einander jagten. Ein Pfiff hätte zwar den Fährmann am jenseitigen Ufer gleich heraus gebracht; denn der alte Ignatz hatte den Ruf, nur mit einem Auge zu schlafen, aber auch den: das Klatschblatt für die ganze Gegend zu sein, und anstatt der Kreuzer, die von einem größeren Geldstück herausstrafen, Neuigkeiten dagegen zu geben. Wurde es bekannt, daß Friedl in der Nacht den Inn passirt habe, dann war Alles verloren. — Geängstet und abgespannt, lief er das Ufer entlang nach einer Auskunft suchend. Es schwindelte ihm. Schon krähte da und dort ein frühwacher Hahn. Diesem folgten die Glocken der Kirchen und Kapellen. Die Schneepyramide des hohen Venedigers begann schon von den Morgenstrahlen anzuglimmen, die andern Berge tauchten auch auf aus der Dunkelheit; gemäß der strengen Hausordnung in seines Vaters Hause konnte es nicht

lange mehr still bleiben, und waren einmal die Dienstboten um die Wege, dann gute Nacht Schweigen. Und die Gelegenheit so nahe — nur eine Steinwurfsweite das jenseitige Ufer und gleich daran das Haus! —

Er stand rathlos eine Weile, da fielen seine Blicke auf die schlanke, glatte Stange, an deren Spitze das Seil, in dem die Fähre lief, befestigt war. Da hinauf zu klimmen, war eine Prüfung für den geschicktesten Matrosen; denn diese Masten waren glatt und dünn, und haltlos durch die feuchte Luft für jeden Handgriff. Aber Friedl war ein gewandter Kletterer, und die Angst ein guter Sporn, der alle seine Fähigkeiten auf die Spitze trieb. Mühsam klomm er den schlanken Baum hinauf, ergriff das schlaff herabhängende Seil und handete sich, einer Fliege gleich, die an einem Spagat fortkriecht, hinüber. Leise und schnell glitt er an der jenseitigen Stange hinunter und war im Hause und im Bett, gerade als die Dienstboten den Ställen und ihrer Arbeit zugingen.

Fridolin war der einzige Sohn und Erbe des reichen Müllers bei Neubeuren. Der Name des Geißelmüllers hatte Gewicht in der ganzen Landschaft. Sein gesunder Verstand, seine landwirthschaftliche Erfahrung, seine strenge Rechtschaffenheit, vor Allem aber sein gefüllter Geldkasten, durch welchen die letzte Eigenschaft erst den rechten Nachdruck bekam — denn gar Mancher wäre für sein Leben gern rechtschaffen, wenn er nur das Geld dazu hätte; gar Mancher möchte Wort halten, Schulden zah-

len, Verpflichtungen erfüllen, mit einem Wort ein ehrlicher Mann sein, wenn ihm der Nervus rerum nicht dazu fehlte — sicherten ihm ein Ansehen, das ihn zu einer Notabilität für die ganze Gegend machte. Sein Wort war so gut wie ein Protokoll. Wenn er einer Sache beitrat, so erhielt sie sogleich ein entscheidendes Gewicht. War irgend eine Deputation abzufertigen, so war der Müller an der Spitze, war ein Abkommen mit der Behörde zu treffen, so hatte der Geißelmüller den Vortrag; war eine gemeinnützige Maaßregel, ein Commun-Entscheid, ein Streitfall zu schlichten, von welchem Nichts in den Gesetzbüchern stand, ein Vergleich zu Stande zu bringen, so war der Müller die höchste Instanz, und sein bündiges, barsches: „Wollt ihr jetzt, oder wollt ihr nicht?“ — richtete in einer Minute mehr aus als die langwierigste Advokaten-Beredsamkeit und brachte die zähesten, hartnäckigsten Diftler herum. Denn bekanntlich ist nichts unbeugsamer, unerweichbarer als der Bauer in Prozeßsachen. Hat er einmal geklagt, oder ist er verklagt, dann kann er auch um ein handgroßes Fleckchen Rain, um einen Maulwurfshaufen Grund Monate lang streiten. Sogar die Beamten hatten Respekt vor dem straffen, bündigen, gescheiden Wesen des Geißelmüllers. Dieses Ansehen aber hütete er auch mit eifersüchtiger Strenge und suchte es in jeder Hinsicht zu fördern. Von seinen Ehrengeschenken bei Hochzeiten und Primizen war in der ganzen Gegend die Rede. Auf seiner Kirchweih wurden die Geistlichen und Honoratioren fürstlich

traktirt, und auf Märkten ließ er sich sehen und die Kronenthaler springen, daß es eine Freude war. Auch die Armuth vergaß er nicht. Von der Mühle durfte Keines ohne eine Nudel oder eine handvoll Mehl geschickt werden und bei Sammlungen für Kirche, Schulen oder sonstige wohlthätige Zwecke stand sein Name obenan.

Mit seinem Stiefsohn Friedl stand er sich aber deßhalb nicht zum Besten, weil er in ihm jenen Sinn für Respektabilität oder Gesetztheit, der ihm so viel galt, vermißte. Friedl war ein hübscher, schlanker Bursche, mit einem feinen städtischen Gesicht, das Stichblatt seiner höhnelnden Kameraden, die ihn mit selbem beständig aufzogen; einem Schnurrbart, der ihn zum Ziel aller sehnsüchtigen Mädchenträume machte, und einem Charakter, welcher der vergnügten Sorglosigkeit seines Gesichts vollkommen entsprach. Er war heftig und aufbrausend, hatte ein gutes aber schwaches Gemüth, und vor Allem eine Sucht, gerade nach dem Versagten zu streben, worin er von seiner Mutter, die das einzige Söhnchen hinter des Vaters Rücken nach Möglichkeit hätschelte, unterstützt wurde; das gab zu heftigen Conflikten Anlaß. Wenn der Stiefvater auch nur immer das Rechte und Richtige wollte, so geschah es doch in einer Weise, welche eben so verletzend auf das verwöhnte Gemüth des Sohnes, als auf das der schwachen Mutter wirkte, welche nicht begreifen konnte, warum ihr Friedl, der reichste Erbe der ganzen Landschaft, gerade so gehorsamen und gut thun sollte, wie der Sohn irgend

eines armen Häuslers oder Taglöhners, der von den Leuten leben mußte. Das war auch die einzige Mißhelligkeit zwischen den Geißelmüllers Leuten, die, obwohl zwei sehr verschiedenartige Charaktere, sonst das Muster einer guten Ehe abgaben.

Ueberhaupt sind gründlich schlechte Ehen auf dem Lande viel seltener als in den Städten. Nicht daß es deren keine gäbe. O ja! — Aber es müssen schwere Anlässe dazu vorhanden sein. Es muß der Mann entweder ein Säufer, ein Wüthrich oder ein Taugenichts; die Frau eine Verschwenderin, eine Faullenzerin oder — sonst was sein; mit einem Wort, es müssen materielle Klagen vorliegen, welche die Wohlfahrt der Wirthschaft gefährden, wenn die Ehe schlecht sein soll. Was in Städten meist das Eheglück unmöglich macht, diese zarten, oft unmerklichen Charakternüancen, welche zu eben so vielen Conduktoren der Abneigung und des Hasses werden, kennt man auf dem Lande nicht. Die einfachere Lebensweise und Sinnesrichtung stellt auch einfachere gegenseitige Forderungen. Der vornehmste und fast einzige Lebenszweck des Landmanns ist der Betrieb der Wirthschaft. Erwerben und Erhalten des Erworbenen, Etwas vor sich bringen, was in der engen Sphäre des bäuerlichen Verkehrs gerade keine leichte Sache ist, wird zu der eigentlichen Aufgabe des Daseins, der sich alle andern Interessen unterordnen. Dieses gemeinschaftlich demselben Ziele zugewandte Streben, welches tägliche Leistungen für tägliche Bedürfnisse fordert, eint die Gemüther, bringt Zucht und Ordnung

ins Familienleben, während die strenge Arbeit das Ueberwuchern der Materie verhindert und Geist und Körper in einem gesunden Gleichgewicht erhält.

Wer eine hohe Idee von Sitteneinfalt und Sittenreinheit nach dem Oberlande mitbrächte, würde sich sehr getäuscht finden. Die Geschlechter genießen einer zügellosen Freiheit im gegenseitigen Umgang, und das Kammerfenstern hat sich zu derselben bedauerlichen Berechtigung verholfen, wie der Kiltgang in der Schweiz. Daß ein Brautpaar eine Familie von vier und fünf Kindern mit an den Traualtar bringt, ist weder eine Seltenheit, noch eine Schande. Sind die Leute aber verheirathet, dann tritt Ordnung und Mäßigung an die Stelle der früheren Zügellosigkeit, und Mann und Frau richten ihren Sinn auf das Erwerben. Und der landbauerliche Erwerb ist ein schwerer und langsamer, man mag noch so viel von hohen Kornpreisen und bäuerlicher Hoffahrt sprechen. Wohl sechszigmal muß der Bauer den Pflug handen, die schwere Scholle treten, wohl sechszigmal mit Zagen die schwarzen Wolken heranrücken sehen, wohl sechszigmal die Sichel schwingen, bis die sechszig Kreuzer, die einen Gulden ausmachen, auch rein gewonnen sind.

Weit häufiger als in den Städten sieht man auf dem Lande die ungleichartigsten Paare zusammengekoppelt; den sechszigjährigen Greis mit dem zwanzigjährigen Weibe, oder die fünfzigjährige Frau mit dem fünfundzwanzigjährigen Manne, ohne daß diese Ehen zu solchen schauderhaften Experimenten werden, wie in den Städten.

Die junge Frau sieht neben dem alten Mann die neuen Tücher und Röcke, den Schrank voll gerollter Leinwand, und der junge Mann gegenrechnet bei den Runzeln und grauen Haaren der Seinigen, die Felder, das Vieh und die Gulden, die er zugleich mit ihr geheirathet hat, und hält sich für abgefunden.

Wie oft heißt es dagegen in der Stadt: Welch ein scharmanter Mann ist das! — Gott, was ist das für eine liebenswürdige Frau! Aber sie leben wie Hund und Katze. — Ei warum denn? wenn er so scharmant, sie so liebenswürdig ist? — Ja sehen Sie, er schwärmt für Gelb und kann das Grün nicht leiden. Sie lebt nur in Grün, und Gelb macht ihr Krämpfe. Deshalb passen Sie nicht zu einander. Das setzt uns denn billig in Verwunderung; denn Jedes hat seinerseits so viele scharmante, liebenswürdige Eigenschaften, daß man meinen sollte, sie könnten leben wie die Engel im Himmel. Aber Punktum! sie passen einmal nicht für einander, und so zieht das Eine rechts, das Andere links. Die Frau quält den Mann grün, der Mann die Frau gelb, und die schlechte Ehe ist fertig, ohne daß Eines mit dem Andern versuchte, ob nicht Grün und Gelb verschmolzen eine harmonische Farbe gäben.

Man beobachte nur die Kämpfe um Eheglück, an welchen Nichtigkeiten sie sich entzünden, oft an Eigenheiten, Schwächen, Menschlichkeiten, ja oft an bloßen Unarten, armseligen Zuthaten des äußerlichen Wesens, die mit dem Charakter, dem Seelenwerth des Betheiligten gar nichts

zu schaffen haben. Launen, körperliche Verstimmung, ein Sandkörnchen auf dem täglichen Wege kann zu einem Stein des Anstoßes werden, an welchem sich der Lebensstrom tosend und schäumend bricht, während mit einiger Geduld, mit einiger Nachsicht, mit einiger Duldsamkeit und Uebertragung, einiger billiger Anerkennung des Gegenüber und einiger Selbstkenntniß, einiger Disciplin und einiger Verläugnung des eigenen kostbaren Ich's das ruhigste, beglückendste Zusammengehen bewirkt werden könnte.

Das alleinige Unglück vieler — will man nicht sagen aller Ehen — ist die Verkünstelung in der Mädchenerziehung, die Verweichlichung und Verzärtelung der Gefühle, welche kein Gegengewicht in der Ausbildung der geistigen, moralischen Kräfte bekommen und welche wie die Nordlichter in unverstandener, ungesunder und ungeregelter Beweglichkeit hin- und herfahren. Die Mädchen bringen einen schönen Theil ihres Lebens — den schönsten — in Instituten zu, wo sie mechanische Talente ausbilden und eine Menge von Dingen lernen, die sie schon am ersten Tage ihres Ehelebens den Winkeln der Vergessenheit zuweisen. Sie lernen Musik und Sprachen, Zeichnen und Modelliren und künstliche Arbeiten. Sie studiren Harmonielehre und Generalbaß. Sie sitzen Tagelang am Clavier über der Disciplin der Finger. Aber die Harmonie der Seelenstimmung, die Disciplin der eigenen Launen lernen sie nicht. Sie sprechen Englisch, Französisch und Latein, aber die Sprache der klugen Ueberredung, der Sanftmuth und Geduld sprechen sie

nicht. Sie treiben Botanik und suchen nach Blumen, um sie zu klassificiren und nachzubilden, sie sind zu Hause im exotischen Gewächshaus, aber in die Wildniß ihres Innern kehren sie nie ein; ihre Fehler und Schattenseiten sind ihnen fremd. Sie wissen Köpfe zu zeichnen und Figuren zu modelliren, aber nicht die Seelen ihrer Kinder zu bilden, und unter den hundert künstlichen Handarbeiten geht ihnen doch jene einzige und nöthige Kunst ab: Himmlische Rosen in's irdische Leben zu flechten. Sie lernen, flüchtig zu gefallen und frühzeitig zu veralten, denn ihr Erwerb sind Aeußerlichkeiten.

Was an den Mädchen für äußerliche Bildung zu viel geschieht, geschieht an den Knaben zu wenig. Während jene Sinn, Geist und Herz mit Institutsgefühlen und Instituts-Erwerb austapezieren, wird der Knabe durch sein frühzeitiges Fachstudium der Lebensschule entzogen und verliert so zu sagen die Praxis des häuslichen und geselligen Umgangs. Roh, scheu und unbeholfen, eckig, einseitig, anspruchsvoll und ungenügsam, je nach welcher Richtung hin er sich besonders ausbildete, kommt der junge Mann zu einer jungen Frau, die seiner Rohheit Empfindlichkeit, seiner Unbeholfenheit Ungeduld, seiner Einseitigkeit Unzufriedenheit und seinen Ansprüchen Ungenügen, Geringschätzung entgegensetzt, — und die Resultate sehen wir täglich. — Nichts destoweniger ist er ein scharmanter Mann, und sie eine liebenswürdige Frau — in Gesellschaft nämlich!

Wer ist wohl da am öftesten Schuld? Der Mann

oder die Frau? Das ist eine kitzlige Frage und am besten, man hält sich dabei an die Legende vom zerbrochenen Schüsselchen und Töpfchen. Das großartige, dumpfe, hinausgreifende Eheunglück, das den Wohlstand vernichtet, Schmach und Zerstörung über Familien bringt, nach Beil und Messer greift, dieses werfen wir ohne Weiteres den Männern zu. In ihrer gröbern Organisation, wildern Sinnesart und durchgreifendern Wirksamkeit verschulden sie das weit öfter, als Frauen. Das kleine Eheunglück aber, das sich um Fasern, Scherben, Splitter und Fleckchen dreht, dieses veranlassen unfehlbar am alleröftesten die Frauen. Die kleinliche Unduldsamkeit, Zanksucht, Triefelsucht so vieler, oft gar nicht bösartiger Frauen, oder wenigstens nur bösartig im Detail — ist dem fortwährenden Knirschen einer neuen Kaffeemühle zu vergleichen, die — auch im Detail — den Hausfrieden langsam, aber fein und sicher zermahlt. Von ihnen sagt der weise Salomo, der überhaupt die bösen Weiber auf dem Strich hatte und sie nicht leicht in einem Capitel überging: „Ihre Rede ist ein stetes Triefen, und wie der Rauch den Augen, so ist ein böses Weib dem Frieden.“ Wenn das große, wilde Eheunglück dem Wassersturze zu vergleichen ist, der rücksichtslos mitreißt, worüber sein Weg geht, so findet das kleine sein Gleichniß in dem Wassertropfen, der auch den härtesten Stein aushöhlt. Ob es nun vorzuziehen ist, rasch hinweggespült zu werden, oder sich langsam, körnchenweise auflösen zu lassen, das ist gänzlich Geschmackssache. Wir

begeben uns alles Urtheils hierüber, sondern lieber in aller Geschwindigkeit nach der Geißelmühle, um uns zu versichern, daß wir Friedln glücklich unter die Bettdecke gebracht haben, ehe sein Stiefvater auf war.

„Larifari," pflegte der Müller zu sagen, wenn vom Haberfeld die Rede war. „Laßt den Pfarrer seine Gänse selber treiben und treibt ihr die eurigen. Mit Schimpfen macht ihr nichts besser und schafft ihr die Mißbräuche nicht ab. Führt ihr euch um so besser auf, daß sich die Andern daran zu schämen haben, aber bleibt daheim sonst —"

Seine Dienstboten durften, bei Verlust des Dienstes, die Haberfeldnächte nicht außer dem Hause sein, denn ihm war Alles verhaßt, was den geraden Weg und das Tageslicht zu scheuen hatte. Daß Friedl eine Hauptrolle dabei gespielt, das ließ er sich im Traum nicht einfallen, wie despotische Menschen überhaupt an keinen Ungehorsam glauben, obwohl sie am meisten hintergangen werden.

Und nun wollen wir Einiges über die eigenthümliche Sitte des Haberfeldtreibens erzählen.

Sie klagten an, straften und henkten, ohne lang herum zu fragen, was aber viel Verdruß machte.
Bayr. Criminal-Cod. 1771.

Bis in's Mittelalter zurück und als eine gemilderte Fortsetzung des durch Ludwig den Bayer aufgehobenen

Rügerechts *) läßt sich eine Art Vehmgericht verfolgen, von dem sich eine obwohl entartete Form in einem Theile von Südbayern bis auf den heutigen Tag erhalten hat, das sogenannte Haberfeldtreiben, eine höchst eigenthümliche Erscheinung, und für die Sittengeschichte des Volkes von größter Wichtigkeit.

Das Haberfeldtreiben, ein europäisches Lynch-Gesetz und ein Afterzweig des westphälischen Vehmgerichts, das seinen Kern in den Gerichtsbezirken Miesbach, Falkenstein, Brannenburg, Rosenheim und Aibling hat und seit seinem Bestehen ein nicht zu bewältigender Pfahl im Fleische jener Behörden ist, hat seine Statuten, Verordnungen und Gesetze wie der legitimste Verein. Die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, ist, solche Vergehen zu rügen und sie an's Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, gegen welche der Arm der Gerechtigkeit nicht einzuschreiten vermag, entweder aus Mangel an Beweisen oder selbst aus Mangel an einem Gesetze dafür, moralische Vergehen, als: Verläumdung, Abläugnung, Confubinat, Meineid ꝛc. Am häufigsten aber ist es der Wandel der Geistlichen, und Ehebruch, dort in ländlicher Bezeichnung: Ausgrasen genannt, welche sich diese rustikale Nemesis zum Vorwurf nimmt.

Das Haberfeldtreiben ist eine Gerechtsame, ein Privilegium, welches auf Häusern haftet, und sich von Genera-

*) Rügerecht in Bayern, dessen Abschaffung in der zweiten Handveste Herzogs Otto, 1365 bestätigt. Westenrieder, bayr. Geschichte, Crimin. Cod. 1752.

tion zu Generation forterbt. Familiennamen, welche heute noch in der Gegend prosperiren, finden sich schon vor hundert und mehr Jahren in den Akten der Haberfeld-Prozeduren erwähnt. Die Haberfeldtreiber bestehen aus den ansäßigen, vermöglichsten und bestbeleumundeten Bestandsleuten des Bezirks, welche mit ihrer Sippschaft, Söhnen, Schwägern, Vettern u. s. w. den Kern der Haberer bilden, welchen sich aber dann noch Alles anschließt, was an jungen Leuten wehrhaft und verfügbar ist.

Hat nun ein Individuum die öffentliche Mißbilligung durch seine Aufführung bis auf einen gewissen Grad herausgefordert, so wird ein Treiben beschlossen, wovon sich die Kunde wie ein Schnellfeuer durch die ganze Landschaft verbreitet, ohne daß man weiß, von wem sie ausging. Zur Nachtzeit erscheint am Hause des Hauptsünders, welcher die Firma hergibt, ein Vermummter, klopft an den Laden und kündet an: daß in acht bis vierzehn Tagen bei ihm getrieben werde und er sein Haberfeld zu leeren habe, worunter verstanden wird, daß irgend ein gewisser bezeichneter Raum von allen Hindernissen frei gemacht wird, am liebsten vor dem Hause selbst, wenn die Lokalität darnach ist; daß er sein Vieh wohl anhänge, damit es nicht, durch den Lärm erschreckt, Unheil anrichte, und seine allenfallsigen Wöchnerinnen und Kranken aus dem Hause schaffe. Diese letzte Warnung ergeht auch an alle jene Häuser des Dorfes, woselbst sich solche befinden. Immer wird zu dieser Prozedur der Spätherbst mit seinen langen, finsteren Nächten erwartet, wo noch kein Schnee-

fall die Fußspuren verrathen kann, und die Felder so weit geleert sind, daß durch den Zu- und Abgang nichts verwüstet werden kann; woher sich auch die Bezeichnung des Haberfeldtreibens — Abtreiben für Ableeren — leitet. Unveränderlich auch ist es die Nacht vor einem Sonn- oder Feiertage, in der getrieben wird, weil in dieser die Knechte und Dienstboten unbeachteter ausschlüpfen können.

Nun heißt es: diese Nacht wird getrieben, oder die nächste Samstagsnacht wird getrieben, und Alles ist voll Spannung. Allein oft wochenlang wird die Landschaft durch solche falsche Gerüchte geäfft, ohne daß sich etwas regte. Ist dann die öffentliche Aufmerksamkeit und besonders die der Behörde eingeschläfert, dann, plötzlich mitten in der Nacht ertönen Trommeln, schmettern Trompeten weit über die Gegend hinaus, und Alles stürzt aus den Betten dem Haberfeld zu.

Nun sieht man die Haberer heranschleichen, einzeln oder in Gruppen; aus allen Richtungen, auf allen Pfaden kommen sie herbei, phantastisch vermummt, wie es die bäuerliche Garderobe und Einbildungskraft zuläßt. In Harnischen von Goldpapier, in Helmen von Silberpapier, alten Soldatenkasketen, abgetragenen Uniformstücken, Ritterkrägen, Kapuzinerkutten, mit Allem, was sich an Costümen vorfindet, erscheinen Einige, Andere, nicht so wohl Ausgestattete, schaffen sich Phantasie-Costüme aus Kuhhäuten, Schaffellen, Andere erscheinen in Strohgewändern, wieder Andere als mobile Vogelscheuchen

flatternd von Lumpen und Fetzen. Die Simpelsten ziehen Strohsäcke über sich. Auf den Kopf schickt sich Alles. Werg- und Roßhaarperücken von ungeheurem Umfang, Kappen von Schilf, von Papier, sogar alte Töpfe sieht man, die Gesichter werden entweder mit Mehl, mit Ruß, oder Ziegelstaub gefärbt, und Bärte von Werg, Roßhaar oder trockenem Moos vollenden das Costüm, welches zuweilen an grotesker Scheußlichkeit Alles überbietet, was man sich in der Art vorstellen kann. Jeder handhabt ein lärmmachendes Instrument. Trommeln, Trompeten, Flinten, Pfannen, Glocken, Ratschen, leere Fässer mit obligaten Dreschflegeln dazu, Windmühlen und alle erdenklichen spektakelmachenden Dinge schleppen sie heran, um sich still und lautlos an dem Zusammenkunftsorte zu versammeln.

Das Corps der Haberfeldtreiber, oft aus dreihundert Mann bestehend, ist während der Nacht seiner Wirksamkeit militärisch organisirt und disciplinirt. Es ist in Rotten unter zehn — zwölf Commandanten, die aus den fähigsten und angesehensten Bestandleuten gewählt werden, getheilt, unter deren Leitung sie sich aufstellen, Vorposten ausstellen und ihre Parole empfangen. Alsdann beginnt das Verlesen. Jeder Theilnehmer hat einen fingirten Namen, den bekannten Geistlichen, Beamten, Lehrern, oder auch den Bergen und Ortschaften abgeborgt. Fehlt auch nur Einer der Aufgeschriebenen, oder erregt die Stimme eines Verlesenen den geringsten Zweifel an der Identität seiner Person, so gehen sie un-

verrichteter Dinge wieder aus einander. Einer allgemein bekannten Sage nach, befindet sich unter den Verlesenen öfter ein Unverlesener, welcher mit einem Aufgerufenen zugleich antwortet. Dieses ist der † † † und sein Mitaufgerufener stirbt in diesem Jahre noch eines gewaltsamen Todes.

Niemand darf sich dem Kreise auf eine gewisse Entfernung nahen, oder den Rayon und Vorposten passiren, ohne zu sagen, woher und wohin, in welchem Falle er eine Escorte erhält, die ihn auf der angegebenen Route fortbegleitet. Ist endlich Alles geordnet und für Sicherheit gesorgt, alsdann wird gefragt: „Bauer, ist dein Haberfeld leer?“ worauf der Gefragte mit bloßem Haupte am Fenster oder in der Thüre stehend, mit „Ja“ antworten und der Dinge harren muß, die seiner warten.

Hierauf tritt der fähigste und geübteste Leser in den Kreis, welchen einige Laternenträger bilden, und nun beginnt er die Ablesung des Sündenregisters in Knittelversen so treffend, so witzig, oder so derb, je nach dem Vermögen der Verfasser, abzulesen. Nach jedem Klagepunkt hält er inne und fragt: „Burschen, habe ich recht oder nicht?“ „Recht hast!“ antworten sie unisono und lassen einen Tusch mit ihren Instrumenten folgen, welcher, wenn nicht des jüngsten Gerichtes, doch des vorletzten ganz würdig ist.

Ist der Hauptfirmaträger abgewandelt, dann folgen die Uebelthäter von Nah und Fern, welche auch zugleich

in contumaciam mit abgethan werden. Wegen eines Schuldigen allein wird nie Haberfeld getrieben und der Vehmbesen übergeht kein Schloß und keine Hütte, ohne ein paar reinigende Streifen zu thun.

Den Schluß macht eine Katzenmusik, welche in ihrer Zusammensetzung und Potenz zu jenen schmeichelhaften nächtlichen Executionen, wie wir sie in den Städten gewohnt sind, just in dem Verhältniß steht, wie das musikalische Ohr eines Solo-Dilettanten zu dem Ohre des die Gong und den Tamtam gewohnten Chinesen. Pfannen, Kessel, Kühglocken, Trommeln, Pfeifen, Trompeten, Windmühlen, Dreschflegel auf Fensterladen oder leeren Tonnen werden losgelassen und mit aller Energie dieser naturkräftigen Menschen gehandhabt. Dazu knallen zu gleicher Zeit einige hundert Flinten, knattern Frösche, steigen Raketen, krachen Böller, und erschallt ein so fürchterliches, ein so ganz undenkbares, infernalisches Halloen, ein solches Jauchzen, Quicken, Heulen und Pfeifen, wie es das menschliche Ohr noch nie vernommen, der menschliche Sinn noch nie gedacht, dessen leiseste, nur im Traum einer Schauerscene geflüsterte Idee das hartnäckigste, Meyerbeer'sche Auditorium zu sprengen im Stande wäre, eine so ganz unvorstellbare Musik, welche durchaus mit nichts zu vergleichen ist, und keine Classifikation duldet, als etwa zum Accompagnement eines Höllenbreugel'schen Ballfestes.

Das gemeine Volk in China hält einen großen Drachen, welcher die Erde verschlingen wolle, für die Ur-

sache einer Sonnenfinsterniß. Um ihn zu verscheuchen, erhebt es einen ungeheuren Lärm, mit Pfeifen, Kesseln, Trommeln, Gongs, Tamtams und andern, nur diesem feinsinnigen Volke bekannten Instrumenten. Wir bezweifeln aber, daß jene Drachenmusik, so eindringlich sie sein mag, die mindeste Concurrenz mit den bairischen Haberfeldtreibern aushalten könnte, und sind überzeugt, daß alle Drachen und Ungeheuer, welche jemals diese Welt und ihre Ritter und Prinzessinnen beunruhigt haben, vor ihr Reißaus nehmen würden. Auf zwei — drei Stunden weit, besonders wo er von Bergen abschlägt, ist der Lärm vernehmbar, und hat besonders in Ställen, selbst auf diese große Entfernung hin, Unheil genug angestiftet.

Sobald die Treiber nach ihrem Ermessen Lärm genug gemacht, und ihre Anwesenheit durch einige unschuldige Neckereien, worunter das Aushängen von Thüren und Fensterladen, das Verschleppen der Baumannsfahrnisse, das Versenken der Windmühlen in den nächsten Teich, das Verzieren der höchsten Birn- oder Kirschbäume mit dem Küchengeräthe, das Zerlegen der Heuwagen, die auf das Scheunendach oder Hausdach geschleppt und dort wieder zusammengesetzt und aufgestellt werden, und andere harmlose Streiche verübt haben, ziehen sie davon, wie sie gekommen sind.

Der Gerichtete muß sich während des Spektakels ganz ruhig verhalten, darf sich nicht entfernen und nicht die leiseste Absicht einer Widersetzlichkeit merken lassen,

in welchem Falle er, jene Kindereien abgerechnet, keinerlei Schaden riskirt. Aber die kleinste Feindseligkeit oder Abwehr hätte zur Folge, daß ihm Haus und Hof demolirt würde und selbst sein und der Seinigen Leben in Gefahr käme. Dadurch, daß die Haberer Habe und Sicherheit strenge schützen und jeden zufälligen Schaden vergüten, messen sie ihrem Thun eine Rechtmäßigkeit und Gesetzlichkeit bei, deren Nichtachtung sie furchtbar zu ahnden pflegen.

In den Landgerichtsregistraturen finden sich über diese seltsame Volksjustiz ganze Stöße Acten mit den allermerkwürdigsten Vorgängen.

Im Jahr 1790 wurde dem Probst von Fischbachau getrieben. Die Veranlassung dazu eignet sich nicht für diese Blätter. Der Probst gebot Gegenwehr; da sich aber Keiner von den Klosterleuten dazu verstand, nahm er selbst dem Klostermaier das Gewehr aus der Hand und schoß — traf einen Tiroler, der auf der Brücke stand, dieser konnte just noch profitirt werden, dann starb er.

Jeden Andern hätte diese rasche That auch sogleich das eigene Leben gekostet. Der Probst, der höhern Geistlichkeit zugehörig, war indeß doch — besonders für die damalige Zeit — eine zu gewichtige Persönlichkeit, um eine solche Sühne zu gestatten. Eine Criminaluntersuchung wurde zwar sogleich eingeleitet, aber das Verfahren der Justiz befriedigt die Haberer nie. Der Probst war auf freiem Fuß, im Genuß seiner Probstei, und

den Probst wollten sie fort haben. Die Justiz ging ihnen zu langsam.

Von dieser Zeit an schien sich eine Schaar Kobolde mit unirdischen Kräften begabt gegen ihn, seine Habe und seinen Frieden verschworen zu haben, und kein erdenklicher Schabernack blieb unverübt. Saaten wurden ihm verwüstet, junges Holz abgetrieben, Wege abgegraben, Wasserrieseln in seine Felder geleitet, seine jungen Bäume geringelt, seine Heerden vertrieben, seine Fischhalter ausgeleert, seine Getreidewagen auf offenem Felde verbrannt, ganze Gebräue Bier verdorben, kurz jeder denkmögliche Schaden gethan, ohne daß auf ein einziges Individuum mit Sicherheit ein Verdacht geleitet werden konnte.

Keine Vorsicht, keine Wachsamkeit, nichts verfing. Es schienen Geisterhände im Spiel, und der Probst stand des Morgens nicht auf und legte sich des Abends nicht nieder, ohne einen gründlichen Aerger. Er war ein harter, willensfester Mann, ertrug das Ding eine Weile. Endlich gab er sich. Er fühlte, daß er der zähen, hartnäckigen Rachsucht seiner geheimnißvollen Gegner nicht länger widerstehen konnte. Er verließ die Probstei, und mit ihm waren auch die Kobolde abgezogen.

Von Jahr zu Jahr, manchmal in längeren Zwischenräumen, wird getrieben, an einem Orte oder dem andern. Natürlich liegt den Behörden viel daran, dieser onomantischen Rechtspflege ein Ziel zu setzen, aber bisher gelang es keiner Untersuchung, keiner Strafe,

keiner Exekution, keinem noch so eifrigen Rechtsmann, mit Erfolg dagegen zu wirken, um so weniger, als die Haberfeldtreiber durch ihre Verzweigung Kunde von jeder noch so geheim gehaltenen Maßregel erhalten und sich darnach richten. Den Gerichten bleibt ihnen gegenüber nichts als Spähe und Verrath. Denn wie könnte man wohl in diesen kleinen Orten, die ohne Mannschaft und Besatzung sind, auf eine Masse von 300—400 Menschen erfolgreich wirken, welche in Zeit von wenigen Stunden organisirt und in eben so viel Zeit auch wieder verschwunden ist, wie Regenwasser in die Erde? Diese Hülflosigkeit den Haberern gegenüber sichert diesen eine unbestreitbare Macht, und weil sie diese nie mißbrauchen, obwohl sie für eine gewisse Zeit die Herren der ganzen Landschaft sind, eine fast gesetzliche Geltung. Da sie nicht Alles thun, was sie könnten, dürfen sie thun, was sie wollen. Aber merkwürdig für die Geschichte dieses keineswegs sittlich entwickelten Volkes unsern zerfahrenen, haltungslosen Zuständen gegenüber: — auch kein einziges Beispiel des Verraths liegt vor. Weder Privathaß, noch Geldgewinn, diese Haupttriebfedern menschlicher Handlungen, haben je einen Verräther gemacht. Den Gemeinden werden schwere Executionen auferlegt; bei diesen übernehmen die Reichen den Antheil der Aermeren. Jeder zufällig angerichtete Schaden an Frucht, Vieh oder sonstigem Besitz wird ebenfalls von jenen vergütet, ohne daß man weiß, von wem speciell. Dieses sichert dem Haberfeld eine tradi=

tionelle Genehmigung, die in dem Volke wurzelt und kaum überwunden werden wird. Unbetheiligte gibt es genug, die davon wissen, und die Theilhaber beim Namen kennen, Kaufleute z. B., welche ihnen Pulver verkaufen, und Andere. Aber Niemand verräth seine Mitwissenschaft; vielleicht sogar aus Furcht vor der Rache eines zügellosen Anhangs der Wilderer, Pascher, Gränzer und ähnlichen Volks; Leute, die nichts zu fürchten und nichts zu verlieren haben; größtentheils haben sie das Gefühl einer lustigen Billigung für sich, wie immer der Fall ist, wo es die Schwächen des lieben Nächsten gilt.

Daß dieser Brauch sich durch Menschenalter hindurch bei einem rauhen, wenig entwickelten Volke mit solcher stetigen Consequenz, und trotz der Opfer, mit welchen der Einzelne dem Ganzen zollbar werden muß, erhalten hat und fortgepflegt wird, hat seine moralische Seite. Es ist gleichsam ein Nothschrei des gekränkten Gerechtigkeitsgefühls, dem in unsern gesetzlichen Zuständen nicht Genüge gethan wird. Diese Menschen haben die Idee der Strafe und Vergeltung begriffen, obwohl nicht in biblischem Sinne, welcher die letztere einem höhern Richter zuweist, sondern in dem beleidigten Rechtsgefühle des Naturmenschen, der schon in dieser Welt jeder Klage Rechnung getragen wissen will. Er sieht Diebstähle, kleine Vergehungen des Armen polizeilich bestraft, und will es nicht tragen, daß Ehebruch, Meineid, Ehrenraub, über deren Gewichtigkeit er in der Christenlehre belehrt wird, leer ausgehen, weil

sie gemeiniglich Laster der Wohlhabenden sind. Aus diesem angeborenen Rechtssinn, welchem auch jetzt noch keine Gesetzgebung volles Genüge geleistet hat, und für den die Codices gar empfindliche Lücken haben, gingen ohne Zweifel die westphälische Vehme, das amerikanische Lynchgesetz, das altdeutsche Rügerecht und endlich unsere Haberfeldtreiber hervor. Dieses tiefbegründete Rechtsgefühl hat sich zu allen Zeiten und bei allen Nationen bethätigt, und wir dürfen nicht bloß verdammend darüber hingehen, sondern wollen die Mängel in unsern Zuständen in's Auge fassen.

Ein gestohlener Löffel, ein getödtetes Schaf, eine angezündete Hütte, haben ihren Paragraphen in den Gesetzbüchern; wo aber ist der Richterstuhl, an welchem ihr für ein gestohlenes Lebensglück, den gemordeten guten Namen, den Brand, der in euern Haus- und Herzensfrieden geschleudert ward, klagbar werden könntet?! — Ein Schlag, ein Glas Wasser auf euer Kleid gegossen, der Exceß eines Betrunkenen haben ihr Strafmaß. Aber, wo wird man euch gerecht für die gehässige Zunge, die euern Wandel verdächtigt, euern Ruf vergiftet! Wo findet der Wüstling seine Strafe, der unbeschadet seiner eigenen Ehre die seiner Opfer zertritt und sie auf die Bahn des Lasters führt. Wohin ladet ihr die Eltern, welche durch Wort und Beispiel den Samen des Lasters in die Herzen ihrer Kinder säen und verderblich auf Generationen wirken; wohin jene Lehrer des Evangeliums, welche die Religion selbst zum Deckmantel ihrer Ge-

häſſigkeit machen, auf der Kanzel den Bannſtrahl auf Alles ſchleudern, was menſchlich denkt und fühlt, und innerhalb ihrer vier Wände — ihren Worten zum Hohn — ihren Lüſten leben? Wo wird man euch gerecht für eure getäuſchte Liebe, euer verrathenes Vertrauen, euren verlorenen Glauben an Menſchenwerth. Man glaubt gar nicht, welche Piraterie in der ſogenannten guten Geſellſchaft ihr Weſen treibt, welche Schlechtigkeiten da unbehindert von der Polizei, ja völlig berechtigt ſich breit machen dürfen. Oder wirken nicht oft Lüge, Fälſchung, Perfidie, dieſes elegante Laſter, Verführung und Verläumdung, dieſer moraliſche Meuchelmord, viel folgenſchwerer als Raub, Diebſtahl und wirklicher Mord? Aber kein Richter nimmt von ihnen Notiz, und euch, euch Beſſeren und Gebildeteren, bleibt nichts übrig, als euere Klagen, euer Unrecht jenem Richter zu überweiſen, welcher Herzen und Nieren auf ſtrenger Wage wägt.

Aber wägt er auch immer gerecht die Thaten der Menſchen!

Wie oft hört man nicht dieſe Frage des Zweifels. —

Der Menſch in ſeiner irdiſchen Kurzſichtigkeit, mit dem Blick auf ſeinen beſchränkten Geſichtskreis berechnet, will nach dieſem ſeinem Maße meſſen; er will ſeinen Beſchwerden nach menſchlicher Einſicht Rechnung getragen wiſſen. Er will die Vergeltung eintreffen ſehen, wenn es ihm an der Zeit dünkt, und murrt und zweifelt, vergleicht, wenn er den ſtrafenden Schlag nicht ſogleich auf die Unthat folgen ſieht. Das Auge, welches jene be=

gehen sah, will auch die Vergeltung mit ansehen, und zögert sie, erfolgt sie nicht, so lange der Eindruck bei ihm lebendig ist, dann spricht er: „Es ist keine Gerechtigkeit;" dann murrt er: „Siehe, das sind die Gottlosen, die sind glücklich in der Welt und werden reich."

„Soll's denn umsonst sein, daß mein Herz unsträflich lebet und ich meine Hände in Unschuld wasche.

Ich dachte ihm nach, daß ich's begreifen möchte, aber es war mir zu schwer." (Psalm 73.)

Ja, es ist wahr, lange und übermüthig wandelt der Gottlose oft seine Bahn. Verwirrt und zweifelnd sieht man das weite Feld, das ihm für die Saat des Bösen gelassen ist, und wie ihr Regen und Sonnenschein wird, ganz wie sie es zu ihrem Gedeihen bedarf. Wir wundern uns darüber und zweifeln wieder.

Aber kann es nicht im Plane der Vorsehung liegen, die bösen Anlagen und Keime in dem Bösen erst ganz herausarbeiten zu lassen, ehe sie ihn züchtigt und vernichtet? — Kann sie nicht der bösen Früchte zur Züchtigung eines Andern bedürfen, und ihn deßhalb in seiner Bosheit gewähren lassen? Gar nichts in dem physischen, wie in dem geistigen Welthaushalte, geht unverwendet verloren. Selbst Gifte braucht die kluge Hand zur Heilung. Und so wenig als die Ameise das Getriebe eines Webestuhls in seinem Zusammenhang zu übersehen vermag, wie emsig auch sie die einzelnen Theile auf- und abkriecht, so wenig vermögen wir mit dem blöden Men-

schenblick den Zusammenhang in der Maschinerie der irdischen Schicksale zu übersehen.

Nichts desto weniger klappt Alles richtig in einander und nichts ist so sicher als die Vergeltung. Wie lange ihr auch der Sünder trotzt — endlich erreicht sie ihn doch — oft wenn die Unthat schon der Erinnerung verblichen ist, oft erst dann, wenn ihr der Sünder schon entrückt scheint. Wieder spricht dann der begeisterte Psalmist:

„Gott setzt die Bösen auf's Schlüpfrige und stürzet sie zu Boden.

Wie werden sie plötzlich zu Nichte und nehmen ein Ende mit Schrecken."

„Gar Mancher lebt das Leben eines Glücklichen und stirbt den Tod eines Gerechten," heißt ein anderer Einwurf.

Auch wahr; für unser Auge, heißt das. Aber wer hat denn schon gesehen und erlauscht, was jenseits des Sterbebettes wartet? — Glaubt man, mit dem Brechen des Auges ist für diese Erde Alles aus, alle Aengsten überstanden, jeder Kampf für diese Welt ausgekämpft? Wer weiß es denn, was der irdische Mensch jenseits des stockenden Herzschlags auf der Schwelle zwischen diesseits und jenseits noch durchzugehen hat?

Die Annahme ist ja, daß mit den stockenden Adern auch die Seele und Empfindung den Leib verläßt. Uns scheint es nicht, daß sich diese lange, innige Verbindung zwischen Leib und Geist so schnell löst. Soll die Seele, welche so lange Zeit bedarf, in und mit ihrer irdischen Hülle zu reifen, so plötzlich und mit einem Male aus

ihrer Wohnstätte geschleudert werden, ohne Zwischenzustand? — Und welche unserm Auge nicht mehr erkennbare Pein kann an diese Trennung geknüpft sein, ehe die Seele ihrer weitern Bestimmung zueilt. —

Und dann, was drüben! — Dieses Alles trifft noch den Leib. Was jenseits kommt, geht die Seele an.

Mit welchen vorwurfsvollen Blicken übersieht man nicht das Leben des Gottlosen und sagt dann: „Wie haben diese gesündigt, und wie wohl ist es ihnen gegangen bis an's Ende."

„Wir dagegen, wie unsträflich haben wir gewandelt! Haben wir nicht Almosen gegeben und den Zehenten von Allem, was wir besitzen? Aber vergilt das Gott wohl? Ist uns nicht das oder jenes geschehen? — Fürwahr, es ist doch nichts mit der ewigen Gerechtigkeit."

Und ihr Guten und Sündenlosen! die ihr täglich mit eurer Tugend liebäugelt, welcher sich noch keine Versuchung genaht hat, die ihr auf euere Gerechtigkeit pocht, die ihr Buch führt über eure Vortrefflichkeit, die ihr Gott Tag für Tag vorrechnet, was ihr gethan und was ihr unterlassen habt, die ihr so entrüstet aufblickt, wenn eine Mahnung des Schicksals an euch kommt. —

Angenommen, ihr habt euch wirklich noch keiner eigentlichen Sünde schuldig gemacht, obwohl die Schrift auch den Gerechtesten einer siebenfachen beschuldigt; — Angenommen, ihr seid bis jetzt rein von jedem Vergehen geblieben — seid ihr gewiß, daß nicht in euch dennoch der Keim, die Fähigkeit, selbst die Lust an der Sünde

vorhanden ist, für die nur zufällig der Moment nicht gekommen ist, die nur noch nicht geweckt wurde! Kann nicht auch eure Stunde kommen, in welcher die Versuchung zu euch tritt und euch unter die Böcke reißt? Und kann der Allwissende, der eure Thaten wie eure Tage aufgezeichnet hat, ehe davon noch einer war, sie nicht von vornherein an euch heimsuchen, und könnt ihr nicht von eurer Schuld vorgewarnt werden, gleichwie der Baum seinen Schatten schon auf euch wirft, ehe ihr ihm noch genaht?

„Ei, das ist ja eine Predigt! — eine ordentliche und überdieß sehr langweilige Exhortation! Gehört diese in eine Geschichte! Diese Dinge haben wir längst und hundertmal besser sagen hören, als hier geschehen ist. Von den Haberfeldtreibern wollen wir hören, ihren Sitten und Bräuchen, und nicht diese langweilige Salbaderei."

„Wir bitten tausendmal um Vergebung. Ja, die Herrschaften haben recht, wir sind ganz von unserer Geschichte abgekommen, und könnten sie unsere Schamröthe hierüber sehen, sie würden uns gewiß entschuldigen. Aber —! das Moralisiren ist gar so verführerisch! Mancher Leute einzige und eigentlichste Tugend ist eben das Moralisiren, das Reden über die Fehler Anderer. Es gibt Leute, welche im Geiste den Chorrock und die Bäffchen nie ablegen, und haben sie dann ihren eigenen Balken glücklich in eine solche Richtung gebracht, daß sie ohne Unbequemlichkeit den Splitter der Nächsten recht fassen können, dann geht das Predigen und die Befriedigung erst recht los.

Indessen so ganz haben wir unsern Text doch nicht aus dem Auge verloren, und unserer langen Rede kurzer Sinn ist der, daß, wie natürlich, menschlich, und selbst sittlich gerecht das ursprüngliche Gefühl gewesen sein mag, welches die Haberer nach dem Schwerte der Nemesis greifen ließ: nämlich die Erkenntniß des Bösen, seine eigene Bestrafung, die Warnung Anderer, so ist dieser eigentliche und gute Zweck dabei verloren gegangen, wenn er ja jemals erreicht wurde.

Jedenfalls ist diese Selbstrache eine gesetzwidrige Eigenmächtigkeit, selbst wenn sie immer eine streng gerechte wäre. Allein unter so verschiedenen Gesinnungs- und Standesgenossen, ihren Ansichten und Beweggründen, wie die Corporation des Haberfeldes ist, kann es nicht fehlen, daß sich ihrem Zweck oft sehr unlautere Absichten beigesellen, daß das einst so wirksame und in Ehren gehaltene Haberfeld heutiger Tage gar häufig nur eine Ventilation der Privatrache, Gehässigkeit und anderer Leidenschaften ist, welche nicht weniger sträflich sind als jene, um derentwillen sie des Nachts auf die Haide ziehen. Gar viele unter den Haberern, welche bei der Sündenaufzählung Anderer am lautesten schreien: Hast Recht, hast Recht! fehlen gröber als die von ihnen Angeklagten. Ja! Wenn es nach Recht und Gerechtigkeit ginge, müßte nicht überhaupt die ganze Welt fortwährend auf den Beinen sein, um sich gegenseitig zu treiben?

Sind wir nicht allzumal Sünder, die überall des

Ruhms ermangeln, der nirgends zureichen will, wie wir auch zerren und dehnen?

Und wenn uns einst die Posaune zu dem endlichen allgemeinen großen Haberfeld ruft, und der erhabene Vorleser auf uns eindringt:

Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur
Unde mundus judicetur.

Wenn er uns unsere Sünden vorliest und fragt: „Sünder, hab' ich recht oder nicht?“ und die betäubende Katzenmusik unserer Sünden und Unthaten ertönt, werden wir dann nicht beschämt und demüthig an die Brust klopfen und sprechen: Recht hast, und wir hätten Niemanden zu treiben brauchen, denn wir sind eben allzumal Sünder. Geh' nicht mit uns in's Gericht!

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Lieb', das ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat.

Es hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Es hat die Treu gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.

Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will,
Ich möcht' am liebsten sterben,
Dann wär's auf einmal still.

Ein milder, sonniger Spätherbstnachmittag glänzte über dem Thale. Breite Licht- und Schattenmassen theil-

ten die Gebirge und hoben die hellbeschienenen Matten und Wälder von den dunklen Schluchten und Tiefungen ab. Die Sonnenstrahlen, obwohl sie schon ganz schräg an die Berglehnen stießen, schienen doch so warm und kräftig wie mitten im Sommer. Ein frischer, feiner Luftzug wehte in zeitweisen Wellenstößen vom blauen Himmel herab und bewegte die glänzenden Herbstfäden, welche Furchen, Busch und Baum überspannen, in leisem Schwunge. In friedlicher, stiller Heiterkeit, müde von Lasten und Schaffen, rastete die Flur dem Winter entgegen. Die drängende Hast, mit welcher der Mensch seinen irdischen Besitz verfolgt, war von den Feldern gewichen. Alles war eingebracht, nur da und dort durchzog noch ein Wagen mit Rüben oder Erdäpfeln das herbstlich nasse Erdreich. Aus den Tennen erklang der Dreischlag, und in den Schoppen klappte die Flachsbreche, übertönt von dem Lachen und Plaudern der Frauen und Kinder. Die Obstbäume in der Ebene fingen schon an unter der Mahnung der Reiffröste ihr Laub zu verlieren und standen ordentlich beschämt ob ihrer Nacktheit da, während die rüstigen, abgehärteten Tannen und Fichten sich doppelt so grün und frisch ausnahmen. An den Hügeln und Seiten glühten die Eschen, Birken und einzelne Berberizenbüsche hoch auf im purpurnen und gelben Laube, und die wilde Rebe, sowie die schweren Beerendolden der Hundsbeere, brachten wundervolle Farbenspiele in die Landschaft. Breit und glänzend hatte sich das Kaisergebirge dem Sonnenstrahle entgegengelagert, der es heraushob wie

ein Gebilde aus reinem Erz gegossen. Aus seinen glatten Felsen und schwarzgrünen Schluchten drangen blitzende Wildwasser hervor, und auf seinen hundert Thürmchen, Zinnen und Spitzen schwammen zarte, silberne Wölkchen wie Kronen. Dem Auge tanzten auf seinen Spitzen die Mücken in ruhiger Geschäftigkeit auf und ab. Der Fink und die Meise ließen noch einzelne Noten hören, und auf der ganzen Gegend lag die rührende, wehmüthige Heiterkeit, welche einem Abschied vorangeht. Und wer weiß, wie nahe der Abschied von dieser grünen Flur war, wie bald sie sich unter die Winterdecke zurückziehen werde!

Vor dem Wirthshause zu Brannenburg, dessen stattliches Schloß hoch und stolz von einem Abläufer des Sulzberges in das Thal hinunter schaut, war ein reges Gewühl von Gästen, welche schon ihre Winterwohnungen bezogen hatten, aber von dem warmen Tage gelockt wieder in's Freie eilten. Hühner, Gänse, Puter, Enten und Tauben stiegen, eiferten, gluckten und kollerten umher. Auf der Gräth vor dem Hause balgten sich ein paar Hunde in faulem, ungeschicktem Spiel. Die Katze, die geschniegelt und geschleckt auf einer Bank lag, überwachte in verschmähendem Antheil zugleich sie und ihre junge Familie, welche zwischen einer langen Reihe glasirter Milchschüsseln, die da in der Sonne auslüften sollten, Versteckens spielten. Aus den Ställen ließ sich das leise, genügsame Brummen der Kühe vernehmen, und von den Halden und Matten, die sich fast senkrecht hinter dem Orte erhoben und von fester, schwarzblauer Fichtenwal-

dung begrenzt wurde, klingelten die Glocken der Ziegen und Schaafe, die da weideten, darein.

Das Wirthshaus selbst war ein ganz schlichtes, einfaches Haus. Keiner jener massenhaften Paläste, wie sie sich in jener Gegend heut zu Tage zwischen Hütten und Schindeldächern, mitten in der dörflichsten Abgeschiedenheit erheben. Sein flaches, mit Steinen beschwertes Schindeldach ragte weit über die kleinen viereckigen Fenster hinaus, und mit seiner hölzernen Gallerie, seinen bunt angestrichenen Fensterladen, seinem St. Florian, der auf der Giebelseite die Flammen eines brennenden Hauses, das zwischen seinen Sandalen aufsprießte, mit einer Hand voll Wasser löscht, und all dem Anhang von Hof, Stall, Scheunen und seinen Etceteras, wie sie der landwirthschaftliche Betrieb bedingt, welche aber in der Idylle mit Stillschweigen übergangen werden müssen, unterschied es sich von den andern Bauernhäusern durch nichts, als durch die ausnehmende Sauberkeit und Nettigkeit, mit der es gehalten war. Ein solcher Geist der Ordnung und des Friedens umwehte dasselbe, daß nicht leicht ein Wanderer vor seiner Thüre den eilenden Schritt anhielt, ohne zugleich zu denken: hier möchtest du wohl ein paar Tage rasten, auch noch ehe ihm eine freundliche Stimme gute Einkehr und eine geschäftige Hand den frischen Trunk geboten hatte.

Es ist einmal gewiß, daß Häuser ihre Physiognomie haben, wie Menschen auch, und daß man ihnen schon von Außen den Sinn und Geist ansehen kann, der in ihnen

waltet. Es gibt Häuser, deren Fenster Zank und Gehässigkeit grinsen, deren Wände man sich nicht zu streifen getraut, aus Furcht, einen Flecken mit nach Hause zu tragen, wo die Hunde Injurien bellen, und die Katzen Prozesse pfauchen. Unbewußt drückt der Mensch das Gepräge seines Sinnes und Wesens seiner Umgebung und selbst den leblosen Dingen auf. Aber es gibt auch Häuser, die ebenfalls schon von Außen von dem guten, geordneten Sinn ihrer Bewohner Zeugniß ablegen, aus denen der Friede spricht, und die uns schon von Weitem ein bewillkommnendes Salve zurufen.

Ein solches Haus nun, wo es einem jeden wohlgefiel, war das Miethshaus zu Brannenburg, und der gute Genius, der es regierte, saß an diesem schönen warmen Spätherbstnachmittag auf der Bank vor dem Hause, aber nicht in Flügelrock und Sandalen, sondern in der Gestalt eines einfachen, schlichten Landmädchens, dem wir, obwohl sie bestimmt ist, die Heldin unserer Geschichte zu sein, weder Sonnenaugen, noch eine Lilienhaut, weder einen Elfenwuchs noch Alabasterhände, noch Eines jener Schönheitsattribute nachrühmen können, die doch eine Heldin und Hauptperson einer Novelle pflichtschuldigst besitzen soll. Wenn sie ja eine Schönheit besaß, so war sie jener Art, die sich mehr dem Gemüth als den Sinnen offenbart und das Ergebniß des innern guten Wesens ist. Das Mädchen hatte ein gar gutes, stilles, einfaches Gesicht, dessen Haut aber von der Sonne etwas gebräunt war. Das hellbraune Haar war schlicht auf der Stirne

gescheitelt, und ihre haselnußbraunen Augen waren weder besonders groß, noch glänzend, weder sanft schmachtend, noch feuchtglühend, aber von so freundlichem, treuem, herzinnigem Ausdruck, daß man einen Blick aus ihm noch lange aufhob in einem Winkel der Erinnerung.

Um den Kopf trug das Mädchen, wie es in jener Gegend Sitte ist, ein dunkles Seidentuch, dessen Ende auf die Achseln herunterfielen. Die hübsche Taille umspannte straff ein schwarzes Mieder mit Arabeskenstickerei. Ueber die saubere, faltenreiche Schürze, an welcher die saffianene Geldtasche an einem Riemen herunterhing, war zur Schonung noch ein weißes Fürtuch gebunden, und anstatt des Füllhorns voll Blumen, Früchten, Dukaten, Orden, Hypothekscheinen u. s. w., womit Geniusse gewöhnlich versehen sind, hatte der Brannenburger Genius eine große braunglasirte Schüssel auf den Knieen, in welche er Semmel zu den beliebten Knödeln schnitt.

Thekla war eine Waise und Ziehtochter der Wirthin von Brannenburg, welche, schon lange kränklich und liegerhaft, gar nicht mehr in die Wirthschaft gerechnet werden konnte. Der Wirth war seit mehreren Jahren todt, der ältere Sohn kränklich, und der jüngere in München, wo er im Hofbräuhaus seiner Ausbildung in der Fabrikation des Bieres oblag, sonach lag die Führung des ganzen Werkes allein der Thekla ob, welche sich dieser ihrer Aufgabe, trotz ihrer Jugend, mit musterhafter Besonnenheit entledigte. Freilich war sie bei dem Betrieb der Wirthschaft aufgewachsen und mit den Handgriffen und

Vortheilen der Landwirthschaft von Jugend auf vertraut. Aber es gab da gar verschiedenen Ansprüchen zu genügen. Gäste wollten freundlich bedient und versorgt, träge Dienstboten in Ordnung gehalten, widerhaarige Tag=löhner vergnügt werden. Mit den Forstleuten war zu verhandeln wegen Holz, mit den herrschaftlichen Ver=waltern mußten die Bierrechnungen geführt werden. Der Viehverkauf und Wiedereinkauf mußte betrieben, und auf Rentamt und Landgericht so Manches verhandelt werden, und all dieß war der Thekla zugewiesen, all dieß mußte sie erledigen. Wer weiß, wie zäh und hartnäckig der Alt=bayer im Handel und Wandel ist, wird dieß von einem jungen Mädchen für keine leichte Leistung halten. Aber Thekla bestand sie vortrefflich. Mit allen Leuten wußte sie sich zu verständigen, und alle hatten sie gern. Für ihre Gäste hatte sie ein allezeit freundliches Gesicht und williges Gewähren billigen Begehrens, für die Dienstboten gute Worte und ernstes Bezeigen. Bei den Verhand=lungen mit fremdem Mannsvolk zeigte sie so viel Ernst und Verständigkeit, so viel guten Humor und billiges Nachgeben, je nachdem es der Gegenstand und die Gegner erforderten, daß die Geschäfte gingen wie am Schnürchen und das Gut an Erträgniß täglich zunahm.

Mitten auf dem ebenen Platz vor dem Hause, an welchen gleich die Anlagen des Schloßgartens stießen und wo die Chaisen und Fuhrwerke anzufahren pflegten, war ein kleiner viereckiger Raum mit Staketen umgeben, der hinsichtlich seines Umfangs und Inhalts am besten

mit einem kolossalen Blumenkorbe verglichen werden konnte, den die Leute aber einen Garten nannten. Innerhalb war er mit handbreiten Kieswegen durchschnitten, die aber derartig von der Blumenfülle überwuchert waren, daß sie ganz verschwanden und man nicht begriff, auf welche Weise diese liebliche Wildniß gepflegt werden konnte. Weit über die Staketen hinaus strebten die seltensten vielfarbigen Georginen mit ihren vollblühenden Blumengesichtern. Kostbare Nelken, Fuchsien, schwere Lamperten und die seltensten Rosenarten blühten, rankten und quollen da in einander wie die Wiesenblumen am Rain. Dieses winzige Gärtchen gehörte Thekla; sie widmete ihm ihre seltenen müßigen Stunden. Von den Geistlichen und Herrschaftsgärtnern der Umgegend, die das Brannenburger Bier zu kosten kamen, erhielt sie Samen, Knollen und Ableger, und wie wenig eigentliche Pflege sie ihren Lieblingen auch widmen konnte, so gedieh unter ihren Händen Alles, was sie pflanzte, so erstaunlich gut, daß ihre Blumen manchen Prachtgarten neidisch machen konnten, und die Zuflucht aller Sträuße suchenden Bräute waren, wenn es anderswo lange schon nichts mehr gab.

Auch heute, an diesem schönen Spätherbsttag, nachdem Frühfröste andere Gärten schon heimgesucht und ihren Blumenschmuck bis auf die zähen Astern verbrannt hatten, glühten noch Georginen in aller Sommerfrische in dem kleinen Gärtchen auf, rankte sich die süßduftende Convolvula um ihre Stäbe hinan, wiegten prächtige

Nelken die schweren Häupter an ihren Stäbchen und hatte auch manche Lamperte noch ihre untersten Kelche geöffnet. Unter dem Wirrwarr der Reseda, der Zinien und Astern lachte auch da und dort ein süßes Monatröschen hervor, und die scharfe gelbe Kapuzinerblume drang vorwitzig und in Fülle zwischen Staketen hindurch, als sei sie verwundert, daß ihre Pflegerin noch keine Zeit für sie hatte.

Thekla's Blicke hafteten sinnend und trübe auf der Handvoll Paradies vor ihr, sie sah wohl auch, daß dort eine Ranke anzubinden, hier etwas zu ordnen war, was sonst ihre eifrigen Hände im Nu verrichtet hätten, heute aber schnitt sie gleichgültig die Semmel, bis sie zu einem lockern Berge anwuchs, warf gedankenvoll dem lungernden Hahn dann und wann ein Schnittchen zu, der, ganz ungleich unbefiederten Ehemännern, den feinen Bissen nicht für sich in Anspruch nahm, sondern mit eifrigem Lockruf seine Frauen dazu invitirte, und nicht von seiner Bewachung ablieβ, bis er verschluckt war. Dann ließ sie ihre Blicke hinübergleiten nach den jenseitigen Bergen zu, an deren Fuß zwischen Neubeuren und Nußdorf die Geißelmühle lag, oder vielmehr das Tafernwirthshaus, das nach der etwas im Hintergrund liegenden Mühle benannt wurde.

Dort drüben sah Alles aus wie sonst, und man begriff das schmerzliche Staunen gar nicht, mit welchem Thekla's Blicke von einem Gegenstand zum andern schweiften, als ob sie etwas suchten, das nicht da war. Noch

schimmerte der Bergbach, der die Mühle trieb, im glänzenden Wasserschuß herüber. Die Räder klapperten auch ganz deutlich wie sonst. Ganz wie sonst weideten die Heerden der Mühle den Berg hinan, dessen Wiesen so grün waren, wie immer und dessen Wald auch keinen einzigen Baum eingebüßt zu haben schien. Auch das neue Wirthshaus mit seinen grünen Läden und seinem hoffärtigen Balkon von Eisenguß sah so vornehm wie sonst auf die nachbarlichen Schindeldächer herab, und spreizte sich in der Sonne, als wollte es sich noch immer größer und und stattlicher auswachsen.

Aber ungeachtet all' dieses äußern unwidersprechlichen Wie sonst, das ungestört und gleichgültig seinen Gang fortging, sprach im tiefsten Herzen des Mädchens Etwas: Nicht mehr wie sonst. Und wer selbst jemals zu der Erkenntniß dieses kalten, stechenden, aber unzweifelhaften Nichtmehrwiesonst gekommen ist, der kann sich auch Thekla's Gedanken und Blicke erklären. Für ein liebendes Herz kann die ganze übrige Welt auf ihren gewohnten Füßen stehen wie sonst. Mit dem einzigen Schlußstein, der seither sein Herzensglück trug, fällt ihm doch das ganze All' wirr, todt, gleichgültig und haltlos in einander.

Und nun kommt Thekla's Nicht mehr wie sonst.

Thekla und Fridolin waren mit einander aufgewachsen und durch ein stilles Uebereinkommen der beiderseitigen Angehörigen frühzeitig für einander bestimmt. Fridolin, dem die Geißelmühle von seinem Vater zuge-

schrieben war, hatte auch noch die Taferne von seinem Stiefvater zu hoffen, da von diesem keine Kinder da waren. Thekla besaß auch ein kleines Erbe, und obschon dieses nicht mit dem verhältnißmäßigen Reichthum des Geißelmüllersohns Schritt halten konnte, fiel auf der andern Seite der gute Stamm, dem sie entsprossen war, in's Gewicht. Die gute Erziehung, die sie erhalten hatte, ihre natürlichen Anlagen ließen in ihr eine musterhafte Hauswirthin erwarten, die würdig war wie keine, einem so großen Hausstand wie der der Geißelmühle vorzustehen. Denn auf dem Lande gehen die pekuniären Interessen allem Andern vor. Das Uebrige ist Nebensache.

Ganz ungleich diesen gemachten Verbindungen, bei welchen das Zusammengewöhnen in der Regel die keimende Neigung erstickt, hielten sich Thekla und Fridolin innig lieb. Als Kinder brachten sie ihre Sonn- und Festtage bei einander zu, machten ihre Schulaufgaben gemeinschaftlich, wo Thekla, obwohl sie einige Jahre jünger war, dennoch immer Gelegenheit fand, die trägere Fassungsgabe Friedl's zu hofmeistern, zu hudeln und auch ihr nachzuhelfen; ihren lebendigen, neckenden Sinn zähmte eine große Gutmüthigkeit, und Friedl hing ihr innig an.

Als sie in das Stadium des bessern Verständnisses traten, verfehlten sie nicht, allen conventionellen Bezeugungen, wie sie die Sitte Liebesleuten auferlegt, pflichtschuldigst und gewissenhaft nachzukommen. An Thekla's

Namenstage brannten auf allen der Geißelmühle zugehörigen Almen die größten Feuer; kein Bursche dagegen hatte schönere, schwerere Seidentücher aufzuweisen, als Friedl, und bei Hochzeiten, wo sie immer der beiderseitigen Verwandtschaft halber zugleich geladen waren, hätte sich kein Hochzeitlader unterstanden, sie anders zu paaren, d. h. Thekla einen andern Jungherrn oder Friedl eine andere Jungfrau zuzuweisen.

So stand das Verhältniß: Thekla liebte Friedln mit aller Innigkeit eines stillen aber festen Herzens, und Friedl hing nicht weniger an ihr, die ihm mit ihrer Ruhe, Besonnenheit und überlegenem Verstand imponirte, und so zu sagen nothwendig war; denn schwache Gemüther kommen erst recht in's Gleichgewicht ihrer geistigen Kräfte, wenn sie unter einem gewissen Einfluß stehen, der sie leitet und regiert.

Seit dem letzten Treiben war indeß Vieles anders und vor Allem Friedl ein ganz Anderer geworden; ein Abtrünniger, das konnte sich Thekla nimmer läugnen. Sein Kommen wurde plötzlich seltener. Und kam er, so schien er gelangweilt oder gar verdrießlich. Erzählte sie ihm von der Wirthschaft und von den Vorfallenheiten, die ihn sonst interessirt, so spielte er wie abwesend mit irgend einem Messer, fragte sie ihn nach seinen Leuten und Treiben, so wußte er nichts, gab sie ihm einen Strauß mit für seine Mutter, so hatte er ihn unterwegs verloren; sonst paßte er eifersüchtig darauf, daß ihn Thekla einige Schritte weit den Obstgarten hinaus begleitete, jetzt

wußte er dieses immer mit einer Ausrede zu hintertreiben. Er bestand nicht mehr darauf, daß Thekla, und sie allein ihm seinen Krug füllte, und genoß das Gericht, das ihm die Magd brachte, mit eben dem Appetit, wie sonst, wo er darauf bestand, daß es nur Thekla bringen dürfe. Dieses sind lauter Armseligkeiten, deren Bedeutung sich mehr herausfühlen, als sehen und verstehen läßt. Aber Thekla's feiner Sinn hatte sie verstanden und zog sich erschreckt und bange von dieser Untersuchung in sich selbst zurück. Deßhalb blickte sie traurig, deßhalb schien ihr die Sonne keine Wärme, die grünen Wiesen kein Hoffen in's Herz, und deßhalb blühten ihre Blumen keine Freudenfarben.

Um zu erfahren, wie sich dieß alles begeben hatte, müssen wir beim Sixten einkehren.

„Vesi," sprach der Sixten zur Dirne, als er einige Tage nach dem damaligen Vorfall, den wir bereits erzählten, von einem Gang über Land heim kam, trauriger und niedergeschlagener, als er ging, aber gefaßt: „Vesi, putze die braune Kuh sauber zusammen, striegle sie und richte sie her; sie wird abgeholt."

Vesi ging schweigend und gleichgültig, zu thun wie ihr geheißen war, die Bäuerin aber, die eben mit einem Laib schwarzen Brodes und einer Schüssel saurer Milch hereintrat, woran sich der Mann von seinem weiten Gang erquicken sollte, stellte die Schüssel so heftig auf den Tisch nieder, daß der fette Rahm in gelblichen Tropfen drüber hin spritzte.

„Was? höre ich recht? die Kuh soll geholt werden? die einzige, die noch einen Tropfen Milch gibt, denn die andern sind schier nicht mehr zu rechnen, bis sie gekälbert haben. Was soll ich denn Dir und den Kindern zu essen geben? wo soll ich denn Butter zu den Nudeln hernehmen? Sag', Mann, um's Blut Christi willen, wie kann Dir doch nur so was einfallen? Vesi! laß nur gut sein und setz' Dich her zu Deiner Milch. Die Kuh kommt nicht aus dem Haus. Mit meinem Willen einmal nicht.

„Was hilft denn dieses Schwatzen," sagte der Sixtenbauer, der unterdessen seinen saubern Rock an den Nagel an der Thüre gehängt hatte und in sein Alltagsgewand geschlüpft war. „Der geistliche Herr hat keine Nachsicht, will durchaus nicht länger auf den verfallenen Zins warten, viel weniger was weiter vorstrecken. Wenn ich bis übermorgen die 40 fl. nicht erlege, läßt er uns pfänden. So habe ich denn die Kuh zugesagt."

„Von was soll ich denn aber kochen? liebe Mutter Anna, die andere Kuh gibt ja keine zwei Maß Milch mehr," rief die Bäuerin in bitterm Verdruß, die Hände ringend.

„Geh' nur an die Erdäpfel. Du, ich und die Vesi wir müssen uns jetzt an die Erdäpfel halten, und für die kleineren Kinder muß die Milch schon langen. Ohnehin hätten wir ja für eine dritte Kuh kein Futter mehr."

„Was? kein Futter mehr? Ich glaub', du bist überschnappt."

„Bin nicht überschnappt. Aber wenn ein Hund einmal auf der Erde liegt, fallen alle anderen über ihn her. Du weißt, der Jodlbauer, von dem wir das Kapital haben, hätte mir schon lange gern die Oberleiten-Wiese abgedrückt; ich hab' sie ihm nicht gegeben, denn sie ist unser bestes Stück. Heut' treff' ich ihn nun beim Expositus. Wahrscheinlich hat er von unserm Unglück gehört, oder sonst was, genug, als er eine Weile herumgeredet und herumgedrückt hat, von schlechten Zeiten, Geldmangel u. s. f., sagte er mir das Kapital auf, wenn ich ihm nicht die Wiese abtrete."

„Mann, um Gottes Jesus willen, Du hast es doch nicht gethan?" schrie die Frau.

„Freilich hab' ich's gethan. Was hätt' ich denn machen sollen? Mir das Kapital künden lassen? Wo krieg' ich denn jetzt gleich ein anderes her? Wer gibt Geld auf ein Gut, das so herunter gekommen ist wie das unsere? Dazu die Kosten, die Umstände, die Sorgen, kurz die Beiden redeten so auf mich ein, daß ich die Gant schon vor der Thüre sah und ja sagte."

„Das gilt nicht, das kann nicht gelten, so lange noch eine Gerechtigkeit zu finden ist. Unsere beste Wiese abdrücken, das beste Stück vom ganzen Gut? Wer weiß, was die beiden Pharisäer im Sinne haben, denn da ist einer härter als der andere. Denkst denn nicht an Deine Kinder, Mann? Geben wir die Wiese her, so können wir nur zwei Stück Vieh halten; damit können wir die Felder nicht bestellen, Du mußt einen Acker

um den andern verkaufen und wir sind zerschlagene Leute. Kurz, die Wiese lasse ich nicht her, geh' es wie es will. Was ihr ohne mich ausgemacht habt, hat keine Gültigkeit, und das Kapital kann der Jodlbauer auch nicht so mir nichts dir nichts künden."

„Das kann er schon, wenn ich mit dem Zins nicht einhalte. Uebermorgen ist Wolfgangi, da ist der Zins fällig, und das Fülley hätte ihn zahlen sollen. — Damit ist's nichts, und erst muß ich noch schön still sein. Kommt es herum, daß ich im Drang bin, so rühren sich die Andern auch, und die Gant ist da, ehe ich mich umschaue," erwiederte seufzend der Mann.

„O du liebe Frau, wie sind wir im Unglück," schluchzte die Frau. „Aber es geschieht mir recht, mir hat die Karte nichts wie Unglück vorhergesagt, hätt' ich mich warnen lassen."

Vefi stellte die Schüssel, aus welcher sie ruhig gelöffelt hatte, zur Seite für die Kinder, die in der Schule waren, auf's Fenstersims, wischte sich mit der Schürze den Mund und sprach:

„Schämt Euch, Bäuerin, gar so zu thun. Es wird sich schon wieder hinaus reißen. Ich sag' alleweil, die Sach' wendet sich noch zum Guten. Und dort kommt die Bötin über's Feld hergehumpelt, gerad' auf das Haus zu. Wer weiß, was die bringt."

„Grüß Gott beisamm," sagte die Boten-Waldy und setzte ihren Korb unter die Bank, sich selbst auf dieselbe. „Wie geht's denn alleweil? Gelt, ich hätt' euch neulich

die gelbe Farbe mit herausstragen sollen, zum Kasten-anstreichen, hab' sie schon bei mir gehabt auch, aber beim Expositus hab' ich sie steh'n gelassen; muß ihm ja immer ganze Körbe voll Pulver, Pillen und Trankerln bringen, die verschluckt er, daß es eine Freude ist. Und da habe ich Eure gelbe Farbe auch mit ausgepackt, alt wird man und 's Gedächtniß läßt auch nach. Kann schon sein, er hat's auch mit verschluckt. Nun, es ist auch so weit nicht gefehlt. Gott gesegn's ihm."

„Ja, oder der heilige St. Neff. Der Leutschinder, der!"

„Sei still, Weib," mahnte der Sixten die Bäuerin, die zwischen Zorn und Schmerz schwankte, „es hat jedes für sein Theil selbst zu sorgen, und Du, Waldy, darfst für mich keinen Tabak, und für die Bäuerin keinen Mandelkaffee mit herausbringen. Sie hat freilich nur alle Sonntag ein Haferl voll gebrüht, aber es muß doch aufhören, es leidet's nicht mehr, so wenig als es ist."

„Ja, was sagt Ihr jetzt da. Weiß schon, Ihr habt Unglück gehabt in Eurem Stall. Aber gar so wüst wird's doch nicht sein."

„Jesus, heilige Mutter Gottes, wie wir im Unglück und im Kreuz sind," jammerte die Frau, „nicht einmal mehr die kleine Gutthat an einem Feiertag soll ich mir vergönnen? aber es ist mir oft genug in der Karte gestanden, immer und immer ist der Eichelkönig beim Heirathsblatt gelegen, und das ist der Pharisäer da oben, kein anderer, als der Expositus. Denk' Dir's, Waldy —"

Ausführlich und geräuschvoll erzählte nun die Sixtin, unter häufigen Appellationen an fast sämmtliche Heiligen des Kalenders, die Begebenheiten der letzten Tage der andächtig lauschenden Boten-Walby, welche am Ende der Erzählung überzeugt beistimmte, daß derselbe Eichelkönig, welcher immer das Heirathsblatt escortirte, Niemand anders bedeuten konnte, als den Expositus, der jetzt den Sixtenbauern in's Unglück trieb, wegen der paar Gulden Interessen.

„Ich hab' mir schon lang denkt, es muß nicht ganz richtig sein mit dem Herrn," meinte die Boten-Walby, das Haupt bedächtig wiegend, „und daß er was abzubüßen hat, weil er Jahr aus Jahr ein lauter Apothekerzeug schlucken muß, was einen andern Christenmenschen nur vom bloßen Anschauen umbrächte, und fehlt ihm doch eigentlich nichts Rechtes. Alle Zeitungen schnüffelt er durch nach neuen Mixturen, und wo er was findet, gleich muß ich's ihm bringen. Das kommt davon, weil er den heiligen Sebastian nicht verehrt. Sag', ich hab's gesagt, Sixtin, da geht's einmal rußig aus."

„Was? den heiligen Sebastian verehrt er nicht?" rief die Sixtin mit andächtiger Entrüstung. „Geh', das kann ja doch nicht sein."

„Kann schon sein. Letzt, als ich ihm wieder eine ganze Schachtel voll Pillen bringen mußte, haben über einen Gulden gekostet, und er jammerte über das viele Geld, und daß ihm doch nichts hilft, sag' ich ihm: Hochwürden, Ihr müßt's Euch dem heil. Sebastian ver=

loben. Der hilft und sonst nichts. Was meinst, Sixtin, daß er gesagt hat? Der heil. Sebastian hat mir noch kein Schalerl Thee erspart. Das hat er gesagt."

„Hat er gesagt? Da hört ja Alles auf. Jetzt wundert mich nichts mehr, als daß nicht Pech und Schwefel auf sein Dach regnet."

„Nein, sei still mit dem Schwatz," warnte der Sixtenbauer, der unterdeß auf der Bank am Fenster gesessen und an einem alten Kummet geflickt hatte, ohne recht damit zu Stande kommen zu können; denn in der Beklommenheit seines Herzens griff er zum Messer, wenn er zur Ahle greifen sollte, und zum Hammer, wenn er einen Faden brauchte. „Versünde dich nicht und," setzte er mit einem schweren Athemzuge nach einer Pause und einem Blick durch's Fenster hinzu, indem er sein Geräthe bei Seite schob, „dort seh ich den Knecht kommen, der die Kuh holt; jetzt nimm dich zusammen und mach mir's nicht noch schwerer. Was sein muß, muß sein. Da hilft kein Sperren. Wer weiß, wie bald wir selbst abziehen müssen." Diese letztern Worte sprach er leiser. Die Bäurin hätte sie aber auch nicht vernommen, wenn er sie laut gesprochen hätte, denn wie sie des rüstig daher schreitenden Knechtes mit seinem Hund gewahr wurde, fing sie laut zu schreien und zu jammern an, beklagte die elenden paar Gulden, wegen deren sie in's Unglück gestürzt würden, und verwünschte sich, den Eichelkönig und die ganze übrige Welt, und ging hinaus, um dem Knecht ihr Leid in die Schuhe zu schieben. Auch die Boten=

Waldy machte sich auf den Weg, denn sie hatte noch verschiedene Stationen zu besuchen, für welche sie ihre Neuigkeiten nicht kalt werden lassen durfte.

Der Sixten setzte sich auf die Bank in den Winkel unter den Herrgott und das geweihte Palmbeschen, stützte den Kopf in die Hände, sich gegen das Geschrei seines Weibes, welche draußen mit dem Knechte stritt, selbst betäubend, und dachte nach, welches Gewicht einige elende Gulden, die der Eine achtlos wegwirft, für das Schicksal des Andern haben können. Er sah es vor sich, als ob es schon da wäre, daß von jetzt an der Kuh ein Stück nach dem andern folgen müßte; wie ihn seine Gläubiger quälen und drängen würden, und wie endlich das Ende vom traurigen Liede sei, daß er den Hof verkaufe, mit seinen Kindern hinauszöge, und wenn es gut gehe, vielleicht eine Hütte erwerben könne, gerade groß genug, um eine Geis zu halten. Ein breiter Schatten verdunkelte jetzt das Fenster; es war die Kuh, welche nur mit hartnäckigem Widerstand den Stall verließ. Der Knecht versuchte die gewöhnlichen Mittel, sie von der Stelle zu bringen, das regte die Sixtin von Neuem auf, denn diese geehrte, so wohl erzogene Kuh wurde nur mit sanften Worten angeredet. Der Streit dauerte noch fort, als die Kuh schon weit außerhalb des Sixten'schen Burgfriedens war. Die Sixtin schimpfte hinaus, der Knecht nahm sich kein Blatt vor's Maul, da klopfte es wieder an dem kleinen Fenster, daß die kleinen Scheiben klirrten.

„Laßt mich in Frieden, ich mag nichts von dem

Gezänk hören", rief der Mann hinaus, ohne sich umzukehren.

„Nu, nu, so muß ich halt hinein geben, was man nicht im Kopf hat, muß man in den Füßen haben," sprach die Boten-Waldy, welche wieder in die Stube trat. „Vor lauter Schwätzen habe ich in den Tod hinein vergessen, daß ich ein Paketl für euch habe, auf der Post haben sie mir's mitgegeben — wo hab' ich's denn —? Da ist's. Mußt's unterschreiben, hab's auch einschreiben müssen, den richtigen Empfang bescheinigen. Ausgelegt 12 kr. und einen Groschen krieg ich. Und jetzt behüt Gott. Ja ja, das Alter laßt nicht aus. Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit," stammelte der verblaßte Sixten aus tiefster Seele, als er das schwere Geldpaket in seinen Händen wog. Lange knötelten seine zitternden Finger an dem verschnürten, mit thalergroßen Siegeln versicherten Päckchen. Endlich fielen die vielen Papierhüllen und eine Rolle schwerer, nagelneuer Kronenthaler reihte sich in schwerem Fall auf dem Tische auf.

Dem Sixten seine Kuh und sein Fülley zu büßen,
Haben die Burschen ihre Beutel zerrissen.
Die Haberer, wo sie geschädigt haben,
Wollen auch allen Schaden tragen.

Diese Strophen waren, von einer steifen, schweren Hand geschrieben, auf einem Zettel beigelegt. Der Sixten las den Zettel und zählte die Thaler, es waren richtige fünfzig. *)

---

*) Thatsache.

„Bäurin, Vefi, Kinder, kommt herein — holt die Kuh zurück, Xaverl, lauf dem Wastel nach — Sixtin, da schau nur her, mein Jesus, mein Jesus, wie hast Du geholfen!“

„Gelobt seist du in Ewigkeit!“

Der Wastel, der die widerspenstige Kuh noch nicht weiter als bis über die Gerstenbreite hinaus gebracht hatte und einsah, daß ihre beiderseitige Meinungsverschiedenheit über den einzuschlagenden Weg nicht ohne heftige Conflicte zu schlichten sein würde, ließ sich, durch ein Trinkgeld geschmeidigt, gern bereit finden, die Kuh wieder heimzuführen, die willig und gemäßigten Schritts den Heimweg antrat und mit einem sanften Brummen ihren heimathlichen Stall bezog, als wollte sie sagen: „Unnöthige Schererei! ich wäre zuvor nicht gegangen.“ Der Sixten aber lobte mit thränenden Augen Gott, die Sixtin die Haberer, und Vefi, welche sich ungewöhnlich ruhig und antheillos benahm, brachte geschickt den Zettel mit den Versen auf die Seite und steckte ihn zu sich.

„Hab ich's recht gemacht?“ fragte Friedl, als er zu Nacht in heimlicher Stille in Vefi's Kammer trat.

„Recht gemacht hast Du's bis auf das,“ antwortete sie, indem sie ihm den Zettel mit den Versen zeigte.

„Das? gefallen Dir die Verseln nicht? Ich vermag's halt nicht besser. Aber sie sind deretwegen nicht aus,“ meinte Friedl, sie in selbstgefälliger Zufriedenheit nochmal durchlesend.

„Verseln! von Verseln ist nicht die Rede. Hast nicht Du sie geschrieben?“

„Freilich. Die Feder ist nicht recht angegangen, ich wollte es sonst schon besser machen. Da dieß H ist schlecht gerathen.“

— „Die ganze Sach ist schlecht gerathen. Wenn ich den Zettel nicht wegstibitzt hätte? — wenn ihn der Sixten aufbehalten hätte? — wenn er ihn Jemand gezeigt hätte? — und der Wisch seinen Weg einmal auf's Landgericht gefunden hätte? — wärst dann nicht durch Deine Handschrift am ersten verrathen worden? Herztausiger Schafkopf Du!“ sagte Vesi in scherzhafter Ermahnung und schlug ihm den Zettel ins Gesicht.

„Ja, ja, ich sag's halt, ihr Weibsbilder seid halt allemal gescheidter als Unsereiner,“ sagte der von der Richtigkeit ihrer Schlüsse betroffene Friedl, „schau, gib ihn her, den Zettel, ich zerreiß ihn lieber gleich, daß er kein Unheil anstellt.“

„Ist schon versorgt,“ erwiederte die selbstständige Vesi, nachdem sie ihn in ihre Truhe verschlossen hatte, „da, jetzt setze dich her und laß Dich umhalsen, Du zuckersüßer Schatz, und jetzt erzähl, wo bist so lange gewesen, daß ich meinen feinen, kraushaarigen Buben so lang hab nicht zu sehen gekriegt?“ —

Vesi spielte ihr Spiel, das ihn, den reichen, angesehenen Geißelmüllersohn in die Netze locken sollte, meisterlich. Mit schlauer Beobachtung hatte sie ihm seine Schwächen abgemerkt und mit einer Gewandtheit darauf zu wirken verstanden, die der ersten Stadtkoquette Ehre gemacht hätte. Friedl's größte Schwäche war eine gewisse Selbstliebe, eine kindische Eitelkeit auf seine Person

und Stellung zu seinen Kameraden. Wie trat Thekla's bescheidenes, züchtiges Werben in den Hintergrund vor Vefi's flammender Zärtlichkeit. Wie fand sie nicht Alles schön an ihm von seinem krausen Haar an, bis herab auf die buschige Stiefelquaste. Wann hatte Thekla je etwas an ihm gelobt? hatte sie nicht immer im Gegentheil an ihm zu meistern, bald an seinem Anzug, an seinem Gang, an seinen Reden u. s. w. Thekla empfing Friedl's Geschenke mit einem bescheidenen Wohlgefallen, Vefi mit ausschweifenden Lobpreisungen, in welchen jedoch immer ein merkbares Mehr hervorklang. Bald hielt sie es für eine unverdiente Erhebung, Geißelmüllerin zu heißen, dann wieder deutete sie mit ausgelassenem Schmerz auf seine Abhängigkeit und die Aussicht, ihn zu verlieren. Sie erhob Friedln in seinen Augen zu einer Bedeutendheit, über die er selbst erstaunt war. Selbst die leidenschaftliche Aufwallung Vefi's, die Reize des Zürnens und Versöhnens und wieder Zürnens, waren eine Fessel mehr für ihn. Thekla hatte weder Zeit noch Anlage zu solchen Demonstrationen. Sie war zu wahr und einfach, um Erregungen zu heucheln, die sie nicht fühlte, und Streitigkeiten vom Zaun zu brechen, lediglich um des Kitzels einer Versöhnungsscene willen.

Es ist den Männern, selbst den sogenannten Starken, gar süß, ein Gegenstand leidenschaftlicher Aufwallungen zu sein, was man nicht begriffe, wenn man nicht annehmen müßte, daß es ihrer Eitelkeit schmeichelt, ein weibliches Wesen über die Schranke der Sitte hinauszutreiben

und der Zornesmuth einer Megäre ist ihnen befriedigender, als die stumme Duldung eines ergebenen Herzens, wenn es nur ihretwegen ist, daß diese Wellen aufbrausen und den häuslichen Frieden zerstören.

Auf der Alm, auf der Alm, da ist ein Leben,
Da thut's, da thut's schöne Sendrin geben.
Treib'n wir's Kuhla auf die Alm,
Krieg'n wir ächte, gute Kalm.
Ei Schwag'rin, du bist meine Freud,
Wann ich's Vieh auf d'Alma treib.
Almenlied.

Ein jeder von uns kennt eine gewisse Gattung guter Seelen, die es sich zur eigentlichsten Lebensaufgabe machen, alle Klatschereien, alle lügenhaften Gerüchte, alle ärgerlichen Man sagt herum zu bringen! solche, die mit einem unfehlbaren Instinct jedes Tröpfchen Gift aufzufinden wissen, das sich irgendwo gesammelt hat. Mit Bienenemsigkeit wird es aufgesaugt, eingetragen und gelegentlich auf eine wunde Stelle, einen guten Namen, ein gebrechliches Verhältniß oder einen Hausfrieden gestrichen.

Eine solche gute Seele hatte sich der Thekla angenommen, hatte ihr Friedl's Untreue offenbart und alle Um- und Nebenumstände mit möglichster Vergrößerung zugetragen. Die arme Thekla trug großes Leid, als sie die ungeahnte und ungeträumte Kunde erfuhr. Das Herz hing ihr

wie ein Stein in der Brust, denn sie liebte Friedln mit der ausschließlichen Innigkeit und Treue eines vereinzelten Herzens, welches sein Liebesbedürfniß in einem einzigen Wesen vereinen muß. Geduldig verschloß sie ihren Gram in sich, denn sie konnte ihm nicht einmal abwarten, die Wirthschaft ging vor Allem. Sie durfte sich nicht in ihre Stube flüchten, sie durfte nicht weinen, nicht klagen, sie durfte nicht zu Krämpfen und Nervenzufällen ihre Zuflucht nehmen, sie mußte jede Stunde des Tages gegenwärtig, gesund und heiter sein, für jeden Gast ein freundliches Gesicht haben. Außerdem war sie auch zu wenig selbstisch, um ihre Umgebung mit Trauermienen und Verzweiflungsgedanken zu belästigen, und zu fromm, um den Himmel mit unnützen Klagen zu bestürmen. Sie dachte zwar viel nach und kämpfte in ihrem Innern manchen Kampf, aber ihre Pflichten versäumte sie in nichts.

Schon neigte sich die Sonne dem Untergang zu und schneller führte sie das Messer, denn heute war Companietag im Brannenburger Wirthshaus, wo sich wöchentlich ein paar Mal die Beamten und Geistlichen der Umgegend Rendezvous gaben, raisonnirten, politisirten, das Ordinariat musterten und nach Kräften die Welt verbesserten. Thekla hatte noch Manches herzurichten und beeilte sich mit ihrem Geschäft nach Möglichkeit.

„Guten Abend, Thekla,“ sprach eine dünne, süßliche Stimme hinter ihr. „Nein, nein, bleib nur da, bleib sitzen, — ich trinke noch kein Bier, es ist mir noch viel

zu warm; außerdem möchte ich gern ein bissel mit Dir plaudern. So rücke ein wenig. Zieht es nicht hier? Nein? — Ich habe zwar eine Rheumatismuskette mit mir, aber die Zugluft scheue ich doch. Sag, Thekla, wie geht's? — Da scheint mir gerade die Sonne ins Gesicht. — Was für ein warmer Tag heut für die späte Zeit. — Was macht denn die Mutter?"

Nachdem der Mann, der also gesprochen, sich den besten Platz auf der Bank ausgefunden und bequem zurecht gesetzt hatte, heftete er die kleinen schwarzen Augen voll stechender Freundlichkeit auf das Mädchen, welches, über ihre Schüssel gebeugt, die Schnitten, die sie hineinfallen ließ, zu zählen schien.

„Muß schon gut sein, Herr Vetter, was mich betrifft, und mit der Mutter ist's halt immer das Alte. Die Gicht will sie nimmer auslassen."

„Ihre eigene Schuld, warum hat sie mir nicht gefolgt. Hätte sie die Latwerge noch eine Zeitlang fortgebraucht, die ich ihr angerathen habe, so wäre es jetzt schon lange besser. Aber die Weibsleute haben kein Aushalten, wollen nichts abwarten. Heute das, morgen was Anderes, hilft's nicht gleich im Augenblick, weiter damit. Schau', Thekla, da hab' ich einen Fund gemacht — wo hab' ich's denn nur gleich, — dachte es in die Rocktasche gesteckt zu haben — doch ja, da ist's, in meinem Leibchen — weißt, ich muß mich immer warm anziehen, wegen der Verkältung, und meine alte Lori schaut gar nicht auf mich — gar nicht — wie die alten Leute sind — so eine

junge Person, die würde mich schon besser pflegen. — Da merke auf, da in dem Landboten sind Pillen angekündigt, die helfen einmal für gar Alles, für die Galle, für die Gicht, die Kolik, für den Schwindel, die Wassersucht, Krampf, Abzehrung, mit einem Wort für gar Alles; die verschreibe ich mir, und die Mutter soll sich auch davon kommen lassen. Man muß aber gleich recht anpacken, bis auf fünfzig Stück muß man's bringen."

Thekla legte Semmel und Messer in die Schüssel und schlug die Hände zusammen.

„Fünfzig Pillen auf einmal! Nein, Herr Vetter, da bin ich nicht dafür. Die arme Frau hat ohnehin schon mehr Arznei verschluckt, als recht ist. Und jetzt soll sie auch noch diese Pillen nehmen! Ich mein' halt, es ist gar nichts dahinter, lauter Quacksalberei, denn ein und dieselbige Sache kann unmöglich für Alles helfen."

„Schau Einer, was Du nicht Alles weißt, Du Schneppeperl, Du. Willst es wohl besser verstehen, als so viele gescheidte Leute? — Der Mann da, der die Pillen ausschreibt, der ist in Engelland — verstehst? — in Engelland, und läßt sie uns Deutschen aus reiner Menschenliebe zukommen, gar nicht um des Profites willen — da sind die Engelländer gar nicht die Leute dazu — und da weiter, stehen dir an die hundert Beispiele, was die Pillen schon Alles kurirt haben — wahre Mirakel — haben's gewirkt — sind überall die Unterschriften dabei, — glaubst Du, das setzt man nur so

mir nichts dir nichts in die Blätter, wenn's nicht wahr wäre? — und vorab die Engelländer —" —

„Nun, es mag ja sein," lenkte Thekla ein, „aber reden's nur selber mit der Mutter — ich mag sie mit dem garstigen Zeug nicht plagen. Wie sie's nur so hinunter bringt! Erbarmen thut sie mich ordentlich. Ich einmal könnte um's Leben nichts einnehmen."

„Die helle Einbildung. Alles kann man gewöhnen, sogar Gift, wenn man schön kleinweis anfangt, und wird dick und fett dabei. Wer weiß, probir' ich's nicht einmal auch."

„Das werden Sie doch nicht thun! Das ist ja eine helllichtige Sünde. Da kann Ihnen freilich kein Bissen mehr schmecken, wenn Sie all das garstige Zeug hinein essen. Wenn ich der Mutter eingebe, verdirbt mir der bloße Geruch den Appetit für den ganzen Tag. Nicht um Alles aber könnte ich etwas hinunterbringen."

„Nicht um Alles? Thekla, Thekla! Schau einmal, wenn die Mutter wieder gesund würde, wenn Du statt ihrer die braune Arznei in der großen Flasche einnähmest? Thätest es nicht? — besinne Dich einmal. — Ich sag' nur wenn! verstehst? —"

„Ja! wenn es der Mutter helfen könnte, in Gottes Namen, denn wenn ich auch davon krank würde, dann nähme ich sie."

„Nun, da siehst Du es ja. Sieh', das ist die Liebe, die das thut. Die Kindesliebe nämlich, und was würdest Du aber erst verschlucken aus einer andern sünd-

lichen Liebe, und für Einen, der nicht verdient, daß Du einen Schnaufer für ihn thust? Sieh', jetzt will ich Dir erzählen, was ich wieder gehört habe. Es ist zu Deinem eigenen Besten. Der Friedl —"

Thekla fürchtete schon lange diesen Ausgang, und hatte beschlossen, nichts mehr zu hören. Sie schüttelte schnell die Brodkrümchen von der Schürze und brach das Gespräch kurz ab.

„Verzeihen's, Herr Vetter, ich kann mich nicht mehr aufhalten. Jetzt kommen sie." Damit nahm sie ihre Schüssel unter den Arm und eilte in's Haus, froh, der bittern Wohlthat auf einige Zeit wenigstens entgangen zu sein. Daß sie ihr nicht geschenkt war und daß der Herr Vetter Mittel und Wege finden würde, sie ihr mitzutheilen, darauf kannte sie ihn, denn er gehörte eben zu jenen guten Seelen, die sich erquickt fühlen, wenn sie Andern eine Pille zu verschlucken geben können, die ihnen den Mund verzieht.

„Sie kommen, sie kommen!" erscholl es von einem Ende des Dorfes zum andern, und eine freudige Aufregung folgte dem Ruf. Dreschflegel ruhten, Flachsbrechen wurde ausgesetzt, Spinnräder in die Winkel geschoben, Säuglinge wurden aus den Wiegen auf den Arm, größere Kinder an die Hand genommen, Schulpflichtige eilten aus der Schule, die des großen Ereignisses wegen geschlossen wurde, und den heimlichen Verstecken zu, in welchen sie Gerten und Knüttel schon wer weiß seit wie lange geborgen hatten, und Alles

rannte zum Dorfe hinaus. Wer nicht mit konnte, stellte wenigstens seine Arbeit ein und sich unter die Hausthür, um zu horchen, ob sich schon was vernehmen ließe und wie nahe sie etwa schon sein konnten.

Die so froh erwarteten waren die Kühe von Brannenburg, welche seit sechs Monaten auf der Alm waren und heute die Einfahrt hielten, denn auf den Hochalmen schneite es fast allnächtlich.

Die Einfahrt von der Alm ist an den meisten Orten ein kleines Fest für die Dörfler. Jedes Haus hat eine oder mehrere Kühe zu erwarten, die sich auf den köstlichen fetten Alpenwiesen genährt und gepflegt haben und den Hausstand nun wieder mit reichlichem Milch- und Buttterertrag bereichern. Gar mancher Bursche sieht vergnügten Auges seiner geliebten Sennerin entgegen, nach welcher er nun nicht mehr an Samstag Abenden, schon müde vom täglichen Schaffen, auf 3—4 Stunden Bergweg zu gehen brauchte. Und die heimfahrenden Käser und die Kühbuben, die ein halbes Jahr in hoher Bergeinsamkeit über den Wettern gelebt hatten, freuten sich auch auf die heimathliche Behaglichkeit. Thekla, nachdem sie nach den Töpfen auf dem Feuer gesehen und Cenzel, der Kellnerin, die Schlüssel gegeben hatte, schlich sich durch den Garten ebenfalls hinaus, um die Einfahrer zu begrüßen, nicht unbemerkt vom Herrn Vetter, der ihr mit ärgerlich getäuschten Blicken nachschaute. Dieser Mann war der Herr Expositus. Sein gelbes, schwammiges Gesicht, aus dem die Leberkrankheit sprach, war auf eine selt-

same Weise durch den immerwährenden Kampf des schärfsten innern Unmuths und einer äußern Freundlichkeit verzogen. Es sah aus, als ob es fortwährend die Ohrfeigen zu empfangen habe, welche sich die streitenden Parteien gegenseitig applicirten. Er setzte sich bequem auf die Bank, jagte die Freundlichkeit, da er allein war, fort, schlug den langen schwarzen Rock, der seinen hagern Leib umgab, über die Beine und zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche, scheinbar um zu lesen; in der That aber schweiften seine kleinen schwarzen trockenen Augen stets drüber hinaus, um nach den Vorübergehenden zu schauen und sich über den Eifer zu ärgern, mit welchem sie dem unvernünftigen Vieh entgegen gingen.

Lange ehe man etwas von dem Zuge sah, ließ sich das harmonische, taktmäßige Geläute großer und kleiner Glocken, der blechernen Bummelschellen und der silbernen Speisglocken vernehmen. Die Kinder jubelten und sprangen vor innerem Freudenkitzel und schwangen schon im Voraus ihre Stöcke und Gerten, mit welchen sie die Ihrigen zu Stall treiben wollten. Endlich nahte sich die Heerde im langen einzelnen Zug dem letzten Niederhang, und aus dem Dunkelgrün des Waldes tauchte Stück nach Stück die Gesellschaft hervor. Schwer und im deutlichen Bewußtsein ihrer Würde wiegten sich die stattlichen Kühe einher. Gedeihen und Wohlsein hatte geflammte Blumen auf die glänzende Haut gemalt. Die fleißigsten, d. h. jene, die sich im Milchertrag auszeichneten, waren geziert; eine große An=

gelegenheit der Sennerinnen, welche schon Tage lang vorher die ganze Ebene beschicken nach Dahlien, Astern und anderem ausgiebigem Blumenschmuck.

Voraus schritt der jugendliche Heerdstier. Um seinen kurzen, faltigen Fetthals schlang sich ein dichter Kranz von Dahlien, an welchem die große Blechschelle hing, größer als manche Kirchenglocke. Auf dem ernsten, kindlich trotzigen Haupt balancirte zwischen den Hörnern ein spitzer Filzhut, den der Witz der Käser mit Flittern und Fähnchen von Rauschgold geschmückt hatte. Um die Hörner schlang sich wieder ein Dahlienkranz, und wo sie sich sonst anbringen ließen, flatterten bunte Bänder und Schleifen herab, welche die Sennerinnen liefern und die für den Grad der Beliebtheit sprechen, in welcher der Käser bei der Almendamenwelt steht. Wer jemals eine Einfahrt mit angeschaut hat, wird bezeugen müssen, daß die Thiere sich ihres Schmuckes bewußt sind und sich dessen freuen. Ein Bürgermeister kann seine Amtskette und ein Bischof seine Mitra nicht mit innigerer Würde tragen, als der vierfüßige Würdenträger seine Kränze und seinen Hut.

Nach dem Bullen kamen die Grafenkühe, lauter auserlesene aristokratische Schweizerinnen, und schon deßhalb des Kranzes würdig. Die eine trug ihn stolz aufrecht zwischen den Hörnern, die andere schief zur Seite gesetzt, die dritte herab auf die Stirne gesenkt, wie der Geschmack ihn befestigte und die Wechselfälle der Reise es dabei beließen. Alle aber trugen ihren

Schmuck mit dem unzweideutigen Bewußtsein, mit welchem eine kokette Ballschönheit den ihren trägt, und es dürfte Keiner wagen, ihn zu rauben. Die Kuh würde ihn mit den Hörnern so streng vertheidigen, wie sie ihren Rang in der Heerde, den sie während der Almzeit einnahm, vertheidigen und einer andern Kuh so wenig den Vortritt um Hornes länge gönnen würde, wie eine Hofdame an Courtagen einer Minderberechtigten den Vortritt.

Nach den Grafenkühen kamen die Bauernkühe, von denen sich auch manche den Kranz errungen, doch sie unterschieden sich unverkennbar von der Aristokratie. Ihnen folgten die Kalbeln und Kälbchen, und diesen die Ziegen, alle mit Glöcklein versehen, doch ohne Rangordnung, Crethi und Plethi durcheinander. Den Schluß machten ein paar Wagen, auf welche die Almgeräthschaften, Kessel, Betten und Milchgefäße und die Sennereien gepackt waren, auch ein oder das andere weglahme Kalb, und die Zicklein, die oft erst auf dem Wege geworfen waren. Nebenher, den gefalteten Mantel auf dem Rücken, den Bergstock in der rüstigen Hand, gingen die Männer, die Käser und Gaisbuben, deren schweigsame, fremde Art von der Einsamkeit zeugt, in der sie gelebt hatten.

Als die Kühe dem Dorfe nahten, fand manch rührendes Erkennen und Begrüßen statt. Sie beschauten sich mit großen glänzenden Augen die vertraute Umgebung, beschnoberten sanft prüfend die nach ihnen ausgestreckten

Hände und das gebotene Stück Brod, eine und die andere stellte sich auch mit gesenkten Hörnern dem eifersüchtigen Spitzel entgegen, der sie nicht vergessen und gerade so eifrig umbellte, wie im Frühjahr, als sie fortzogen, und sie nach seiner Art bewillkommte.

„Bist da, braune Maundl,“ hieß es — „hat die Hut angeschlagen. Hast dir's schmecken lassen auf der Alm. Schau ein Mensch das Eiter an; wie ein Banzen. — Du, Mutter, unsere Falbe! Ob die nicht geworden ist wie ein Kasten. — Da schaut! Die Grafenkühe, wie die glänzen und spiegeln. Du, Seppel, die nimm Dir zum Muster, die sind sauberer als Du selber. — Juheh! der Bummel mit dem Spitzhut! Schaut er nicht aus wie der Bojatzel z'Audorf auf dem Markt. — Da, Bummerl, krieg mich. — Närrisch! wie der vornehm geworden ist! — Jetzt kommen die unsern, nein, das sind ja der Wirthin die ihren. — Nochmal sind's die unsern, ich kenn' sie an dem grausen Hornkranzel und dem schönen Kranz! haben die sich gemacht, Nachbarin! ich hätt' sie bald nimmer herausgefunden. — Ja, närrisch! Mutter, ist die Schecke da nicht unser Kalbe? — Ist das ein Trumm geworden! — Kennst mich noch Scheckel? und das klein Bübel da? Gelt, das ist auch gewachsen, wenn es schon nicht mit auf der Alm gewesen ist.

Bis die Kühe, Ziegen, Menschen, Kinder und Hunde alle am Dorfe und in ihren Ställen und Häusern angekommen waren, hatte sich tiefe Dämmerung in's Thal gesenkt. Die waldigen Schluchten und Einsenkungen

waren schon in formloses Dunkel zusammengefallen. Das Thal überspann ein feiner Nebel. Auf den Höhen war es noch licht. Der Himmel glänzte von einer zarten Bläue, und glühendes Abendroth überstreifte die höchsten Spitzen des Gebirges, daß sie wie von einer innern Gluth durchleuchtet erschienen. Die fernen Berge strahlten von einem so scharfen, innigen Tiefblau, das man auf einem Gemälde fabelhaft nennen würde, und der stille, hehre Friede des Abends küßte die Erde.

Einfache, unverkünstelte Menschen haben eine lebhafte ursprüngliche Naturanschauung. Thekla versank in Betrachtung. Die kindlich unschuldige Feierlichkeit der Einfahrt, die so viele Herzen in einem Gefühl der Freude vereinte, die friedlich heitere Schönheit der Gegend, das Abendroth auf den Bergspitzen, von denen man ihr in ihrer Kindheit lehrte, daß es die Hand Gottes sei, die sich zum Nachtsegen über die Erde ausstreckte, entlockten ihr Thränen, in denen sich ihr Weh löste und stillte. Die Natur ist überall rein und heilig und für den Geweihten ein Tempel voll der heiligsten innersten Offenbarungen. Auf der weiten Umschau in die hehre, stille Gegend hinaus zog sich ihr eigenes Leid ganz in den Hintergrund des Herzens zurück. Mit einem Blick konnte sie von ihrem Standpunkt aus die Wohnstätten vieler tausend Menschen überstreifen, die alle von demselben Auge bewacht wurden wie sie selbst. Die Hand, welche diese Felsen in ihren Grundfesten hielt und in das Thal hinab senkte, die mit pur=

purnen Fingern die höchsten Spitzen berührte und sie seit Jahrtausenden im Gleichgewicht erhielt, die jedem Vogel seine Bahn zuwies, jedem Blümlein die Zeit seines Bestehens zumaß, hatte auch ihr Geschick in all seiner Kleinheit erwogen. Wie ihr geholfen werden sollte, das wußte sie freilich nicht. Um sie war Alles wirr und dunkel. Aber auch im Thale zu ihren Füßen war es dunkel, und doch strahlte über ihr der helle Himmel. Konnte es nicht auch in ihrem Schicksal helle werden? ehe sie sich dessen versah. — Ein Gebet ohne Worte rang sich aus ihrem Herzen, und es war ihr wohl, fast freudig zu Muthe, als sie sich wieder auf den Heimweg begab.

Für's Erste beschloß sie, auf keine Zuträgerei mehr zu hören. „Auf gar nichts mehr," sprach sie bei sich selbst, „wie viel kann nicht übertrieben, ja Manches ganz unwahr sein. Und gesetzt, der Friedl geht zur Vefi, so ist es wahrscheinlich nur ein Nebengang. Der Geißelmüllers Friedl, der erste unter den jungen Leuten, und die ausgelassene Sixtenvefi — ist ja keine Möglichkeit! Man weiß es ja, wie es die Mannsleute machen — die Vefi kennt doch jeder. Was würden da die Geißelmüller's Leute dazu sagen. Wenn sie nur lieber nichts erfahren. Es wäre ihr leid um den Verdruß, den es abgäbe. Alles wird sich aufklären auf des Loisenwirthssohns Hochzeit, die nun bald stattfinden wird. Sie und der Friedl sind als die nächsten Verwandten die Vördern, sie die erste Kranzjungfer, er der erste Jungherr, und müssen den ganzen

Tag zusammenhalten. Da wird sich Alles ausgleichen, was jetzt ungleich ist. Thekla war selbst so treu, so rechtschaffen in ihrer Liebe, daß sie an Friedl's gänzliches Aus-der-Art-schlagen nicht glauben konnte. „Und beschlossen ist's," setzte sie nachdrücklich mit dem Fuß stampfend hinzu, „dem Herrn Vetter glaub' ich einmal nichts mehr. Gar nicht anhören will ich ihn. Was es ihm nur hilft, daß er uns so gegen einander schürt und hetzt, der letze Mann der! Es ist zwar kein Wunder, daß er kein Glück und keine Gesundheit um sich leiden kann, weil er selbst keinen gesunden Sinn und Blut im Leibe hat. Alles wird sich richten und schlichten auf die Hochzeit. Aber vorher heißt's auf den Birkenstein gewandert. Das ist die Hauptsache, und das gleich die nächste Woche, sobald die Erdäpfel ganz herein sind. O, du liebe Muttergottes vom Birkenstein, jetzt darf ich aber eilen, sonst läßt mir die Cenzel Alles verbraten und verbrennen. Die denkt Alles zu viel an ihren Seppen, der heute eingefahren ist."

Und a Büchsel zum Schießen
Und a Cithern zum Schlag'n
Und a Madl zum Lieben,
Muß der Jaga'sbub haben.

Als Thekla in's Haus trat, war die niedere Wirthsstube schon hell erleuchtet, und alle Tische und Bänke von Gästen besetzt. Auf den Tischen zwischen

hochstieligen hölzernen Leuchtern dampften Knödel und Würste, und Thekla so wie Cenzi hatten nur zu laufen, um dem Verlangen nach dem beliebten Brannenburger Bier Genüge zu leisten. An einigen Tischen wurde Karte gespielt, überall qualmten Tabakspfeifen und Alles war im besten Gang.

Die Löwen der Wirthsstube waren natürlich die Sennen. Sogar die Käse- und Gaisbuben wurden heute unter den Erwachsenen zugelassen und durften ihren Stummel am Ecktisch unter den Andern rauchen. Sie ließen es sich sämmtlich wohl sein, wieder unter ihres Gleichen zu wandeln. Seit einem halben Jahre waren Kühe und Ziegen ihr einziger Umgang, und Milch und Käse ihre einzige Nahrung, und die Versetzung in eine volle geschwätzige Wirthsstube eine gar behagliche. Den vollen Bierkrug in der gehobenen Hand, erzählten sie von ihren Erlebnissen, von dem Weidestand, den Wildwassern, den Unwettern, die da ihre gebrechliche Hütten umtobt hatten, von den Wechselfällen, die sich in ihrer Heerde ergeben hatten; wie einst der Wildbach, von einem Gewitter geschwellt, die ganze Heerde abgeschnitten und unter Wasser gesetzt hat; wie sie dann langsam und stetig von der wachsenden Fluth dem Gunglfall zutrieb, welcher ein hundert Fuß tief in einen Abgrund stürzte, und wie sie da mit Lebensgefahr das brüllende, störrige Vieh auf höher gelegene Halden flüchten mußten, und wie ein anders Mal der armen Amerkathel ihre einzige Kuh, die gern abstreunte, in eine Schlucht gerutscht ist, wo sie sich allein

nicht mehr hat helfen können, und wie ihr dann der mitleidige Gaisbube nachgerutscht ist klaftertief und sie unten heraus geholt hat. Nicht nur die Haut von den Fersen und Händen hat er dort an den Felsen gelassen, sondern die Hauptbestandtheile seines einzigen Kleidungsstücks. Gelt, Flori, da hat's Dir gerathen!“ Der fünfzehnjährige Flori, halb beschämt, halb erfreut über die Erwähnung seiner kecken That, verzog den breiten Mund zu einem blöden Lachen. Die Dörfler erzählten ihrerseits, was sich diesen Sommer im Orte zugetragen hatte; wer geheirathet hatte, wer taufen ließ, welche Abschied genommen hatten. Von den Getreide- und Viehpreisen wurde gesprochen, vom Krieg und Frieden, vom Haberfeldtreiben und Wilderern, von der Kirchweih, auch von den Beamten und Geistlichen und deren Angelegenheiten wurde erzählt, aber leise und nur andeutend; denn das Herrenstübel war nur ein Verschlag, oben offen, und in demselben saß auch eine Gesellschaft, Beamte der Umgegend und Geistliche, welche Karten spielten, über das Cölibat stritten, das Ordinariat musterten, dem König und Papst regieren halfen.

Mit freundlicher Beflissenheit waltete Thekla um die Tische, hatte für jeden eine Frage, eine trauliche Rede, setzte sich zu diesem Bauer und fragte nach dem Ertrag des Viehmarkts, und zu jenem, um sich über Frau und Kind zu erkundigen.

Auch der Friedl war da, ein seltener Gast seit geraumer Zeit auf Brannenburg. Er war widerwillig da, und

auf das ausdrückliche Gebot seines Vaters, der ihn mit einem Auftrag schickte. Sein gesprengtes Verhältniß war bekannt, und daß er deßhalb beobachtet war, machte ihn mürrisch und befangen. Er hielt sich in seiner Freiheit verletzt und beschloß, Alles zu thun, wovon er wußte, daß es Thekla kränkte, bloß um zeigen, daß er nach Niemand frage. Deßhalb fand er auch das Bier sauer, das Essen schlecht, und deßhalb setzte er sich gleich bei seinem Eintritt zu einer Gesellschaft erpichter Kartenspieler, weil sie ihn schon öfter deßhalb abgemahnt hatte.

Thekla ließ sich nicht anfechten, blieb freundlich und gesprächig, fragte nach Vater und Mutter, nach den Piphennen, die sie gezogen, nach seinem Tiras, der die Sucht gehabt, kehrte sich nicht an seine barschen Antworten, ergänzte die ungenügenden selbst, und wollte ihm eben scherzhaft die Karten aus der Hand nehmen, als ein neuer Gast eintrat.

„Ei schönen guten Abend und gesegn's Gott," redete sie den freundlichen alten Mann an, indem sie ihm den von der Frische angelaufenen Krug kredenzte. „Jetzt haben Sie uns aber schon lange nicht mehr die Ehre gegeben, Herr Benefiziat. Wo hat es denn gefehlt?"

„An den guten Beinen und vorzüglich am guten Weg. Der viele Regen hat den Petersberg fast zu einer Insel gemacht. Guten Abend, meine Herren. Schon hübsch frisch draußen. Ja, ja, wir gehen eben dem Winter entgegen. Und heuer kriegen wir einen langen und strengen Winter. Woher ich das erkennen will? Aus

der Menge von Ohrenhüllern. Wenn die sich zeitig und zahlreich einstellen, dann gibt's immer einen kalten Winter."

„Ich für meinen Theil habe einen trockenen, kalten Winter lieber, als einen so halb und halb Winter. Wenn man beim warmen Ofen sitzt, und draußen kracht und blitzt Alles vor Kälte, dann kommt ein Gefühl von Behagen über Einen, das nicht zu bezahlen ist," sagte der Expositus, und schabte auf einem Miniatur-Reibeischen Muskatnuß in seinen Krug.

„Ja, wenn man einen warmen Ofen hat," lächelte der Benefiziat. „Aber die Armuth hat gar Vieles nicht, um sich den Winter erträglich zu machen, und vorzüglich kein Holz."

„Stehlen sich's schon, nicht wahr, Herr Revierförster, und das Wild dazu, um sich's bei dem gestohlenen Holze zu braten."

„Geht denn die Wilddieberei so recht ihren Gang. Herr Revierförster?"

Ein langer Mann mit steifem Wesen und einer Forstuniform lächelte apathisch und bitter. „Die Holz- und Wilddieberei floriren wie die Pascherei, nicht wahr, Herr Oberaufseher? Pascherei und Wilddieberei gehen immer Hand in Hand. Ja, und die, welche sie unterdrücken sollen, sind beneidenswerth."

„Ja, ja, die Herren haben gut reden," meinte der Oberaufseher. „Wenn Sie in der warmen, sichern Stube sitzen, und Unsereiner oft sechs bis acht Stunden nicht

vom Posten kann, über Eis und Schnee, über Jöcher und Felsen kriechen muß, und keinen Augenblick sicher ist, ob er nicht von einem entschlossenen Spitzbuben gepackt und in den nächsten Abgrund geworfen wird, wo man in hundert Jahren nichts mehr von ihm hört. Himmelsakrament!“ setzte er mit grimmigem Lachen hinzu, „ist das ein Leben — und die Bezahlung dazu — Kommt mir aber ein Mal so ein Tirolerhund vor die Büchse, so schieße ich ihn nieder wie —“

„Was Hund, was Büchse, was niederschießen in einer honetten Gesellschaft!“ ließ sich plötzlich eine tiefe, klangvolle Stimme vernehmen; „was niederschießen!“ und alle Blicke richteten sich nach der niedern Thüre, unter welcher ein hoher Mann, in Spitzhut und Berglertracht sichtbar ward, der mit seinen Adleraugen die Stube musterte.

„Juheh! der Tonisl ist da; der Tonisl von Rottach!“ jubelten die Insassen der Bauernstube. „Juheh! jetzt geht's erst recht los. Grüß Dich Gott! sitz nieder. Ihr dort rückt ein Bissel zusammen, ihr Gaisbuben, — Cenzel, eingeschenkt — da trink — von mir — von mir auch.“

„Schön kleinweis, nur schön kleinweis,“ sprach der große Mann, der einen solchen Willkomm gewohnt schien, der ihn aber nichts desto weniger ganz ausgenießen wollte, gleichsam wie zur Prüfung, ehe er ganz in die Stube trat, seinen Stutzer in eine Ecke stellte, seinen stattlichen, mit Spielhahn und Gemsbart

gezierten Spitzhut an einen Nagel hing, und sich dann an den nächsten besten Tisch zu den Bauern setzte.

Es war ein Mann von etwa dreiunddreißig Jahren, von hoher, schlanker Gestalt, die ganz aus Sehnen und Muskeln zu bestehen schien. Er trug die grobe, graue Joppe, die bekannten dick durchstickten Wadenstrümpfe, und an den bloßen Füßen genagelte Bergschuhe. Sein schmales Gesicht, auf welchem die Farbe der Abhärtung blühte, hatte sehr regelmäßige Züge, welche neben einem Ausdruck von kühner, oft erprobter Entschlossenheit, auch den einer vergnügten Schlauheit trugen, und um seinen kühnen Schnurrbart spielte ein eigenthümlicher Zug von Bouffonerie, der in Wechselwirkung mit seinen klugen, pfiffigen Augen stand, die an Schärfe und Klarheit an Pfauenaugen mahnten. Seine Sprache hatte etwas von dem Gurgeln der Tiroler.

„Schön kleinweis, nur schön kleinweis angefangen, daß wir was vor uns bringen,“ sprach er Bescheid thuend an den ihm von allen Seiten zugeschobenen Krügen, und ließ die hellen Augen im Kreise herum streifen. „Grüß Gott beisammen. Schau, schau, der Franzensepp ist auch da, bist erst heut eingefahren. Wie viel Gaisen hast denn wieder oben gelassen? dem laufen sie alle in's Tirol — he, he, he, — und der Müller Friedl, der muß auch nach fremden Gaisen laufen — nun, wie geht's Euch denn? bin lange nicht mehr hier gewesen —“

„Wir sind alle wohlauf. Erzähl' nur Du, Tonisl. Was gibt's Neues — wo kommst denn her.

„Wo ich herkomme?“ sagte Tonisl, der seine kurze Pfeife bedächtig am Licht anbrannte; „heute von drinnen heraus von Kopfstoan.“

Nun, so erzähl' uns was. Du weißt immer was Neues.“

„Jetzt passen Sie auf, meine Herren,“ hieß es im Extrastübel, wo Tonisl's Ankunft kaum geringere Sensation erregte, als in der Bauernstube, „das ist ein Volksaufklärer von der ersten Sorte, ein Erzdemokrat.“

„Den kennt man überall,“ war die Antwort. „Solch Ungeziefer wächst übrigens nur auf Gränzboden. Gehören nicht hinüber, gehören nicht herüber, wildern, paschen, und führen die Obrigkeit und den lieben Gott an der Nase herum.“

„Hm,“ murmelte der Zollaufseher und winkte drohend mit seiner Cigarre nach Tonisl hin.

„Was Neues! weiß weiter Nichts, als daß heute früh der neue Waffenschmied da drinnen bald verunglückt wäre.“

„Was! — der Reiche! — der erst geheirathet hat! — Wie ist denn das zugegangen? — Sind ihm gewiß die Ross' scheu geworden und durchgegangen; fahrt ja wie der Teufel. — Oder das Gewehr ist ihm losgegangen? — Ist er gar in's Wasser gefallen? — Oder ist an einem Repphendl erstickt? — Hat zu viel studirt?“ — meinten die Bauern.

„Ist Alles nichts. Sind Alle auf dem Holzweg.“ erwiederte Tonisl, der bei jeder Frage gelassen den Kopf schüttelte und einen Zug aus seiner Pfeife that.

„Ist Alles nichts. Der reiche junge Mann wäre heute beinahe von seinem Adler verschluckt worden.“ Dazu nickte er sehr bedeutsam.

„Ja, närrisch! Von seinem Adler verschluckt! Wie ist denn das zugegangen?“

„Wie das zugegangen ist? — Schaut, das ist so zugegangen. Der junge Mann ist grausam reich. So ein etliche Millionerl kann er z'meinetwegen schon haben. Gelt, z'deinetwegen auch, Plazedermichl?“

Der Plazedermichel erwog die Frage eine Weile bei sich und nickte dann zustimmend mit dem Kopfe.

„Ja, z'meinetwegen schon auch.“

„Gut. Also der reiche junge Mann ist auf Reisen gewesen, zu seiner Bildung, wie die Stadtleute sagen. — Ich weiß weiter nicht, was dabei gemeint ist mit der Bildung, gelt, du auch nicht, Michel?“

Michel schüttelte nach kurzem Bedenken den Kopf und sagte:

„Nein, ich auch nicht.“

„Thut nichts. Wenn's nur er weiß, wir brauchen es nicht zu wissen. Aber grausam viel Anstrengung muß ihn seine Bildung gekostet haben, den reichen Waffenschmied, denn zurückgekommen ist er, nicht leibiger, als hier das Kartenblattl, das ich hier zusammenbiege, um meine Pfeife anzuzünden. Ihr wißt also, daß er

sich sogleich einen ganzen Stall voll Füchse, Eulen, Adler, Rehböck' und solches Gethier zusammenfangen ließ, zu seiner Bildung, oder zu seinem Umgang — ich weiß es weiter nicht. Den Füchsen hängt er Glöckerln um den Hals und laßt sie nachher laufen. Natürlich verscheuchen sie mit ihrem Glöckerl alles Lebendige, und müssen elendiglich verhungern. Sein Hauptstück in der Meschanterie, wie sie's da droben heißen, ist ein Adler: der sitzt in einem eigenen Haus auf einer Stange, und der reiche junge Mann bringt ihm eigenhändig alle früh eine lebendige Katz', und schaut zu, wie er sie packt, und wie er ihr seinen Schnabel in's Fleisch hackt, und wie sich die Katze wehrt und schreit, und wie sie alsdann doch zerfleischt und blutend in den Griffen des Adlers hängt. Darauf ladet er auch seine Freunde ein auf das Spektakel. Gelt! könnt ihr sehen, was nicht der Reichthum und die Bildung Alles kann. Bis in einen andern Welttheil müßte man gehen, um gleich so was zu sehen. So ein armer Teufel wie Unsereiner, ohne Bildung und ohne Geld, darf von so was nicht träumen. Höchstens sieht man einmal einen Ochsen niederschlagen und so gemeines Zeug. Gelt, Franzelsepp? Nun, die Gusto sind halt auch nicht gleich. Die Einen halten was auf Bücher und Leserei, die Andern legen sich auf sonst was, und unser Waffenschmied legt sich auf's Viehische. Heut früh also bringt er seinem Adler sein gewöhnliches Frühstück, eine lebendige Katze. Wie's nun gewesen ist, ist dem Adler die Katze zu ma=

ger gewesen — oder ist er mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden und nicht gut aufgelegt gewesen, oder hat er in der Dunkelheit den Herrn für die Katz' angeschaut, so ein Irrthum kann so einem dummen Vieh schon zustoßen, vorab in der Dunkelheit, 's bleibt schon hübsch lang finster — kurz, er packt meinen reichen Waffenschmied und fangt auch richtig zu schlucken an. An seine Vatermörder hat er sich gestemmt, die haben ihn in den Kragen gestochen, versteht ihr und glücklicherweis ist g'rad sein Kutscher gekommen, der hat ihn wieder dem Adler abgejagt. Ja — schon wahr — so kann's einem Menschen ergehen, und jetzt weiß man doch, daß solche Dinger auch zu was gut sind.

Die Bauern hatten in andächtiger Spannung jedes Wort des beliebten Erzählers durchgenossen. Alle lachten. Einige Rechtgläubige meinten, so was könnte schon geschehen, andere kühnere Geister wagten wieder einen vorsichtigen Zweifel, sprachen von Tonisl's gewöhnlichen Faxen, und meinten, wenigstens sei ein Gusto, der des Herrn und des Adlers, kurioser als der andere.

„Ja ja, ich habe auch schon davon reden hören," warf ein Insasse des Herrenstübels ein. „Ob sich das wohl schickt für unsere Zeit und ihre Gesittung, welche die nutzlosen Quälereien, und den Mißbrauch der Thiere unbedingt verbietet. Wenn so was die Reichen und Gebildeten thun, was kann man von Viehtreibern, Metzgern und ihren Genossen erwarten, gegen deren Rohheit jetzt so viel geeifert wird? Wie kann ein Schul=

lehrer es wagen, seinen Bauernschülern die Grausamkeit gegen Thiere als roh und verwerflich darzustellen, wenn ihnen von den sogenannten Gesitteten solche Beispiele gegeben werden. Pfui — erzähl' uns lieber was Gescheidteres, Tonisl."

„Du bist ja letzt zu München gewesen?" fragte der Expositus höhnisch. „Was macht denn Dein Freund, der Prinz? Hast ihn doch heimgesucht?"

„Nein, bin nicht hingekommen," erwiederte Tonisl trocken, „wir sind gesprengt."

„Gesprengt? da hören Sie! der Tonisl ist mit dem Prinzen gesprengt? Mir steht der Verstand still."

„Das ist ein rechtes Glück, Expositus, so weißt doch gewiß, daß Du noch einen hast. Ja, wir, der Prinz und ich, sind gesprengt, seit der letzten Kreuzstraßen. Er hat wohl wieder gute Saiten aufgezogen und mich in sein Palais eingeladen, aber ich bin nicht hingegangen. Ich muß ihn ein Bissel am Kreuz hängen lassen."

„Erzähl', erzähl! wie ist denn das zugegangen?" fragten die Bauern in lebendiger Neugierde.

„Nun, ihr wißt ja," nahm der Tonisl, der sich unterdeß bedächtig eine neue Pfeife gestopft hatte, „wie sellmals bei uns im Gebirg die Sachen gestanden haben. Ich hab' dem Prinzen gern unsern Beistand zugesagt für ihn und für sein ganzes Haus. Zehntausend Büchsen wollte ich in Zeit von vierundzwanzig Stunden gestellt haben, wenn er sie gebraucht hätte. Denn auf den Prinzen halten wir hier in unseren Bergen Alles.

— Wir sind zwar jetzt ein Bissel über's Kreuz. — Ich und er, aber —“

„Hören Sie nur den Aufschneider,“ unterbrach ein hoher, dicker Mann mit einem strengen Autodafé-Gesicht den Tonisl, „er ist mit dem Prinzen über's Kreuz. Mit dem Prinzen! Solche Unverschämtheit!!! —„

„— Ueber's Kreuz,“ nahm Tonisl das Wort wieder auf, „aber ich muß Eins sagen wie's Andere, der Prinz ist ein kreuzbraver Herr und hat ein Gemüth für's Volk; ist keiner von den Gespreizten, die sich baden und salben, wenn Unsereiner nur an sie angestreift hat, und die sich's von unserm Herrgott und in allen Zeitungen gutschreiben lassen, wenn sie einmal mit einem geringen Mann reden. Gar manche Stund' hat er mich zu sich holen lassen, drüben z'Tegernsee auf der Post, und da habe ich ihm meine Meinung sagen müssen über Alles. Ja — Und traktirt hat er mich mit Wein und Pasteten wie Seinesgleichen. Ihm selber ist aber nichts lieber gewesen, als wenn ihm die Posthalterin so eine richtsinnige Schlachtschüssel aufgesetzt hat. Ihre feinen Speisen hat er ihr darüber stehen lassen. Da hat sie gehaust, die Posthalterin, denn die ist ein Bissel gar viel rasch. — Ja — ein kreuzfideler Herr ist's, ganz gemein mit Unsereinem. Und die Cither kann er spielen, darin thut es ihm gar Keiner gleich. Lauter Weisen, die er selber erfunden hat. Ja, was wahr ist, das muß man sagen. — Cenzel, eine frische Halbe. Gib Acht, daß Du nicht daneben schenkst. Nun, dazumal

haben's zu München eine Weis' aufgespielt, nach welcher wir in unseren holperigen Bergen heraus nicht hätten tanzen mögen. Da sind sie denn auf der Kreuzstraße zusammengekommen, viel Volk, Mannen und Leut', und ich hab' ihnen ein Lichtel aufgesteckt, daß es hell geworden ist unter den Filzen. Und da haben dann die Mannenleut gesagt: sie mögen nicht mitthun.

„Da hört man," wisperte es im Verschlag, „das Volk gegen König und Geistlichkeit aufreizen, das heißt er ein Licht aufstecken. Wie hat denn der Prinz das aufgenommen?" hieß es dann laut.

Tonisl that ein paar bedächtige Züge aus seiner Pfeife und fuhr dann, gegen sein Auditorium gewendet, das ihm mit offenen Augen und Mäulern in grenzenloser Spannung zuhörte, gleichmüthig fort.

„Der Prinz," der kommt gleich darauf wieder nach Tegernsee — auf die Post — läßt mich auch gleich wieder holen wie sonst. Die Posthalterin winkt mir, wie ich die Stiege hinauf will. Du wirst Dein Heu kriegen, Du strittiger Sakra—, Du, sagt sie zu mir, komm nur hinauf. Ich denke mir, sie hat wieder einmal ihren Rumpel und da sind Worte das Leichteste, was sie fliegen läßt — sie wissen davon auf der Post, und geh' also schön kleinweis hinauf. Aber diesmal hat er mir mit keinem Wein aufgewartet und mit keinen Pasteten, und freundlich ist er auch nicht gewesen wie sonst, aber herb und gespreizt — so herb — wie die Rosenheimer Trauben, und nach der Seite hat er mich angeschaut — so

— Endlich fangt er an: Du bist mir auch der Rechte! Hast Dich schön aufgeführt auf der Kreuzstraße. Hätt' nicht gedacht, daß Du so ein rother Jakobiner wärst, so ein Republikaner. Schämst Dich nicht? — Freund Spatz, sag' ich darauf: schamen thu' ich mich nicht Ich kann mich heut' net so lang aufhalten, und kein Jakobiner bin ich auch net und kein Republikaner. Aber links bin ich und das sind wir Alle, sakrisch stark links, hab' ich gesagt, weißt es, Freund Spatz?"

„Da hat er wild d'rein geschaut, aber geschmutzt hat er doch nachher ein Bissel; verdrossen hat es ihn auch, denn von derselben Stund' an sind wir nicht mehr zusammen gekommen, der Prinz nicht zu mir, und ich nicht zu ihm. Ja ja, so gehen die Gäng', hat der Müller gesagt und hat auf den Hausgang gedeutet, weil er keinen Mühlgang gehabt hat," fügt der Tonisl vergnügt hinzu.

„Nun, nun, Tonisl," sprach ein dickes, feistes Männlein mit einem jovialen rothen Gesicht im Herrenstübel, „jetzt hat sich's ausgelinkst. Jetzt heißt es nicht mehr links, noch rechts, sondern —"

„G'radaus! Geistlichs Herrl," fiel ihm Tonisl mit einem äußerst pfiffigen, vergnügten Lachen in die Rede.

„Kann schon einmal G'radaus gehen, g'radaus in's Zuchthaus in dieser Welt, und einmal g'radaus in's höllische Feuer in jener Welt," eiferte vor sich hin der Expositus geärgert. „Gelt, die Reh und Hirsche, die Dir g'rad in den Weg kommen, die hast Du nie fortgejagt, gelt, Tonisl?"

„Freilich. Das ist ein alter Schnee. Wer wird denn so dumm sein!“

„Und auf ein paar Pfund Kaffee herüber, oder um etliche Kistchen Cigarren hinüber kommt's Dir auch nicht an, wenn Du in's Tyrol hinüber gehst.“

„Weißt, wenn Dich das Hauptzollamt darüber fragt, Expositus, so sagst g'rad heraus, Du weißt es nicht. Wenn sie Dir aber in Bayern nicht genug Pillerln drehen, so sag's nur, ich bring' Dir schon welche aus Oestreich mit herüber; wenn ich sie anders erschleppen kann. Du, zu Wien können sie's erst, das Pillerlndrehen, daß Einer sonst nichts mehr braucht, wenn er eine Einzige verschluckt hat.“

Der Witz schlug ein. Die Bauern lachten respektsvoll, aber innigst in sich hinein. Die körnige Freimüthigkeit, so wie der vergnügte Gleichmuth, mit welchem sich Tonisl gegen die Angriffe der Herren vertheidigte, gab ihm ein Ansehen und einen Halt, an dem sie gleichsam Theil hatten. Mit einem unvergleichlichen pfiffigen Augenzwinkern setzte er sich nach jedem Ausfall mit ihnen in Rapport.

Die Farbe des Expositus schlug in's Gallgelbe um; er schabte ganze Lawinen Muskatnuß in sein Bier. „Wetten wollt' ich, kein Anderer weiß besser, wie es mit dem Forstgehülfen in Fischbachau herging,“ warf er giftig ein.

Laut auf lachte der Tonisl. „Und wenn Du es nie getroffen hättest, Expositus, so hast Du es jetzt getroffen.“

„War doch eine kuriose Geschichte mit diesem Er-

schossenen," nahm der Autodafé-Mann das Wort. „Ist nichts mehr von ihm gehört worden, nichts zum Vorschein gekommen?"

„Nicht das Geringste," antwortete der Förster, „kein Blut, nichts von seinen Kleidern, nicht die geringste Spur ist aufgefunden worden. Wahrscheinlich haben ihn die Mörder verschleppt und irgendwo in eine Kluft gestürzt. Es ist zwar ein schlechtes Subject gewesen, sein Herr ist froh, daß er ihn los ist, soll da drüben in Marlrhein bei der saubern Geschichte mit dem Wildschützen betheiligt gewesen sein. Aber, frage ich: darf das Volk seine eigene Justiz sein?"

„Apropos, wie verhielt es sich denn damals mit dem Mord des Wildschützen? die Jäger sollen ihn ja umgebracht haben?" fragte ein Beamter von Audorf.

„Um Vergebung," sagte der Forstmann streng, „von Mord kann hier nicht die Rede sein. Wenn ein Wildschütze auf der That betroffen wird, so ist es kein Mord, wenn er niedergeschossen wird! Dieser Deisenbeck, sonst Wachtelsepp genannt, weil er den Wachtelschlag so künstlich nachahmen konnte, war einer der keckſten, gefährlichsten Wildschützen der ganzen Gegend. Ich möchte das Geld haben, welches sich der aus den Hölzern auf fünfzehn Stunden weit zusammengepürscht hat. Dem ist sein Recht geschehen. Die Hirsche sind ihm ordentlich vor den Schuß gestanden."

„Aber ein Menschenleben für ein Hirschleben!" wagte

schüchtern ein junger gebildeter Mann, der sich für's Seminar vorbereitete, einzuwerfen.

Hier handelt es sich nicht um Leben, sondern um's Gesetz," erwiederte der Gefragte streng. „Wofür hätten wir denn die Gesetze, wenn sie nicht respektirt würden?" Fragt der Wilderer nach dem Leben des Jägers, wenn er ihm ankommen kann. — Das Gesetz ist der Nerv des Staates. Wer das Gesetz nicht respektirt, ist kein guter Bürger, sondern ein Demokrat."

Der junge Mann war tief erröthet.

„Wie ging es denn dabei zu?" fragte er ablenkend. „Waren Sie dabei, Herr Revierförster?"

„Ich? Nein. — Bei mir darf so was nicht passiren. Dort sitzt Einer, der ist von Flintschbach, der kann es Ihnen erzählen." Dabei deutete er auf einen alten Burschen in grauer Joppe. „Waloner, erzähl', Du warst ja dort drüben."

Der Waloner wischte den Bierschaum von dem eisgrauen Schnurrbart, der sein wetterhartes, verrunzeltes Gesicht bedeckte, welches so zusammengefallen aussah, daß nur noch einzelne Züge davon einen bestimmten Charakter trugen, und begann:

„Mit Verlaub, ihr Herren, das war so. Der Wachtelsepp ist, wie bekannt, nicht nur ein verwegener Schütz, sondern auch sonst ein letzer Kerl gewesen; seine Mutter soll ja eine Hexe sein. Nichts Gewisses weiß man nicht. Aber auf alle Schelmenstreich' hat er sich verstanden und gefürchtet hab er auch nichts, — und anhaben konnte ihm

auch Keiner was, so viel sie ihm auch nachgestellt haben. Wird ihm seine Mutter schon was gegeben haben. Die Jäger hat er für den Narren gehalten, daß es eine Freude war. 's hat Keiner nichts mehr geschossen, wenn der Wachtelsepp im Revier war. Da haben sie ihm denn den Tod geschworen. Er hat aber nur gelacht dazu. Ein Mal in der Nacht aber, da geht er, seine Kameraden zusammenzuholen. Der Bratenhansel der jetzt sitzt, ist sein Leibspezies gewesen. Den kennen Sie ja, Herr Revierförster."

Den Lumpen? ja wohl. Hat das Wild zu hellen Fetzen zusammengeschossen, und hat sich immer drauf ausgeredet, die Diane hätte es zerschnitten. Ich habe nie einen Hund nur eine Stunde geduldet, der Wild zerschnitten hat. Wozu ist das Gesetz — will sagen, die Dressur da? — hm." —

„Also sagt er zu dem: Du, Bratenhansel, heut machen wir uns einen Jux. Grad sind die Jäger hinaus in den Hollenbruch; zwei Hirsche, die größten von Preising, haben da hinunter gewechselt, die wollen sie holen. Die stibitzen wir ihnen vor der Nase weg. Ein Hauptspaß das!" „Weißt Du's auch gewiß?" hat der Andere gesagt. Dem Gehülfen trau ich nicht recht, das ist ein Abgewichster, und Dich hat er besonders auf dem Strich." „Nicht schärfer, als ich ihn. Grad deßhalb gehen wir. Du gehst über den Groschenberg hinauf. Von Thalham geht ein Steig hinüber, der laßt Dich nicht aus. Ich geh bei Dettendorf hinein. Dort

treffen wir zusammen — sagt der Andere. Paß nur auf. Die Hirsche haben wir in den Pritschloffen aufzusuchen.“ Gut, sie gehen alle zwei. Die Jäger sind aber auch drüben, nur daß sie nicht auf die Hirsche, sondern auf den Wachtelsepp gepaßt haben. Wie er so in den Bruch hinunter gestiegen ist, an nichts Arges denkend, knackt's auf einmal. Jesus! schreit er, um mich ist's geschehen, lauf, Bratenhansel, mach Dich durch. Ich habe meinen Theil.“ Merkst was? hat der Jäger gesagt, und daß wir Dich nur gefoppt haben! Mach Reu und Leid, mit Dir ist's aus. Der Wachtelsepp aber hat schon sein letztes Wort geredet gehabt. So haben sie denn eine Grube gemacht und haben ihn eingegraben. Dort hätte er liegen können bis am jüngsten Tag, kein Mensch hätte ihn gefunden. Traut sich Keiner hin bei Tag, viel weniger bei der Nacht. Sie wissen, Herr Revierförster, wo das Marterl*) von dem kleinen Kind steht. Es heißt, dort geht es um. Also der hätt' gut gelegen bis an den jüngsten Tag; kein Mensch hätte nach ihm gefragt. Aber in der Gegend ist's laut geworden. Alles hat nach dem Wachtelseppen gefragt; denn er hat viele Freund' gehabt. Ist Alles still gewesen. Endlich den dritten Tag ist ein Zettel am Schloß angeschlagen funden worden, daß wenn nicht zeit 24 Stund' der Wachtelsepp zum Vorschein kommt, das Schloß von Grund aus durchgethan wird. Richtig! am andern Tag ist der Wachtelsepp

*) Martersäule.

beim Straßl an einem Baum gelehnt. Haben ihn wieder ausgegraben, und leicht eine halbe Stunde weit geschleppt. Ja, und der Hauptspaß dabei war, daß erst nachher gesehen haben, daß sie ihn lebendig eingegraben haben.“ Der Alte lachte breit und lautlos in sich hinein. „Hat nur einen Schrot im Kopf gehabt, der ihn betäubt hatte.“

„Was! lebendig eingegraben! Wie konnte man das wissen?“

„Wie? weil er sich an beiden Händen die Fingerspitzen ganz weggegraben hatte bis auf die Nägel. Spitzbube der.“ — Der Waloner lachte wieder grauslich in sich hinein.

„Ei das ist ja gräßlich. Schauderhaft! — Und die Thäter gehen noch unbestraft herum?“ fragten sich die Neulinge der Gegend unter einander.

„Es wurde eine Untersuchung angestellt,“ berichtete der Revierförster, „wurden auch Leute vernommen, allein das Gesetz konnte da nicht einschreiten. Die Jäger handelten in ihrem Recht, und jener Wachtelsepp war ein gefährliches Subject; bei allen Händeln betheiligt“ —

„Das Gesetz —“

„Das Gesetz kann die Thäter nicht schützen. Der Fluch der bösen That kann fortzeugend Böses nur erzeugen,“ declamirte der schöngeistige junge Mann.

„Wo dürfte so was auch vorkommen, als wo der Unfug des Haberfeldtreibens sich so breit gemacht hat, wie bei uns. Was wird unter dem Schutz dieses heillosen Mißbrauchs nicht Alles angetastet und durchgesetzt. Wäre

nur ich Herr, ich wollte diesem Unwesen bald ein Ziel finden. Wofür haben wir denn die Polizeigewalt?“ sagte der Förster.

„Wie denn, wenn man fragen darf? Dieses Gesindel hängt ja und hält zusammen, wie Leim und Werg. Da fangen und untersuchen sie schön. Da verrathet Keiner den Andern. Wo soll man da anpacken?“ sprach der Brigadier.

„Nun,“ warf der Expositus dazwischen, „gar weit dürfte man nicht gehen, um einen Haupträdelsführer zu greifen. Gelt, Tonisl, es ist schon durch manche Rechnung ein Strich gemacht worden, ehe man's erwartet hat. Was meinst Du, Tonisl? Wenn einmal der Brigadier sich Deine Begleitung ausbittet und dann marsch fort in die Frohnvest.

„Bin einmal z'Nürnberg gewesen; da ist der Brauch, daß sie keinen aufhängen, ehe sie ihn haben,“ war die gleichmüthige Antwort Tonisl's. „So geschwind geht's mit dem Einsperren nicht. Weiß selbst, was Recht ist.“

„Hören Sie? Haben Sie gehört? rief entrüstet das Autodafé-Gesicht. „Er weiß selbst, was Rechtens ist. Und dieß Volk soll regiert werden. Da gehört was dazu.“

„Beileibe. Wir sind schon regiert genug. Wir sind schon ein Bissel zu viel regiert. Weniger thät's auch. Es kommt auch nur drauf an, daß wir über den Punkt einig werden.“ Tonisl stimmte bei diesen Worten seine Cither.

„Hören Sie! Hören Sie! den Demokraten, den Volksaufklärer!“ flüsterte es im Herrenstübel, wo die Unterhaltung jetzt exclusiv wurde.

„Der ist da drüben herüber, und da sind alle so,“ sprach der strenge Mann mit dem Autodafé-Gesicht. „Ich sage Ihnen, da drüben hat eine Aufklärung um sich gegriffen, daß einem die Haut schauert. Ich habe vorigen Sommer in Tegernsee für den Dekan, der in's Bad reiste, einige Wochen fungirt. Ich war wie aus den Wolken gefallen. Ja wohl, daß diese Leute noch an Hexen und Gespenster, an's Besessensein und Teufelaustreiben mehr glauben? Gut — das verlangt man auch gar nicht mehr. Aber sie fangen an zu raisonniren, — nachzudenken, über die Erschaffung der Welt, Hölle, Himmel, Fegfeuer zu spintisiren. Ließ mich dort einmal über den See fahren, wollte zum Bauern in der Au, wo ich mit dem Pfarrer von Hachenburg zusammentreffen wollte. War ein rohes, gemeines Weib die Ueberführerin, mit einem harten Gesicht. Fange da mit ihr einen Discurs an: ich hole die Leute gern ein wenig aus über ihren Glaubensstand. Sie lebt in einer schlechten Ehe, und ich sprach ihr vom ewigen Leben und vom Fegfeuer, vom Himmel und von der Hölle. Was meinen Sie, daß sie mir zu Antwort gab“? —

„Wo soll denn der Himmel sein und die Hölle? Da unten ist Wasser, da oben blaue Luft, und was das Fegfeuer betrifft, so ist das für die vornehmen Leute und die geistlichen Herren. Unsereiner wird in dieser Welt

schon so gefegt genug. — Was sagen Sie dazu? Mir sind die Haare zu Berg gestanden. Aber das sind die Früchte der sogenannten Aufklärung. Wir werden schon sehen, wohin uns diese gepriesene Aufklärung noch führt! Sagen Sie, ich habe es prophezeiht.“ Er nahm zur Bekräftigung eine Prise, daß der Tabak weit herumflog.

„Warum soll man dem Volke diese nicht gönnen?“ sprach jetzt der barsche Zollschutzmann, welcher bisher geraucht hatte wie eine Locomotive, und seine Cigarre nur aus dem Mund nahm, um mit dem Bierkrug den Dampf hinunter zu spülen. „Es hat lange genug in der Verdummung geschmachtet.“

„Verdummung, Aufklärung,“ nahm hier der würdige Schulbenefiziat das Wort, „das sind Worte, die jetzt an der Tagesordnung, gleichsam in der Mode sind. Jeder hantiert mit ihnen und wirft damit oft in's Blaue hinein. Verdummung heißt bei Vielen nichts anders, als das strenge, wenn auch oft unverstandene, Festhalten an Kirchlichkeit, an Glaubenssätzen; Aufklärung wieder, freigeistisches, freches Verwerfen und Verläugnen, was uns die Kirche vorschreibt. Es kann schon sein, daß unter dem Landvolk die Wenigsten ein rechtes, klares Verständniß von den Glaubenssätzen unserer Kirche haben. Allein uns muß schon mit dieser mechanischen, blinden Auffassung genügen. Wie wäre auf ein Volk einzuwirken, das in Folge seiner geringen Intelligenz und seiner mangelhaften Erziehung gar keine rechten Begriffe von Moral und Sittlichkeit hat, wenn es nicht am Ende

seiner Tage die Flammen züngeln sähe, wenn ihm nicht die Posaune des Gerichts auf eine ihrer rohen gewaltsamen Natur angemessene Weise vorgehalten würde, und der Weg zu Kreuz und Buße auf seine Sinnesweise gezeigt würde?"

Der junge Mann, welcher schon lange mit glühendem Gesicht auf eine Pause gewartet hatte, wo er in das Gespräch springen konnte, sprach nun:

„Erlauben Sie. Bei uns fehlt es an der Erziehung des Volkes. Wir bekümmern uns zu wenig um die Volkserziehung. Die meisten der Herren Confratres halten ihre Pflichten für erfüllt, wenn sie den Kirchendienst versehen haben. Aber damit ist noch nicht Alles geschehen. Wir sollten mehr auf die innere Erziehung einzuwirken suchen. Diesem rohen Volke fehlt es zu sehr an einem Leitfaden, der ihre Handlungen regelt, sie oft und dringend auf Recht und Unrecht aufmerksam macht."

„Wofür haben wir denn die Christenlehren, die Beichte, und sonntäglich die Predigten? sprechen diese denn nicht genug von Kreuz, Buße und dem Weg zum ewigen Leben?" sagte das kleine, runde, rothbackige Männlein.

„Das ist schon richtig. Aber es fragt sich, ob wir den geringen Mann, der meist nur der rohen Leidenschaft, dem ursprünglichen ungebändigten Trieb bei seiner Handlungsweise folgt, nicht öfter und nachhaltiger über seine Pflichten gegen Gott, gegen seine Neben=

menschen und gegen sich selbst belehren sollten, ob wir ihm nicht öfter vorhalten sollten, wie man in dieser Welt sich zu verhalten hat, ob wir uns nicht mehr um das Detail seiner Lebensweise, um seine Fehler, und wie sie auf Andere wirken und welche Folgen sie haben, annehmen sollten; mit einem Wort, ob wir nicht, anstatt seinen ohnehin schwerfälligen, unkräftigen Blick über dieses Leben hinaus zu richten, lieber auf das was vor und um ihn liegt, fixiren sollten! Kreuz und Buße sind der Weg zum Himmel. Ganz richtig. Aber wenn wir den Bedürftigen den richtigen, gottgefälligen Weg in diesem Leben recht eifrig leiten, so wird er den Weg zum Himmel um so leichter selbst finden. Kreuz, Buße, Abtödtung des Fleisches, Rechtfertigung des Glaubens, die Hauptlehre unserer Predigten, in einer Masse Dogmen und exegetischer Formen verhüllt, sind für ihn formlose Dinge, die der Bauer halbverstanden und halbverdaut mit aus der Kirche nach Hause nimmt und mit dem verdienstlichen Bewußtsein, zwei Stunden Kirchenweg gemacht und zwei Stunden Predigt gehört zu haben, heute ein sehr guter Christ zu sein, der sich auf einer andern Seite schon wieder etwas herausnehmen darf, in der Geschwindigkeit sein Weib schlägt, seine Kinder mißhandelt, sich im Wirthshaus betrinkt, sein Geld verspielt, Händel anfängt und den Sonntag damit beschließt, vom Brigadier für den andern Tag auf's Landgericht geladen zu werden. Mit einem Wort, lehrt den gemeinen Mann auf eine einfache, klare, ihm faßliche

und verständliche Weise seine Pflichten in dieser Welt, den richtigen Weg in diesem Leben, der Weg zum Himmel wird sich dann schon von selbst finden.“

Der junge Redner, ein feiner Mann, welcher in München bei einer höheren gebildeten Beamtenfamilie Hauslehrer gewesen und wegen seines musikalischen Talentes viel in Gesellschaftskreisen eingeführt worden war und auch, wie man sagt, so viel Gefallen daran gefunden hatte, daß er nun gegen seinen Willen Geistlicher werden sollte, sprach Anfangs unsicher und schüchtern. Von der Begeisterung über seinen Stoff getragen, so wie von dem tiefen Stillschweigen seines Auditoriums ermuntert, faßte er Fuß. Mit glühendem Gesicht und einem rhetorischen Aufschwung sprach er für Volkserziehung, Menschenrechte, Nivellirung der Stände, Toleranz und über verschiedene Mängel und Schattenseiten des Welthaushalts, unter welchem er schließlich noch das Cölibat begriff, dessen Aufhebung er dringend empfahl.

Die Elemente in der Exclusivstube waren viel zu verschieden gemischt, als daß diese feurige Rede nicht einen völligen Aufruhr unter ihren Insassen hätte zuwege bringen sollen. Das anfängliche unerhörte Staunen, welches vorher alle Zungen gefesselt hatte, floß nach und nach in verschiedene Gesinnungsfarben aus. Beifall, Hohn, Aerger, Entsetzen malte sich auf den respectiven Gesichtern, je nachdem er eine Meinung getroffen oder verletzt hatte. Ansichten, Rechte, Persön-

lichkeiten fühlten sich neben einer solchen Polemik in Gefahr.

„Volksbildung! Volkserziehung! Nivellirung der Stände!“ hieß es laut. „Ein Neuerer, ein Aufklärer, Demokrat, ein Deutschkatholik!“ hieß es leise. Und alle stürmten, die Einen aus Ueberzeugung, die Andern schon derhalben auf den jungen Mann ein, welcher vorher so sieghaft gesprochen und nun ganz beschämt und verschüchtert da saß.

„Mann!“ sprach der Autodafé, „Sie sprechen ja gegen die Gebote Gottes. Sie wollen ein Geistlicher werden und wollen das Cölibat aufgehoben haben.“

„Aber das Cölibat ist ja kein Gebot Gottes,“ wagte der junge Mann einzuwerfen, es wurde erst im Jahr —“

„Verschonen sie uns mit Daten; verschonen Sie uns mit Daten, Herr Dings da,“ eiferte der Expositus, zerknirschte Blicke auf das Cruzifix in der Ecke der Stube werfend. „Ich weiß, wir alle, wie wir da sind, verlangen nichts weiter zu hören. Das Cölibat aufheben, sich verheirathet zu denken! O, welche Zeit! welche Zeit, die solche Gesinnungen und solche Gräuel hervorbringt. Schon an so was zu denken, halte ich für Sünde, und schlage vor — was ich auch selbst thun werde — diese ganze übrige Woche zu fasten. O, welche Zeit! welche Zeit!“ Der Expositus verdrehte die Augen nochmal nach dem Cruzifix, bekreuzte sich und spielte seine Aufregung mit einem Schluck frischen Bieres hinunter.

Der würdige Schulbenefiziat, welcher sich zu Allem schweigend verhalten und nur leise gelächelt oder dann und wann den Kopf geschüttelt oder genickt hatte, hielt es im Interesse der Geselligkeit für an der Zeit, dem heikligen Stoff eine andere Wendung zu geben.

„Die Zeit! die Zeit!“ nahm er mit freundlichem Lächeln das Wort. „Man hört so viel über die Zeit schelten, überall wird sie angefochten, und für Alles soll die arme Zeit verantwortlich sein! Wie oft hört man den Geist der Vergangenheit citiren. Die gute alte Zeit! heißt es. Ja, sonst war eine andere Zeit! Aber diese so oft gerühmte gute alte Zeit hat ihre Krankheiten, ihre Uebel, Fehler und Mängel gehabt, wie alles Andere in der Welt. Oder war eine bessere Zeit damals, wo das Menschenleben wohlfeil, wo das Recht in den Händen der Gewalt war, wo die Unterthanen Handelsartikel der Fürsten waren? Oder war es eine bessere Zeit, wo ein Krieg dem andern die Brandfackel in die Hand gab und das Schlachtengetümmel sich von einem Land in's andere wälzte, wo Zucht, Ordnung, Religion bloße Sagen waren, die man nur von Weitem her hörte! Oder war das die gute alte Zeit, als die Menschen ihres Glaubens wegen geschlachtet wurden, als Christenblut in Strömen floß und Scheiterhaufen qualmten zur Ehre Gottes! Oder war das die gute alte Zeit, wo man noch die Folter und Tortur für Gerechtigkeit übte, arme, einfältige, wahnsinnige Weiber als Hexen zu Tod quälte! Wenn ich zuweilen auf einer Reise in

Nürnberg, Regensburg und andern alten steifsinnigen Reichsstädten an einem Gefängnisse oder einer Frohnveste vorbei ging und die alten schwarzen Mauern betrachtete, so überkam mich ordentlich ein wohlthätiges Gefühl, wenn ich bedachte, wie sicher man jetzt da vorüber wandeln konnte, ohne von einem Schmerzensschrei fortgeschreckt zu werden, gewiß zu wissen, daß in diesen feuchten, schauerlichen Kellern Keiner mehr mit zerrissenen Gliedern schmachtet, und die Uebelthat doch ihre Strafe, und das Recht doch seine Genugthuung findet. Glauben mir die Herren, ich möchte gar in keiner andern Zeit gelebt haben, als in der unsern. Schlechte Menschen, schlechte Sitten, schlechte Zustände hat es zu allen Zeiten gegeben, und um die Treue und Redlichkeit war es in früheren Zeiten auch nicht besser bestellt, als heut zu Tage. Nur verschwimmen diese leisern Schattenstriche der Geschichte in den markigen Contouren der Begebenheiten. Scheltet mir unsere Zeit nicht. Ich sage, sie hat sich aus dem Wuste früherer Jahrhunderte tüchtig hervorgearbeitet. Hat sie weniger erhabene Tugenden, weniger großartige Charaktere hervorgebracht, so können sich in ihr, Gott sei Dank, auch Laster und Verbrechen weniger großartig entwickeln, ganz ungerechnet die vielen Erfindungen und Verbesserungen in Kunst und Wissen, mit welchen sie das Leben des Menschen bereichert und erleichtert hat. Unsere Zeit hat redlich das Ihre gethan. Thäten wir nur auch das Unsere, wir hätten über die Zeit nicht zu klagen."

Wieder lächelte der Benefiziat mild und sah aufmunternd im Kreise herum. Die Extrastübler zuckten die Achseln; doch stund der kluge, menschenfreundliche Benefiziat in zu großem Ansehen, als daß man an seiner Meinung etwas aussetzen wollte.

„Tonisl, sing doch Eins,“ mahnte Thekla, mit jedem Finger einen der schweren Steinkrüge haltend, „was wär mir denn das, daß ihr so still seid. Geh', Friedl, wirst doch nicht schon heim wollen? Sing uns doch zuerst den Wendelstein. Es kann ihn keiner so fein und lieblich singen. Gelt, nochmal einschenken?

Friedl weigerte sich und legte mürrisch die Karten hin, an welchen er diesen Abend ansehnlich verloren hatte.

Tonisl hatte unterdessen seine Cither rein gestimmt, und seine knotigen, schwieligen Finger entlockten dem Instrument mit unerwarteter Geschicklichkeit eine jener wiegenden, wehmüthig heitern aber gar lieblichen Weisen, in welchen die allbekannten Schnaderhüpfeln gesungen werden, deren eigentliche Wiege das bayrische Oberland ist. Anfangs begleitete er die Akkorde mit dem künstlichen Doppelpfiff, mit welchem er die Melodie in den Tanz pfiff, bis der Genius über ihn kam. Alsdann ergoß er sich in jene unzähligen Strophen, in welche der ländliche Witz seine neckenden, scherzhaften und anzüglichen Einfälle kleidet. Dabei nahmen seine kühnen, herausfordernden Züge eine fast schwärmerische Weichheit an, durch welche seine Bouffonerie sonderbar hindurchblickte, und die Takte der

Musik markirte er mit sinnig genießendem Kopfnicken. Er sang mit wohllautender Stimme:

Heim sollt' ich geh'n,
Da sollt' ich bleib'n,
Sollt' mein'm Schatz d'Zeit vertreib'n.
Heim geh ich net,
Da bleib ich net,
D'Zeit vertreib'n mag ich net.

Die Gesichter der Bauernstube verzogen sich in ein breites Lachen; Alle lachten Friedln an, denn Alle wußten, daß er gemeint sei. Friedl stieß den Krug in die Mitte des Tisches und sah wild darein, Tonisl ließ sich nicht irre machen und sang weiter:

Alleweil das Nämliche
Will mir nicht ein, nicht ein,
Lieb' ich gestern ein schön's Äpferl,
Heut in d' Holzbirn beiß ich h'nein.

Ein noch lauteres Gelächter als vorher belohnte Tonisl's Witz. Friedl aber war nicht in der Stimmung, einen so derben Scherz zu vertragen. Er stand heftig auf, warf seine Zeche auf den Tisch, nahm seinen Hut, und rücksichtslos über Bänke, Gäste, Hunde 2c. den geradesten Weg zur Thüre. Thekla, welche eben eine Rechnung am Schenkkasten berichtigte, hatte nicht gehört, was indeß vorgegangen war, und wurde erst durch das Poltern der umgeworfenen Bänke und das Aufkreischen der getretenen Hunde aufmerksam gemacht. Sie nahm sich kaum Zeit, die Kreide, mit welcher sie gerechnet hatte, in das hölzerne Schüsselchen über der schwarz-

angestrichenen Rechentafel zu legen, und eilte Friedln zu, um ihn zu besänftigen. Dieser aber, ohne sie anzuhören, stieß im Hinausgehen die Thüre so hastig auf, daß sie den hölzernen Schemel, worauf der kupferne Schwenkkessel stand, umstürzte, daß Thekla mit dem ganzen Inhalt begossen ward. So was wird unter diesen Leuten nicht viel beachtet.

Dienstfertig eilte der junge weltliche Mann, im Umgang mit Damen wohlgeübt, herbei und half das beschämte und betroffene Mädchen abtrocknen. Er hatte sich diesen Abend viel mit ihr unterhalten und schnelles Gefallen an ihrem verständigen, sittsamen Wesen gefunden, weßhalb er es für seine Pflicht hielt, nun als ihr Ritter aufzutreten. Von Rohheit und Ungezogenheit sprach er, und von ungeeigneten Scherzen und undelikaten Anspielungen, welche die Gefühle Anderer verletzten. Aber der arme junge Mann sollte heute auf seinem Kampfplatz nicht glücklich sein. Ob Tonisl Alles verstanden hatte, was jener sagte, ist ungewiß. Gleichmüthig griff er wieder seine Akkorde und sang, als ob er ganz mutterseelenallein in der Stube und in der ganzen Welt wäre:

D'Mutter sehet's gern,
Geistlich sollt' ich wer'n,
D'Mad'ln sollt ich lassen,
Wär' ja kein Begehr'n!
Der Mutter folg ich net,
Geistlich werd ich net,
D'Mad'ln lass'n kann ich net.

Der Beifall blieb nicht aus bei Tonisl's Audi=

torium, wurde aber dießmal innerlich abgethan, aus Respekt für die Hauptperson, d. h. die Bauern lachten aus einem gewissen Schicklichkeitsgefühl nicht, eigentlich sahen sie sich gegenseitig so bedeutungsvoll an und verzogen ihre Gesichter auf solche qualvolle, grausame, fast unmögliche Grimassen, daß der Zuschauer mit den seltsamsten Befürchtungen für ihre inneren Zustände erfüllt werden mußte.

Betroffen stand der galante junge Mann, nicht wissend wohin seine Zurechtweisung wenden; aber ehe er noch mit sich selbst darüber im Reinen war, sang der unerschöpfliche Tonisl schon wieder:

Macht mich eppes gifti,
Geht's mir ganz verdraht,
Sing ich wieder lüfti,
Wenn ich das nicht that,
Läg' ich längst im Bett,
Lebet etwa net,
D'Zeit verseufzen mag ich net.

Tische wurden in die Ecken gerückt, Bänke und Stühle darauf gestellt, und als ein Raum frei wurde, groß genug für einen mäßigen Theetisch, drehten sich die Burschen und Mädchen, welche den ganzen Tag den Pflug geleitet, den Dreschflegel geschwungen, oder eine störrige, eigenwillige Heerde eine Tagreise weit geleitet hatten, mit einer Lust und einer Kraft, als ob sie eben erst aus langer Ruhe erwacht wären. Und der bayrische Oberländler ist keine Kleinigkeit, denn nicht nur die Beine müssen arbeiten, auch die Arme, der Kopf, kurz

sämmtliche Glieder haben ihr reichliches Theil Arbeit. Während des Drehens läßt der Bursche das Mädchen los und schlägt mit der linken Hand die rechte Schuhsohle, dann mit der rechten Hand die linke Schuhsohle, dann klopft er in eben dieser Abwechslung die Schenkel, daß Alles schallt, und man meint, er habe ein paar empfindungslose aufgeblasene Luftbälle zu bearbeiten, dann schnalzt er mit den Fingern, als hätte er eine kleine Zündhütchenmaschinerie in den Händen, dann schwingt er die Dirne im kühnen Wurf hoch über alle Paare hinweg, und hat sie glücklich den Boden wieder erreicht, dann stampft er wieder und klopft und klatscht, bis auch jedes verborgenste Stäubchen aus seinen Hosen herausgeklopft ist und sich in dem Qualm der Stube dreht. Je lauter er jauchzt, je dröhnender er stampft, je höher er die derbe Tänzerin schwingt, je schöner ist der Tanz, der in dem Kalender eines Stadtherrn als ein Vollmondstag der Arbeit dreifach unterstrichen werden würde, wenn! er ihn zu tanzen vermöchte. Für den zuschauenden Städter ist dieser Tanz keine leichtere Uebung als etwa die englische Tretmühle. Sicherlich brauchte er zu einem solchen Ballfest, wie der römische Gladiator, acht Tage Vorbereitung und acht Tage Ausruhen, während es für dieses Volk ein Spiel, eine Lust ist, eine Gelegenheit, seine Ueberkraft abzusetzen.

Tonisl, des Spielens müde, griff endlich auch nach einer Dirne. Die Bursche pfiffen einen Ländler, und überließen ihm allein den Platz. Und er verdiente ihn

auch. Denn was jene mit roher Kraftäußerung vollbrachten, geschah von ihm mit einer Art Grazie und dem innigsten Genusse des Tanzes. Das Neigen des Kopfes, das Wiegen mit dem Oberkörper, das Stampfen nach dem Rythmus des Tanzes, das Jauchzen, das Castagnettenspiel mit dem Daumen, all das übte er verfeinert, idealisirt und mit einer Gelenkigkeit, welche seinen festen, schlanken Körperbau in's beste Licht setzte. Seine Dirne schwang er nicht ein Mal, sondern drei Mal im Kreis herum, wie einen Federball. Da rief der Nachtwächter zehn Uhr.

„Jetzt hören wir auf, und behüt Euch Gott beisamm, bis wir uns wieder sehen. Heut geht's noch nach Audorf."

Mit diesen Worten griff der Tonisl nach seinem Stutzer, den Spitzhut hatte er die ganze Weile aufgehabt, und ging in die Nacht hinaus. Die Andern in's Bett oder nach ihren Häusern.

Die Hauptpersonen des Festes, die Kühe, schliefen schon lange.

An Sprung über d'Gassen,
An Jucheza drauf,
An Klopfa an's Fenster
Schöns Dirndl, mach auf.

Jenseits des Inns, wo die Straße am Fuß des Kranzhorns vorüber nach Nußdorf führt, steht ein

neugebautes, großes, stattliches Haus, ganz aus solidem Bruchstein aufgeführt. An dem Hause war offenbar nichts gespart worden mit dem, was zu einem Hause gehört. Thüren, Fenster, Balkone, Windfahnen waren in solchem Ueberfluß daran angebracht, daß man damit drei andere gewöhnliche Häuser ausstatten konnte. Zu beiden Seiten stützte sich das Haus auf minder weitschichtige Nebenbaue, welche sich als würdige Sprößlinge des großen Hauses auswiesen; denn ihre Ziegeldächer leuchteten so roth, ihre Fensterläden waren so grün und ihre geschnitzten Giebel, Dachtraufen und Wetterhähne waren eben so zahlreich, als nur möglich, vorhanden, und sie reihten sich würdig an das große Haus an.

Dessen größte Zierde und Ehre aber war das sogenannte Salettl, das dem Hause gegenüber stand, eine Art kolossalen Papagayenkäfigs, oben mit einer bunt angestrichenen Gallerie umgeben. Obwohl dieses Salettl viele Genüsse gewährte, obwohl es einen weiten Saal enthielt, in dem eine große Versammlung von langen Tischen und hochbeinigten Stühlen war, und der so viele Fenster hatte, daß, die Sonne mochte stehen wie sie wollte, eine wahre Gewächshaustemperatur darinnen herrschte, welche die Gäste bei einigem Abwarten in Erotiken umzuwandeln im Stande war; obwohl da bei kühlem Wetter sich ein Luftzug entwickelte, welcher eine Fregatte hätte mobil machen können, obwohl es von einer Seite den großen Hof beherrschte,

welcher wegen eines ansehnlichen Düngerhaufens von den benachbarten Hühnern und Enten ungemein frequentirt war und auf der andern Seite den Anblick in die dampfenden Spül- und Waschhäuser bot, ohngeachtet all dieser Vorzüge war das Salettl von Gästen wenig besucht und schien einzig und allein zur Domaine eines sich auf seinem Dache spreitzenden, weithin leuchtenden Windfähnchens erbaut zu sein. Wahrscheinlich zur Bekräftigung seiner Unabhängigkeit und um sich von andern gewöhnlichen Windfahnen zu unterscheiden, drehte sich das Windfähnchen immer knarrend gegen den Wind, und opponirte das ganze Jahr hindurch den übrigen Windfahnen.

Eine kleine Strecke gegen den Berg zurück, an der Mündung einer Schlucht, durch welche ein schweres, volles Bergwasser herausstürzt, stand eine Mühle dazumal, die Geißelmühle geheißen, welcher, obwohl es ein altes, winkliges, staubiges, wurmstichiges Haus war, der Neubau an der Straße vorn doch all seine Fenster, Läden, Balkone und übrigen Zierden verdankte. Die Geißelmühle galt für eine Goldgrube, und die ganze Gegend mahlte dorthin. Als der Müller die Müllerin heirathete, einen einzigen Sohn und viel müßiges Capital vorfand, kaufte er Gründe, baute das neue Haus, zog seine Tafernwirthschaft darauf hin und stellte einen Gutscomplex her, der auf Stundenweite seines Gleichen nicht hatte. Unterdessen arbeitete die alte, staubige Mühle rüstig fort, gleich einer alten

thätigen Mutter, die in ihrem schlechten, unscheinbaren Werktagsgewand schafft und arbeitet, während die aufgeputzten Kinder mit dem Erworbenen Staat machen. Aus schuldigem Respekt, vielleicht vor dem Alter der Mühle, vielleicht auch weil dem Landbewohner nichts so schwer eingeht, als neue Namen, hieß nun das neue Wirthshaus an der Straße zur Geißelmühle, und der Besitzer, obgleich er eigentlich ein Wirth und sein Name Gutfestner, war der Geißelmüller.

Dieser Müller, eine kurze, untersetzte Gestalt, mit einem vollen, rothen Gesicht, war ein kluger und eben so charakterfester Mann. Lachen schien seinen ernsten, strengen Zügen eine reine Unmöglichkeit; aber ein derber, trockener Humor saß immer auf seinen Lippen. Nicht leicht konnte ihn etwas aus seiner gleichmüthigen Ueberlegenheit, die immer wußte, was sie wollte, bringen. Geschah es aber, dann schwoll auch der Zorn unaufhaltsam in ihm auf, wie sein Mühlbach, wenn der Schnee auf den Bergen flüssig wurde. Seine ganze Person, sein Thun und Wesen versinnlichte die tiefgründige Tüchtigkeit seines Hauses und eben so leicht hätte man dieses aus seiner Stelle rücken können, als ihn, wenn er einmal wo — physisch oder moralisch — Posto gefaßt hatte. Er war ein Bild seines Namens, und eine stehende Redensart war: Er heißt nicht umsonst Gutfestner.

Wie viel in der Welt auf Namen ankommt, das haben wohl die Wenigsten recht bedacht. Ein Name ist

gleichsam die Firma, unter welcher sich der Mensch einführt, und nach welchem wir uns unwillkürlich und unbewußt ein Bild der uns fremden Persönlichkeit formen, dessen Grundzüge sich nie ganz verwischen. Ein guter Name gewinnt uns im Vorhinein, einen gemeinen oder lächerlichen oder übelklingenden sprechen wir nie ohne eine leise Beschämung aus, trüge ihn auch die geliebteste Person. Und welch tückischer arger Geist bei der Namenerfindung thätig war, das sage mir Einer, wenn er die Masse leerer, nichtssagender, positiv unsinniger Namen, welche dem Etymologen auch nicht das leiseste Anhaltsfädchen darbieten, examinirt, die sich z. B. nur in den Fremdenanzeigen herumtreiben.

Und wie muß einer nicht für seinen Namen einstehen? —

Man nehme einmal das nächste beste Lokalblatt zur Hand.

Hat man sich durch die entlaufenen Rattenfänger, durch die unvergeßlichen Gatten und unersetzlichen Gattinnen, durch die würdigen Familienväter, aus Unbesonnenheit stehen gebliebenen Regenschirme, durch feilgebotene Häuser und Würste, tadellose Quartiere, Monatzimmer für solide Herren, und dienstsuchende solide Frauenzimmer, durch verlorene Augengläser, und gesuchte Capitalien, Heirathsgesuche mit so und so viel Tausenden, durch die Ströme guten Biers, und durch schlechte Nachreden gekränkter Herzen durchgearbeitet und hält bei den Fremdenanzeigen ein wenig an, so fällt

uns gleich ein Ehrlich, ein Wohlgemuth, ein Gradaus ins Auge, und unwillkürlich bleiben wir bei dem Namen stehen und fragen uns, ob ihm der Träger wohl entspricht? — Wir sind schon im Vorhinein für sie eingenommen. Ein wenig Rechtschaffenheit, guter Humor und Geradheit reicht bei diesen viel weiter, als bei Andern. Wie haben sich dagegen ein Heuchler, ein Nothhaft, ein Unbestand vor ihren Gegensätzen zu hüten! Müssen Sie nicht die Aufrichtigkeit, die Wohlhabenheit, die Beständigkeit im Superlativ sein, wollen sie sich nicht gehässige Seitenblicke auf ihre Namen zuziehen? Muß ein Angstwurm nicht ein geborener Recke sein? Darf ein Unverzagt einen Schatten von Beklemmung zeigen? Muß ein Grämlich nicht der leibhafte Sonnenschein sein bei Tag und Nacht? Und darf sich ein Grobmann die kleinste legitimste Grobheit erlauben, wenn ihm nicht gleich sein Name vorgerückt werden soll? Muß man nicht gleich hören: Nun, er heißt nicht umsonst Grobmann u. s. w. So, der hat seinen Namen in der That.

Gesetzt, eine beabsichtigte Genialität heißt Schmalz, oder ein Schöngeist Schmergel, durch welche fetten, schmierigen, klebrigen Ideenverbindungen müßten sie sich nicht durchkämpfen! — Sieht man, wenn der Schmalz genannt wird, nicht geistig im bräunlichen, blasenwerfenden Schmalz die fetten Nudeln brodeln, und streift ein solches Bild nicht den Farbenstaub von den Flügeln des Genies? — Es mag noch so superorginell, noch so idealschauend, noch so hochfühlend, noch so poesiesaturirt sein,

er heißt doch Schmalz und Schmergel. — Es gibt Familien, die Venus heißen. Das ist kein Unglück. Aber laßt ein Fräulein Venus eine Pfundnase, ein Fettkinn, oder einen Klumpfuß haben, und seht, welche hämische Kritik die Venus über sich ergehen lassen muß. Gesetzt, ein junger Mann, ein ideales poetisches Gemüth macht eine Ball= oder Reisebekanntschaft und feiert seine Schöne als das Ideal alles Zartgeistigen in Liedern und Gedichten. Jetzt, nach stillem, verstohlenem, schwärmerischem Werben, entdeckt er: sie heißt Schnuderer oder Kachelriß! Ist es möglich, eine Schnuderer oder Kachelriß zu besingen? und bleibt ihm etwas Anderes übrig, als sich mit gebrochenem Herzen selbst loszureißen —? — Drum man bitte Gott um einen guten Namen, von einem Namen hängt gar zu Vieles ab.

Die Laubgüsse hatten sich eingestellt und das Land überschwemmt. Bald regnete es, als ob die Wolken Stricke spännen, dann senkte sich wieder ein Nebel herab, so dick und greifbar wie ein Segeltuch. Die Schindeldächer tropften und dampften, und die Sperlinge, die auf ihnen saßen, qualmten und tropften im Verhältniß auch, und zwitscherten sich hochaufgesträubt und grämlich Bemerkungen über schlechte Zeiten zu. Die Wiesen waren Seen, die Straßen Pfützen, und jedes Geleis ein kleines Bächlein, jedes welke Blatt war eine kleine Douche geworden, das in Einem fort tropfte, und jedes Gräschen hatte geladen, was es nur tragen konnte. Die ganze Natur sah so naß, so qualmend, so dampfend, so

maßleidig aus, als sei sie eben behufs einer Radikalwäsche aus dem Sechtelkessel gezogen worden.

Auf der Mühle war Feierabend. Das Gesinde saß schweigend bei seiner Mahlzeit, einer Schüssel Buttermilch und einer Schüssel mit Topfenklößen, die sie ungleich der gedankenlosen Eile des Städters bei seiner Mahlzeit schweigend, ernst und bedächtig auslöffelten; der Reihe nach, erst die Männer, je nach ihrem Dienstrang, dann die Dirnen, holten sich ein Topfenklößchen, fuhren damit in die Buttermilch, und führten es dann, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, zum Munde. Eine solche Mahlzeit wird trotz ihrer Frugalität mit der ganzen Würde der Feierlichkeit gehalten, welche ihrem wichtigen Zwecke, dem erschöpften Körper die nöthige Kraft wieder zuzuführen, gebührt.

In der andern Ecke der Stube war für die Herrenleute gedeckt, beide Parteien hatten abgegessen. Die Dienstleute, nachdem sie ihre Löffel am Tischtuch gereinigt und in die Tasche gesteckt hatten, stellten sich an zum Gebet. Darauf, so wie auf die Beobachtung kirchlicher Gebräuche, Beichten, Messehören ꝛc., hielt der Geißelmüller streng. Nicht den tüchtigsten Knecht, nicht die fleißigste Magd hätte er im Dienste behalten, wenn sie in Beachtung dieser Formen lässig gewesen wären. Dagegen kümmerte er sich wenig um die übrige moralische Beschaffenheit. Für ihn bestand sie in pünktlicher Erfüllung ihrer Dienstpflichten. Ein Dienstbote, der regelmäßig zur Kirche ging, zu rechter Zeit beichtete, nüchtern und fleißig war,

nichts veruntreute, erfüllte nach seiner Meinung alle Forderungen, die man billigerweise an einen guten Christen machen konnte.

Er pflegte das Morgen- und Abendgebet mit andächtig gezogener Kappe mitzusprechen, jedoch nicht ohne eine gewisse hausherrliche Unterscheidung, wobei er die Ordnung seiner Wirthschaft im Auge behielt. Er schüttelte wohl während des Vaterunsers die Mütze drohend zum Fenster hinaus, wenn sich ein leichtfertiger Junge einfallen ließ, die Gänse zur Salettltreppe hinauf zu jagen; er zog während des englischen Grußes die schnarrende Hausuhr auf, und machte beim Segen einen Gedächtnißknoten in's Sacktuch. Er hielt es für genügend, wenn er an der Spitze der Dienstboten als Herrschaft, als Geißelmüller mitbetete; aber es ist sehr möglich, daß er in der Heimlichkeit der Schlafstube auch diesen in den Staub der Demuth vor dem Herrn beugte.

Der Müller fand diesen Abend während des Gebetes eine erstaunliche Menge Dinge, die seiner Correction bedurften. Er zupfte an den Vorhängen, welche heute auffallend willkürliche Falten warfen, er hofmeisterte an dem Kapuziner, der seine Regenkapuze übergezogen hatte, er schnippte die verspäteten Fliegen von den staubigen Blättern der Pelargonien, welche hinter den trüben Scheiben standen, und schien nach irgend einem unentdeckbaren Stäubchen zu suchen, alles Anzeichen, daß bei dem Müller ein Sturm im Anzug war. Die Müllerin kannte diese Anzeichen, und hatte sonst allerlei Ableiter dafür

in Bereitschaft. Heute sah sie ihm mit einer gewissen Billigung und Befriedigung nach, die nur dann und wann einem besorgten Blicke Platz machte, den sie während des Abräumens des Tisches durch die schwitzenden Scheiben auf die Straße hinaus warf.

Es war der Friedl, der daher kommen sollte und ungewöhnlich lange ausblieb. Der Vater hatte ihn nach Aibling auf den Viehmarkt geschickt, um da zu kaufen und zu verkaufen. In dieser Hinsicht konnte er sich ganz auf ihn verlassen. Er hatte Einsicht im Handel und die ganze merkantilische Zähigkeit der Landleute, welche, wenn sie auf dem Wirthstisch ohne Bedenken Kronenthaler springen lassen, doch um einen Sechser hartnäckig zuwarten. Sein gar langes Ausbleiben, welches den Unmuth des Müllers nur noch mehr anstaute, milderte allmälig den der Müllerin. Auf den Aiblinger Markt kamen immer viele Keferloher zusammen, wilde, rauffüchtige Leute, die zur Lust Händel anfangen. Auch war der Inn ungewöhnlich angeschwollen, die Straßen schlecht. „Wenn ihm nur nichts passirt ist,“ sprach sie bei sich selbst und wurde bei jeder Vorstellung milder gestimmt.

Endlich rollte ein Chaischen die Straße herab. Die Dunkelheit hatte in Folge des Nebels so zugenommen, daß nichts deutlich mehr zu erkennen war. Allein Mutteraugen haben eine besondere Schärfe. Kaum hatten die ihren erkannt, daß der Mann in dem Chaischen frisch und kräftig heraussprang, so nahm sie geschwind wieder die vorige finstere, zornige Miene vor und hantirte

so geräuschvoll mit den Tellern und Bestecken, daß Friedl bei einiger Achtsamkeit schon von der Straße aus erkennen konnte, wie heute die Gänge in der Mühle gingen.

Friedl warf dem Hausknecht die Zügel zu, klopfte die dampfenden Füchse auf den schlanken Hals und wollte sich in's Haus begeben, als ihm der Hausknecht einen Stoß mit dem Ellenbogen gab und mit einer ganz unbeschreiblichen Mimik seines starren, hölzernen Gesichtes nach den Fenstern der Stube hinzeigte.

Wir können nicht unterlassen, eine kleine Charakteristik des oberbayerischen Hausknechts vorauszuschicken.

Wer jemals in Oberbayern reiste, wird gestehen müssen, daß jenes große, weitschichtige Wesen, welches in einer gesteppten Cattunjacke und einem ledernen Schädelkäppchen die typische Verzierung jeder Gasthausthüre ist und gleichsam mit dem Haferbock auf den Händen geboren zu sein scheint, eine ganz eigene Gattung von Geschöpfen ist, welches noch in keiner Naturgeschichte vorgekommen, aber ungefähr so zu klassificiren wäre.

Hausknecht. Biped. Ist von äußerst robustem Körperbau, ungemein kräftig und nachhaltig, gleich den Bären, aber eben so langsam in seinen Bewegungen. Er verzehrt unglaubliche Quantitäten von Knödln und Bier und könnte vermöge seiner Organisation in allen Zonen und selbst am Nordpol fortkommen, vorausgesetzt, er findet dort die obenerwähnten Nahrungsstoffe. Seine Geistesfähigkeiten concentriren sich auf die Begriffe: Rosse, Hafer, Heu und Bier. Seine Kennzeichen sind: eine rothe

Nase und steife Kanonenstiefel. Es gibt auch eine Abart, Vize genannt, die übrigens ganz dem Obigen gleicht, nur nicht so viel Bier bekömmt.

Der Hausknecht der Geißelmühle war das Prototyp seiner Species. Er hatte ein weitschichtiges, röthlich blaues Gesicht, eine scharfe, schneidige Nase und hölzerne Züge, die eben so beweglich waren, wie die eines Nürnberger Gliedermanns. Das Wunderbarste an so einem Hausknecht sind jedenfalls die Beine, die unveränderlich in Kanonenstiefeln stecken. Solche Beine hält man eher für Produkte einer Erzgießerei, für einzelne Theile einer Lokomotive, als für menschliche Gliedmaßen. Für gewöhnliche Menschenschritte scheinen sie auch viel zu mächtig, zu schwerfällig, und man kommt auf die Idee, wäre nur erst ein Hacken oder eine Schraube weggenommen, und die Maschine käme in Gang, so würde sie eben so wenig aufzuhalten sein, als die erste beste Dampfmaschine. Man mag zu einer Tag- oder Nachtstunde kommen, wenn immer, man wird den Hausknecht in seinem Lederkäppchen und Kanonenstiefeln finden, was schon Manche zu der, obwohl nicht constatirten Ansicht verleitete, er sei darin auf die Welt gekommen.

„Seid lang abwesend,“ sprach der Hölzerne laut. „Hab' schon geglaubt, Ihr bleibt zu Pang über Nacht. Der Inn thut wild. Wird viel sein, wenn er bis morgen nicht die Rosenheimer Leiten austränkt. Habt Etwas versäumt,“ setzte er dann leiser wieder mit der unbeschreiblichen Mimik seines Gesichtes hinzu, welches sich zu den

Gesichtern anderer Menschen gerade so verhielt, wie eines, das der Zimmermann geschnitzt hatte, zu dem Werk eines Bildhauers.

„So?“ fragte Friedl hastig, „Hat's was gegeben? Mit dem Alten? schaut er schwarz?“

„Kohlschwarz, und war, viel war,“ antwortete der Hölzerne wieder leise, indem er an den Strängen schaffte. „Zurück, Fuchs — kannst jetzt nicht einen Schritt zurück machen! — wirst alle Tage tappiger. — Bst — der Herr Vetter ist da gewesen.“

„So so, der ist da gewesen! Nun, ich kann mir's jetzt schon denken. Hast nicht gehört, was sie mit einander geredet haben?“

„Nein, nichts Anderes, als daß der Alte zum Andern gesagt hat, wie er fort ist: Dieser Hacke wollen wir schon einen Stiel finden. Könnt Euch's ja denken, wo der hinkommt, bedeutet's allemal einen Schauer — marsch dich, Fuchs. Geh' weiter.“

Friedl konnte sich es schon ungefähr denken, was den Herrn Vetter herausgetrieben hatte. Um eine böse Kunde anzubringen, von einer Gant, schlechten Schranne, einem verlorenen Streit, konnte er bei schönem Wetter schon seine paar Stunden weit gehen. Was ihn aber bei diesem Wetter auf die Mühle heraus trieb, das konnte nur die Vesi betreffen.

So hat er's denn hinterbracht, und die Eltern wissen davon. Recht war's ihm nicht, und umsonst hat er sich letzthin in Brannenburg nicht so geärgert, als er ver-

nahm, die Geschichte sei schon landkundig. Er hatte der Vesi die größte Heimhaltung ihres Verhältnisses empfohlen, weßhalb, und bis zu welchem Zeitpunkt, konnte er sich selbst keine Rechenschaft geben. Aber die Vesi fand es ihrem Interesse vielmehr angemessen, die Sache recht zu verbreiten, und jedenfalls einer möglichen Umkehr so viele Riegel vorzuschieben als thunlich.

Friedl band die schwere Geldgurte ab, legte sie auf die Steinplatte des Tisches, und gab Rede und Auskunft über die Ochsen und Fohlen, über Handel und Wandel.

Der Müller hörte mit großer Bedächtigkeit zu, zählte, rechnete und ließ jedes zweideutige Geldstück den Probesprung über die steinerne Tischplatte machen. Nachdem Alles richtig befunden worden, schob er Geld und Einschreibbücher in den altväterischen Rollkasten in dem Allerheiligsten der Schlafstube, welcher zugleich die Casse und das Hausarchiv war.

Während dem wollte sich der Friedl schön stille davonschleichen, froh, daß das Wetter so mälig abging.

„Halt da, wart' ein wenig," rief ihm der Müller zu, „wir haben was mit einander zu reden," dabei rückte er seine Kappe so fest in den Kopf, als sollte sie einen Sturm auf dem Inn aushalten.

„Jetzt geht's los," dachte der Friedl, der das Signal kannte.

„Was muß ich von Dir hören?" fragte der Müller, der fest und aufrecht wie in die Bank gewachsen saß, die Hände auf die dicken Beine gestemmt und die scharfen,

funkelnden Augen auf Friedl geheftet, als wollten sie nicht eher von ihm ablassen, bis er fest und sicher auf die gegenüberstehende Thüre befestigt wäre.

„Was muß ich von Dir hören?“ fragte der kleine, pralle Mann, nach einer ziemlichen Pause, während welcher er glaubte, daß sein dräuender Anblick genug auf Friedl gewirkt hätte, „zu dem Weibsstück gehst Du, zu der Sixten Vefi, machst Liebschaft mit ihr, und versprichst ihr sogar die Heirath? Du, des Geißelmüllers Sohn, der Sixtenvefi? —“

Eine Pause.

„Alles weiß er,“ dachte der verblüffte Friedl, dem es nie gelang, sich von einer gewissen Furcht seinem Stiefvater gegenüber los zu machen.

„So was wenn ich erleben müßte,“ nahm nun die Müllerin das Wort, „so eine Loos*) wenn ich Söhnerin heißen müßte, die sich mit allem Lumpenvolk abgibt, für die ihre Mutter auf den Aasen oben nicht einmal einen ehrlichen Namen auftreiben konnte! Eine solche, die mir als Gänsdirne zu schlecht wäre, die ich nicht in meinem Kirchstuhl dulden würde, und wenn sie aus der Kirche müßte, die sollte mir in mein Haus kommen, der sollte ich meine schöne Stube einräumen, meine Kästen voll Tuch überlassen, die sollte da in diesem Haus revieren dürfen — das erlebst Du nicht.“

„Larifari,“ sagte der Müller geringschätzend, „das hat gute Wege, die Heirath. Es ist schon genug, daß er

*) Schweinsmutter.

dieser Allerweltshabdichgern sein gutes Geld und seinen guten Namen anhängt. Aber dieser Hacke will ich schon einen Stiel finden. Für's Erste laß Dir gesagt sein, daß Du mir nicht mehr in die Eulenau hinüber gehst. Keinen Schritt mehr. Ich erfahre es schon, und dann — Du kennst mich schon darauf —"

Friedln hatte der Zorn und die Beschämung die Röthe bis unter die Haaren hinauf getrieben. Die Worte steckten ihm in der Kehle. Nicht das Verbot selbst war es, welches ihn dießmal, so wie bei allen Zwisten, schon im Vorhinein zum heftigsten Trotz stimmte, sondern die Art und Weise. Er fühlte sich einen Mann; er war im Stande, seiner Mühle vorzustehen, er verstand den ökonomischen Betrieb, wurde bei allem Marktverkehr verwendet, hatte heute einen Handel geschlossen, an dem selbst der strenge, nicht leicht zu befriedigende Stiefvater nichts auszusetzen gefunden hatte, und jetzt mußte er sich behandeln lassen wie einen Schuljungen. Er fühlte seine Ohnmacht seinem Stiefvater gegenüber, der wie starke Seelen sich, auch ohne selbst zu wollen, zum Herrn der Schwachen machte. Das Bewußtsein dieser moralischen Unterordnung brachte ihn fast zum Wahnsinn und ließ ihn alle in dem elterlichen Hause übliche Zucht vergessen.

Daß er sich nicht länger als einen Schulbuben wollte abkanzeln lassen und selbst für sich einstehen könne, und sich nicht wehren lassen würde, zu wem und wohin zu gehen, so ungefähr sprach sein Zorn aus ihm.

Die Müllersleute hörten starr vor Verwunderung zu. So was war noch nicht vorgekommen, denn bisher, wie sehr sich Friedl auch mittelbar gegen den Stiefvater setzte, zu einem offenen Widerspruch war es doch noch nie gekommen.

„So! ist's um diese Zeit!“ sagte der Müller nach einer langen Pause und einem Blick von zehn Pferdekraft. „Siehst Du, Müllerin, wie man ihm die Schule anmerkt, in der er ist? Nur Geduld, die nächste Woche gehe ich nach München und mach' die Sache mit dem Militär richtig, dann laß ich Dir auf dem Landgericht die Mühle zuschreiben, und Du heirathst die Thekla. Auf Katharein ist die Hochzeit. Punktum, Satis, Streusand drüber,“ fügte er mit der Sicherheit eines unwiderruflichen Entscheids hinzu und besiegelte ihn mit einem tüchtigen Zug aus dem neben ihm stehenden Bierkruge.

„Die Thekla heirathe ich nicht, die kann heirathen wer will. Wem nichts an mir liegt, an dem liegt mir auch nichts. Und hingeh'n thue ich auch wo ich will,“ platzte Friedl in einem Zorn heraus, der sich immer mehr entzündete, je ruhiger sein Stiefvater sprach und trank.

„So!“ meinte der Müller wieder, und wieder machte er eine lange Pause, während welcher er Friedln wenigstens einige Zoll tief unter den Stubenboden schaute und geruhig mit dem Zinndeckel auf seinen Krug klappte. „So. — Hm. — Ich sag' Dir weiter nichts, als wenn ich erfahre, daß Du noch ein einziges Mal zu der ehrsamen Jungfer Pfuiteufel in die Eulenau hinüber gehst

und der Sixten Dich und sie nicht hinausjagt, ihm die Allmweide genommen wird. Der Sixten ist sonst ein handsamer Mann, aber ein Bissel latschig, sonst hätt' er sein sauberes Töchterl schon lang zum Teufel gejagt. Und was die Thekla betrifft — auf Katherein Hochzeit oder marsch, die drei Jahr zu Deinem Regiment. Jetzt, hast mich verstanden? —“

Friedl stürmte hinaus in den Stall, riß an den Pferden herum und wußte nicht, wie sich zu lassen vor Wuth und peinlicher Zerspaltung seiner Gefühle. Vor Kurzem noch war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, die Mühle zu erhalten und Thekla zu heirathen, jetzt sträubte sich sein Sinn dagegen, weil er es zwangsweise sollte. Thekla, die seinen Abfall so ruhig ertrug, die sich die Augen nicht aus dem Kopfe weinte, die sich die Haare nicht ausraufte, die nicht einmal zürnte, war ihm deßhalb ordentlich zuwider geworden, wohl schon auch deßhalb, weil Vesi sich neben ihr so schlecht ausnahm. Es wurmte ihn, daß er ihren Ruf nicht rechtfertigen konnte, aber gelassen — jetzt gelassen hätte er sie nicht um zehn Mühlen, bloß um seinem Stiefvater zu trotzen, ihn zu ärgern, denn er fühlte, daß er hier, wie noch immer, unterliegen und jener seinen Willen über ihn haben würde.

Friedl war nicht im Stande, seine Aufregung allein zu bewältigen. Wie alle schwachen Gemüther, brauchte er Jemand, an den er sich lehnte. Er mußte geschmeichelt, gehätschelt werden, wenn sich seine gährenden Gefühle wieder besänftigen sollten. Sonst war es die Mut=

ter, welche ihm nachschlich und hinter dem Rücken des Vaters allerlei wohlthätige Pflästerchen auf seine Wunden legte. Jetzt stand auch sie feindlich gegen ihn. Thränen des Zornes in den Augen stürmte er in die Nacht hinaus.

Ein scharfer Wind hatte sich erhoben, die schweren Nebel in die Berge gejagt, die nun in nassen Schneeflocken wieder auf die Ebene niedersanken. Das Licht in dem Häuschen des Ueberführers blickte trüb und verschwommen durch das nasse Gewimmel der Flocken, die überall, wo sie niederfielen, in schwere Tropfen zerrannen. Der Fluß rauschte zornig und wild, und weit über sein gewöhnliches Bette hinaus wälzte er seine trüben mächtigen Fluthen. Bei dieser Strömung und der veränderten Furth war nicht daran zu denken, mit dem Kahn überzufahren, auch wenn er, da der Vater den Schlüssel zur Schiffshütte hatte, ihm offenbar getrotzt und die Thüre erbrochen hätte. Und der Weg über das Seil war heute auch ein ganz anderer als in jener Nacht, wo Luft und Wasser so ruhig waren, als heute aufgeregt. Unschlüssig schaute er nach den Masten, welche weit im Wasser draußen standen und sich unter der andrängenden Fluth, so wie unter den Stößen des Windes, welcher scharf und schneidend von den Kaisern herunter wehte, sichtlich neigten. Da stand wieder die Heirath vor ihm, die fühllose Thekla, die erzürnte Mutter und der starke, annagelnde Blick des Stiefvaters, und sein Entschluß war gefaßt: „Ist es mein Tod, auch recht!" Mit diesen

Worten band er die Mütze mit dem Taschentuch auf dem Kopfe fest, watete zu dem Mast durch eine mächtige Strömung. Das Hinaufklimmen war aber ungleich schwieriger als dazumal, denn die geschälte Stange war durch die kalte Nässe so glatt geworden und so wenig zu fassen, wie ein Fischschwanz. War er zwei Ellen hoch gekommen, so rutschte er drei zurück. Mit unendlicher Anstrengung und durch das Anstemmen der Kniee langte er endlich oben am Seil an, nachdem er fast eine halbe Stunde auf dem glatten Wege zugebracht hatte. Athemlos und erschöpft mußte er eine Weile, die Beine um das Seil geschlungen, oben ausruhen, um ein wenig Kräfte zu sammeln, ehe er seinen gefährlichen Weg am Seil hin fortsetzte. Aber das Beschwerlichste kam noch.

Er war noch nicht einmal ganz in die Mitte des Stromes gelangt, als er seine Hände von der kalten Nässe erstarren fühlte. Das durch die Feuchtigkeit straff gewordene Seil kam ihm wie mit Nadeln gespickt vor. Er hing sich mit einem Arm und Bein ein, um die andere wieder zum Leben kommen zu lassen, allein er empfand, wie die Fühlung ruckweise aus den Gliedern wich, wie das Gefühl von Stumpfheit allmälig zur Fühllosigkeit überging. Des eisigen Schneetriebs wegen mußte er die Augen schließen. Aber die Dunkelheit hätte ihn auch sonst nichts erkennen lassen. — Die Fluth unter ihm hörte er sausen und rauschen und die Stange fühlte er sich neigen, und das leise Nachgeben des Seiles nach einer Seite hin fühlte er auch ganz deutlich. — Er ar=

beitete sich zollweise vorwärts, immer mit den Armen abwechselnd, so daß er in Schweiß gebadet war, aber das Seil schien kein Ende nehmen zu wollen und die Glieder wurden immer stumpfer. Eine tödtliche Beklemmung bemächtigte sich seiner. Eine Verwirrung kam über ihn, daß er nicht mehr wußte, sollte er vorwärts oder rückwärts rutschen. Krampfhaft umschlang er das Seil, das sich ganz in das Wasser hinunter zu längern schien, er fühlte schon den Schaum aufspritzen und ließ sich, als sein Fuß schmerzhaft an einem Gegenstand aufstieß, halb besinnungslos herunter gleiten. — Er fiel in's Wasser aber nur knietief und die Stange noch fest umschlossen, an welche er sich, ihm selbst unbewußt, hingearbeitet hatte, stand er auf festem Boden.

Die Todesangst, die leise und dringend seinem stockenden Herzen nahte, vermochte ihn, die schweren Glieder auf's Neue zu seiner Rettung anzustrengen. Er watete auf gut Glück dem Lande zu und fand auch bald trockenen, hohen Grund, wo er zu laufen anfing, um in seinen starren Gliedern den Blutlauf wieder herzustellen. Athemlos, aber doch noch leidlich am Leben, langte er in der Eulenau an, wo er an dem verhangenen Fensterchen klopfte, denn der übliche Jauchzer, der sonst den Besuch des Buben schon von Weitem ankündigte, war ihm heute in der Kehle stecken geblieben.

Es währte lange und lange, und er mußte wiederholt klopfen und sich als Einlaß Begehrenden melden, bis ihm aufgethan wurde. Um den Frost abzuwehren,

trippelte er von einem Fuß auf den andern und wühlte die nassen Hände in Morassi's warmes zottigtes Fell, welcher von dem Dach seiner Hütte aus dem guten Bekannten schmeichelnd das Gesicht beleckte. Endlich that sich die Thüre auf und Vesi erschien mehr verwundert als erfreut, und ließ ihn ein, nachdem sie erst dem Morassi noch zugedroht hatte, der unter der Vision eines Handwerksburschen oder Bettelmanns zu laboriren schien, denn er knurrte bissig und war sehr beunruhigt.

„Du kommst heut noch, und in dem Wetter, wo man keinen Hund hinausjagen sollte. Bist ja auf die Haut hinein naß. Geh nur herein und setze Dich nieder. Grüß Dich Gott tausendmal.

Diese und viele andere schöne Worte strafte Vesi's Gesicht Lügen, denn es blickte finster und ihr Mund lächelte sauersüß über die Ueberraschung.

„Warum ich Dich so lange habe draußen stehen lassen und was wir so laut zu schaffen hatten —? — ja schau — die Sixtin ist noch auf gewesen, morgen wird abgedroschen, und sie hat die Drischelnudeln gebacken. Ich hätt' doch nicht gern gehabt, daß sie Dich gesehen hätt'."

„Drischelnudeln gibt's bei euch? Hole nur schnell eine her. Mir ist noch nichts über's Herz gekommen, seit ich heute früh in Aibling die letzte Halbe Bier getrunken habe. Gib her eine Nudel."

„Angerichtet hat die Sixtin die Nudeln, ver-

steh mich, gebacken werden sie morgen,“ verbesserte sie sich nicht ohne zornige Verlegenheit. „Gibst Fried, Morassi, oder ich drossle Dich wie neulich, — jetzt erzähl, herztausender Schatz, wie ist's Dir denn auf dem Markt gegangen und hast mir fein was mitgebracht?

Friedl entsann sich jetzt erst, daß er zu Aibling für Vesi ein seidenes Kopftuch gekauft, dieses aber in Folge der heftigen Auftritte daheim vergessen hatte. Nun erzählte er ihr auch deren Veranlassung, des Vaters Eigensinn, der Mutter Zorn und wie sie ihm das Leben sauer machten.

Vesi horchte hoch auf. „Alsomein! Die Mühle will er Dir zuschreiben! Und die Thekla sollst Du heirathen. Alsomein! So heirathe sie halt,“ sagte sie bitter und biß die vollen, breiten Lippen.

„Nein, nimmer, und jetzt grad nicht, weil sie mich gar so traktiren.“

„Geh, laß mir meine Ruh, es ist Dir nicht Ernst,“ schluchzte Vesi, „Du nimmst sie doch, und ich kann hingehen, wohin ich mag. Natürlich ich bin viel zu schlecht für Dich; bin nur gut genug gewesen, Dir zu helfen. Jetzt ist Alles aus für mich, und ich hab keine Freude mehr auf der Welt, denn so lieb wie ich Dich habe, kann ich Keinen, gar Keinen mehr haben. — Geh zu, heirath Deine Thekla, aber Du kannst keine gute Stunde mehr auf der Welt haben. — Und das arme Kind — mein Bübel — in den Inn stürze ich es, und mich hinterdrein, dann kannst sagen, Du hast uns alle Drei aus dem Weg geschafft.“

Friedl, erschreckt von diesem Ungestüm, suchte sie zu beruhigen. Er nahm sie in die Arme, er herzte sie, und gab ihr die besten Worte.

„Sei nur ganz ruhig. Keine Andere wie Du soll meine Geißelmüllerin werden. Ich seh' ja, daß mich Thekla nicht halb so gern hat wie Du."

„Thekla? die ist Dich gar nicht werth. Hättest nur sehen sollen, wie sie sich vorgestern mit dem Hofmeister vom Grafen angestellt hat; ich war oben beim Bäck und habe die Säuer geholt; das war ein Knixen und ein Aeugeln. Und mit dem Verwalter kann sie's auch. Gelt, mit Dir knixt und äugelt sie nicht. Dich lacht sie brav aus. Der Thekla ist's um nichts zu thun, als um Deine schöne Sach. Die Geißelwirthin möcht' sie spielen, und mit den Herren schön thun. Du kannst Dich freuen, wenn die mit Deinem Stiefvater in ein Horn stoßt, nimmer Mau darfst Du sagen, keine Cigarre darfst Du rauchen, nimmer ausgehen, wann Du willst, ist die erst Deine Wirthin. O, Du Narr, Du, werden Dich diese zwei unter den Pantoffel kriegen."

Friedl'n schwoll der Kamm, immer tiefer griff es in sein Inneres, daß Vefi nicht ganz Unrecht hätte, und daß er vermöge seiner Natur sich diesen beiden unterordnen müßte, das stand schauerlich gewiß vor ihm.

„Schau, da meine ich es anders mit Dir," fuhr Vefi fort, die Wirkung ihrer Worte beachtend, „was kümmert mich Deine Sachen! wie Du gehst und stehst, so nimm ich Dich. Wir werden uns schon fortbringen.

Gar nichts will ich, als Dein herztausendschönes Gesicht, und daß Du mich lieb hast. Weiter verlange ich nichts. Aber schau, die Mühle gehört ja doch Dein, die kann er Dir nicht nehmen, auch wenn er wollte. Aber wie ich Dir sage, nach der Mühle frag' ich nichts. Ich setz' meinen ganzen Stolz darein, den schönsten Buben im ganzen Bayern zu haben. Schau, die vorige Nacht hat mir geträumt, der Fuchs ist mit Dir durch — wie ich da geweint habe — da greife mein Kopfkissen, es ist jetzt noch naß, so habe ich geweint, und war doch nur geträumt! was thäte ich erst, wenn so was in der Wirklichkeit geschähe!"

Vesi hatte Friedl'n eng umschlungen. Wange an Wange geschmiegt saßen sie auf ihrem Bette. Sie unterrichtete ihn, wie er sich gegen die Strenge und Ungerechtigkeit seiner Eltern zu verhalten habe, reizte geschickt seine Eitelkeit auf, rückte ihm mit hänselndem Spott seine Abhängigkeit vor und hetzte ihn gegen Thekla auf. Mit dieser zu brechen, darnach muß er vor Allem trachten. Entweder vor oder doch auf des Loisenwirthssohns Hochzeit muß es geschehen, daß sie wisse, wie sie daran ist. Dann malte sie ihm aus, wie glücklich sie sein wollten, wenn sie verheirathet wären.

„Alle Tage," sprach sie, „zieh ich ein ander Gewand an, wenn ich erst Müllerin bin, daß ich die Anderen recht ärgere, und wenn die Neubeurer Wirthin sich einen Rock von Grosdenaples machen läßt, schaffe

ich mir einen von Atlas an. Und auf alle Kirchweihen und Primizen fahren wir mit einander, ich stelle mir eine ordentliche Köchin und Mägde ein, grad genug; dann können wir schon mit einander fort. Und anders fahren wir auch nicht, als zweispännig. Das sag' ich Dir, gerade so eine Chaise mußt Du Dir anschaffen, wie der Duschlbräu von Rosenheim. Und so weiße Handschuh mußt anziehen, wenn Du selber fahrst. Wir lassen aber schon auch manchmal den Knecht fahren, und wenn uns das hoffärtige Rosenheimer Volk begegnet, dann lassen wir uns recht Zeit. Dann sollen sie uns nachschauen und das schöne Paar betrachten. ‚Schau,‘ werden die Frauenzimmer sagen: ‚was die für einen sauberen Mann hat.‘ Und die Mannsbilder werden sagen: ‚das ist einmal ein Kernweib,‘ und vor Neid nicht wissen wo aus.“

Friedl, an sie geschmiegt, lauschte geschmeichelt ihren Worten. Den Herrn spielen, gut leben, Aufsehen machen, das gefiel ihm gar wohl, und daß er in dieser Beziehung an die rechte Geißelwirthin, die schon etwas betreiben könne, gekommen sei, sah er auch ein. Eben ward noch eine Fahrt zum Oktoberfest nach München verabredet, als sein Fuß aus dem Stroh unter der gegenüberstehenden Kleidertruhe spielend etwas Glänzendes hervorgearbeitet hatte.

„Potz tausend! was ist denn das! wahrhaftig ein Hirschfänger, wie ihn die Jäger tragen.“ Friedl hatte ihn aufgehoben, „sterben will ich, wenn das nicht der

Hirschfänger vom Kreitner ist; ich hab ihn zu oft bei ihm gesehen. Und schwören wollte ich, er hat ihn in derselbigen Unglücksnacht anhängen gehabt. Wie kommt denn der daher?“ Friedl sah bald das Messer, bald die Vesi an, die zornig erglühte. „Wenn Du das schwörst, so schwörst Du falsch,“ — „das Messer — das — nun, wenn Du es denn wissen willst, das hab' ich mir angeschafft für Deinen Hochzeittag. Erst geht es durch Dein Herz, dann durch meines.“ Damit entriß sie es ihm. Ihr Aussehen und die neubelebte Erinnerung an den Tod der Kuh verhieß ihm, daß sie es nicht bei der bloßen Drohung würde bewenden lassen.

So vergnügt que je suis
War ich nicht toute ma vie.

O du reines Bild der Gnaden,
Sieh' die Magd mit Qual beladen
Dir zu Füßen, um zu büßen,
Bitt für uns, Maria.

Am Dienstag hatte der Loisenwirthssohn von Dürrwang, der des reichen Bonitl von Prutting seine Tochter heirathete, zu Neubeuren Hochzeit. Thekla's Staat als erste Kranzjungfer lag in der obern Stube auf dem langen Tisch schon ausgebreitet, aber an die Hochzeit war gar nicht zu denken, bevor sie nicht der Muttergottes auf dem Birkenstein die versprochene verlobte

Visite abgestattet hatte. Zeither war jeden Tag etwas Anderes dazwischen gekommen, entweder es kam der Verwalter vom Bräuhaus mit einer Abrechnung, oder es hatte die Mutter einen schlimmen Tag, oder es wurde der Doctor von Rosenheim erwartet, oder es war ein Compagnietag der Herren Pfarrer, wo Thekla auf keine Stunde abkommen konnte, und so war der Tag denn so nah, daß nur mehr der Montag dazwischen lag, aber für diesen Montag hatte sie auch den Gang auf den Birkenstein beschlossen.

Die Helferin auf dem Birkenstein ist meilenweit berühmt, besucht und in andächtigen Ehren gehalten, als eine besonders wirksame Schutzpatronin in Liebes- und Heirathssachen. Es wird kaum ein Mägdlein, oder Weiblein in der Umgegend geben, die nicht schon ein Mal den mühseligen Weg nach der Felsenkapelle gemacht hätte. Recht Eifrige gehen regelmäßig alle Jahre hinein, auch wenn sie in diesem Augenblick kein Anliegen drückt, entweder aus Dankgefühl für erhaltene Hülfe, oder als Präservativ für künftige Fälle. Ja, sogar ganz junge Geschöpfe, kaum der Schule entwachsen, sieht man in thauiger Morgenfrühe verstohlen die einsamen Bergpfade wallen, wahrscheinlich um sich der himmlischen Mittlerin vorzustellen und sich gleichsam vormerken zu lassen. Man muß an Alles denken. Diejenigen aber, welche diese heilbringende Wallfahrt noch nie gemacht haben, die mögen es sich selbst zu-

schreiben, wenn ihnen der Brautkranz ungenützt verdorrt oder das Eheglück im Rauch aufgegangen ist.

Hoch oben, in tiefster Bergeinsamkeit, in einem wilden Bergkessel eingesenkt, auf einem Abläufer des Wendelsteins, steht das kleine, bescheidene Kirchlein, nur auf Felsenstufen ersteigbar.

In Thekla's Angelegenheiten hatte sich nichts zum Besten gewendet. Aber sie hatte zu wenig Zeit, sich selbst mit ihren Gedanken dabei aufzuhalten. Friedl's Aufführung wurde von Tag zu Tag wüster. Was ihr aber der Herr Vetter davon zutrug, dem mißtraute sie von vorn herein. Jetzt erst war sie dahinter gekommen, warum ihm gar so daran lag, sie mit Friedl'n zu entzweien. Für seine Haushälterin wollte er sie werben. Er hatte sich selbst verschnappt.

„Schau, schau, wie schlau!“ sprach sie bei sich selbst, als sie am Montag früh das Regentuch zurechtlegte und sich zur Wallfahrt auf den Birkenstein bereitete. „Aber daraus wird schon gar nichts, mag er hetzen und schüren, wie er will. Zum Thee kochen, und Latwergen einrühren bin ich doch noch zu gut, auch wenn ich da überflüssig werde, sobald der Joseph heirathet, und — Friedl etwa doch — der nicht mehr werden sollte, der er war.“ Dieser Gedanke tauchte ganz in weiter Ferne vor ihr auf und ein beklommener Seufzer stahl sich aus ihrer Brust. Aber da war ja auch gleich die Muttergottes vom Birkenstein, die ihr ihn

mild und hülfreich abnahm, und sie wandte sich wieder dem Herrn Vetter zu.

„Wäre er wirklich krank, dann wollte sie ihn schon pflegen, das wäre ja Christenpflicht. Aber so quält ihn nur sein galligtes Blut.“

„Und da wird einmal Nichts daraus, auf keinen Fall.“

Mit sammt dem Werktagsrock warf sie jetzt die Herr Vetter-Gedanken bei Seite. Wahrhaft bekümmert war sie über die Mißverhältnisse auf der Mühle drüben. Sie grämte sich für die Eltern, welche Kummer und Unfrieden im Hause hatten, sie grämte sich für Friedl'n, dem sein störriger Sinn tausend Qualen bereiten würde. Vor Allem aber nahm sie sich das Sündliche und Gottmißfällige zu Herzen, was aus einem solchen unnatürlichen Verhältniß zwischen Eltern und Sohn hervorging. Da fallen Gedanken, Worte, Handlungen, in der Leidenschaft gedacht, gesprochen und gethan, die der Mensch nimmer verantworten kann. Den Hausfrieden auf der ihr so theuren Mühle, den mußte sie schon auch erbeten, da half Nichts. Gehe ihre eigne Angelegenheit wie sie wolle,“ sprach sie, und zog die Schlüssel ab, sah noch ein Mal nach der Mutter, und mahnte die Cenzel, Acht zu geben.

„So, Cenz, schau auf der Mutter ihr Eingemachtes, und auf alle Fälle wenn was auskommt, sind die geräucherten Würste da. Heut wird's etwa nicht nothwendig werden, heut ist Compagnietag in Neubeuren.

Da hätte ich jetzt bald vergessen," sprach sie, schon unter der Thüre sich besinnend, „Cenz, lang' mir das Häferl Kaffee heraus, das am Feuer steht, da ein Laibel, so wie die Birnschnitz, die auf dem Anricht liegen, die steckst Du mir da in meinen Sack. Die arme Guglin, die schon, wer weiß, ihrem Ende entgegen schmachtet, die wär' heut ganz vergessen worden. So, jetzt nimm Dich zusamm und behüt' Dich Gott, bet' Dir auch ein paar Vaterunser."

An der letzten Hütte des Dorfes spielten vor deren Thüre trotz der herbstlichen Kälte ein Haufe barfüßiger, halbnackter Kinder, wohl um sich über das mangelnde Frühstück zu trösten, welche trotz allen Elends, das man ihnen ansah, blühten und gediehen. Als sie Thekla kommen sahen, welche nie ohne Futter für die Hungrigen kam, sprangen sie ihr entgegen und meldeten ihr in der glücklichen Unbewußtheit der Kindheit und jubelnd ob der Hände voll Birnschnitz, welche sie unter sie austheilte, die Mutter sei noch immer nicht gestorben.

Auf dem elenden Lager in der elenden Stube lag ein bleiches Gerippe, ein noch junges Weib, welches Noth, Arbeit, Kindbetten, ein wüster, trunkener Mann so frühzeitig dahin gelegt hatten. Mit heiserer Stimme keuchte sie der Thekla, welche die ersehnte Labung brachte, einen Willkomm zu.

„Gelt, jetzt bin ich halt alleweil noch — da. Kann halt nicht derleben und nicht der — sterben. Ist ein rechtes Kreuz. Gestern — um vier hab — ich schon ge-

glaubt, es ist — aus mit mir. Ist doch nichts gewesen. Ach — der Mann geht mir gar nimmer z'Haus — und ich hab's ihm auch nicht verübl, es — dauert gar zu lang mit — meinem elendigen Körper, der nicht — aus machen will."

„Unser Herrgott wird schon kommen, wenn's Zeit ist. Mußt Geduld haben, Guglin. Aber so ganz allein sollen sie Dich doch nicht lassen. Wo ist denn Deine Schwester?"

Streicht halt so herum, wie's die tappeten — Leut' machen. Wo wird sie sein! Drüben im Hollerbruch. Da steckt sie alleweil."

„Was thut sie denn da?"

„Wer weiß es? Nichts als — in der Erde herum graben — kommt oft mit blutigen Fingern heim. — Seit sie sellmals den Wachtelseppen erschossen haben — ist sie gar auseinander. Ist mein Lebtag ein tappet's Weibsbild gewesen, aber — drüben auf'm Häusl ist sie doch noch gescheidter gewesen; der Sepp — hat ihr den Garaus gegeben — hat sie — für'n helllichten Narrn g'habt — aber sie hat sich — ihn halt eingebildet, und sister — ist sie ganz rapplig. Ist mir viel — lieber, wenn's nicht daheim ist', gibt keine Ruh' in — ihrer närrischen Weis. Und heut — mein' ich gewiß — es geht aus mit mir. Bin — lieber allein — und behüt' enk Gott, viel tausendmal vergelt's Gott für Alles und — verlaßt's halt meine Kinder nicht ganz, die — armen Schächer — drüben will — ich schon — bitten — bei unserem Herr=

— gott für euch. Heut' geht's zum Sterb'n — Herr — in Gottsnam —"

Thekla sprach ihr zu, stellte ihr ein Töpfchen Wasser auf den Schemel vor's Bett, und das Näpfchen mit Weihbrunn, und konnte sich fast nicht entschließen, sie zu verlassen und sie ihren heißen Kampf allein kämpfen zu lassen, wie sie verlangte — so hart macht das Elend — aber es fiel ihr ein, wie oft die Kranke sich in ihren Anfällen schon getäuscht hatte, und daß auch höchst wahrscheinlich diese wieder vorübergehen würden, denn den Kaffee und das grobe Brod hatte sie gierig verzehrt, und nun schien sie sich zum Schlaf zu bereiten.

Draußen im Sonnenschein spielten die gesättigten Kinder lustig Begrabens. Der mürrische Hausspitzel wurde trotz seines Widerstrebens in eine Grube gelegt, welche sie in den Sand gescharrt hatten, angesungen und zugedeckt. Er machte sich jedoch bald wieder frei und entsprang. Das Wiedereinfangen des Köters brachte so große Lust unter die kleine Schaar, daß Thekla sie ermahnen mußte, stille zu sein, damit die Mutter ruhen konnte.

Schwere Herbstnebel lagen auf der Gegend, als Thekla mutterseelenallein ihren Gang nach dem Birkenstein antrat. Der Weg führte sie über die Ansätze des riesigen Wendelstein und durch eine tiefeinsame Bergwildniß. Anfangs ging es über Bergwiesen an Feldern hin, die hin und wieder durch Einödhöfe verbunden waren. Die Wiesensteige waren zu Sümpfen geworden, die sich unter

jedem Tritt elastisch hoben. Kam sie auf eine Waldblöße hinaus, so sah sie nichts als die unteren Ansätze des Gebirges, die Höhen waren in schweren, grauen Nebelwolken versenkt. Die schwarzen, feuchten Fichten schienen ordentlich zusammenzurücken vor Kälte, und die Halmschober auf den Hochfeldern duckten sich unter dem schwerkalten Nebel, der Alles, Büsche und Laub, mit einem graulichen Ueberzug von Millionen Thauperlchen überwob. Jedes Gräschen steckte in einer Scheide von Thau gewoben und jedes Hälmchen trug ein Wasserknöpfchen an seiner Spitze, gleich einem Stoßrappier. Durch enge, von traurigen Fichten überhangene Schluchten wanderte sie, wo wilde, heftige Bergwasser rauschten, über Felsenklippen dräuend an eine Wandung hinausgeschoben, wo der geschreckte Stoßvogel aufflog und kreischend sich in die schwarzen, finsteren Thäler hinunter senkte.

Es sah ungemein einsam, frostig und kalt aus. Ein wüster Kampf von Tag und Dämmerung rang mit den schweren Nebeln, die unschlüssig hin- und herwogten, bald eine Durchsicht öffneten, bald sie zuschoben. Die Welt sah so eintönig, so grau, so traurig aus. Kein Wunder, wenn Thekla, einen treulosen Liebhaber und einen gestörten Hausfrieden im Herzen, nebst vielerlei Aufträgen von Freundinnen und Hausgenossen im Sinne — denn solche Anliegen können auch durch Prokuration, durch Beten von so und so viel Vaterunsern und Ave's abgemacht werden — schwer und traurig über die schlüpfrigen Pfade hinwandelte.

Wer kennt sie nicht, diese schweren, nebelgrauen Herbsttage und ihre Wirkung auf den Menschen? Da bekanntlich in solchem Wetter Niemand gern ausgeht und Besuche selten sind, so klopfen an ihrer Statt desto häufiger andere an. Alle widrigen Erlebnisse, alle bittern, verlegenen Gefühle, alle melancholischen Gedanken, alle widerwärtigen Erinnerungen kehren da gewissenhaft ein. Und wie benützen die bekannten Dämonen, die Nervengeister, ihre Zeit! Wie schleichen sie heran aus allen Verstecken dieses armen Erdenleibes, was bringen sie für Uebel und Qualen angetragen, wie schärfen sie nicht jede physische und moralische Empfindung, welches Centnergewicht gewinnt nicht jeder kleinste Verdruß, die mindeste Verkümmerung, und wie empfindet da das Menschengeschöpf seine Unterordnung unter die Elemente!

Thekla seufzte dankbar auf, als sie um die letzte Halde herum bog und in einer Einsenkung, von waldigen Bergkuppen überragt, der bescheidenen Colonie, die das Kirchlein umgibt, ansichtig wurde.

Auf Felsenstufen steigt man hinauf in die Kapelle, welche der Muttergottes vom Birkenstein geweiht ist. Der Birkenstein selber ist ein Auswuchs des mächtigen Wendelsteins, und zwischen diese beiden Riesensteine eingeklemmt ist dieser Wallfahrtsort. Von der Kothalm herunter stürzt ein lebendiges, bergfrisches, junges Wasser am Kirchlein vorbei, den Thälern zu und wässert die prächtigen Büsche der Stechpalme, die sonst nirgendwo gefunden werden, und von welchen die Pilger große

Sträuße als Wahrzeichen ihrer frommen Fahrt mit heim zu nehmen und sie den heimathlichen Heiligen zu widmen pflegen, auf deren Altären das schöne atlasglänzende Laub noch wochenlang fortgrünt. Das Kirchlein selbst ist ein kleines, einfaches Gebäude, dessen Hauptperson die Madonna ist, vor welcher Jahr aus Jahr ein eine Lampe brennt. In steifen, goldgestickten Brokat gekleidet, das Jesuskind im Arme, schaut sie in starrer Freundlichkeit auf die Gläubigen herab, welche ihr die Wünsche und Anliegen ihres Herzens darbringen. Wie sehr sie sich um jene verdient gemacht hat, dafür zeugen die zahllosen Votivtafeln mit Darstellungen von Zuständen, Unglücksfällen und Leiden aller Art, welche die Wände von unten bis oben bedecken, die reichen Geschenke von Silber und Gold, und Schmuck opferungslustiger Wallfahrerinnen, vor Allem aber die silbernen, goldenen und wächsernen Repräsentanten der Liebesschmerzen — die Herzen.

Thekla neigte Herz und Knie vor der Gebenedeyten, und nach wie vielen Stunden sie sich erst wieder erhob und der Thür zuschritt, wollen wir nicht errathen.

Auf dem frischgrünen, stillen Grasplatz draußen hatte sich allerlei verändert. Die Sonne hatte so lange an den Nebeln gerückt und gedrückt, bis sie ihnen das Spiel abgewonnen und sie weit in die Gebirge hinausgeschoben hatte. Mit freundlichem Strahl umfaßte sie die mächtige Bergwelt, und jeder Busch, jedes Bächlein, jede Hütte hatte seinen Theil an ihr. Der Thau, wo sie ihn

nicht auftrocknen konnte, blitzte in hundert Farben an Halmen und Gräsern, und die Wasserknöpfchen auf den Spitzen derselben drehten sich in ihrem Strahl vielfarbig wie die Laterne des Leuchtthurms. Alles sah geputzt und feiertäglich, ordentlich frischgewaschen aus. Das Laubholz freilich nahm sich nicht zum Besten aus, da es der Reif schon übergangen hatte, dafür aber glühten die Birken, die Eschen und Buchen in rothen und gelben Büschen auf, und noch einmal so frisch und grün hielt sich die rüstige Nadelwaldung.

Auch das Wiesengrün schien sich erneut zu haben, und der vom Gebirgswasser umsäumte Platz vor der Kirche schien allerlei Gewächse getrieben zu haben. Aus seinem kurzgeschorenen Rasen sprießten Handschuhe, Sonnenschirme, Shawls, Gartenhüte, Skizzenbücher, Riechfläschchen, Taschentücher, Lorgnetten, und statt des Tannenharzes duftete die Gegend von Aether und Patchouly.

Die freundliche Sonne beschien eine traurige Scene.

Hier auf einer Gartenbank lag ein eleganter junger Mann in weißen Pantalons, blaßgelbem Twin und rosenfarbenem Foulard, und fächelte sich mit einem großen Florentinerstrohhut die letzten Spuren einer großen Alteration aus dem feinen, blassen Gesicht, das ein blaßblondes Schnurrbärtchen zierte. Dort auf einem alten Großvaterstuhl lag eine große, schlanke Dame, begraben in Volants, und machte einen Nervenanfall der heftigsten Art durch. In dem Schooß einer Kammerjungfer lag

ein blasser, schwächlicher Knabe von fünf Jahren, im römischen Costüm, der nachdenklich seinen Helm prüfte, ob er nicht Schaden gelitten, und jedesmal aufschrie und aufzuckte, so oft er seine Mama aufzucken sah. Ein kleines Mädchen mit nackten Armen und Schultern, welche in einer radförmigen Sammlung von Röckchen stack, aus denen sie herausgequollen schien wie ein Teig, in welchen zu viel Hefe gethan wurde, saß hülflos in einem aufgespannten Sonnenschirm, und kaute an einer Maroquinbüchse voll Bleistifte. Ein Boxhund saß verwundert im Grase auf dem Sprung, irgend einen anzufallen, Bediente rannten nach frischem Wasser, Zofen nach Riechfläschchen, und die Leute vom Birkenstein standen in scheuer, ehrfurchtvoller Entfernung, das unglückliche Paar bestaunend.

„Wo bin ich,“ seufzte die Dame und sah mit großen, blaßblauen Augen um sich. „Dieß ist nicht der amaranthrothe Salon, dieß ist nicht meine feuerrothe Causeuse, das ist nicht mein emaillirter Garde feu — Bonne — Marie — Suson — sagt mir doch um's Himmelsnamen, wo ich bin, oder ich schreie wieder auf. Ciel! es kommt schon wieder!“

„Beruhigen Sie sich, Ihro Gnaden,“ tröstete die Bonne und zog den Stöpsel aus einer Aetherflasche. „Wir sind glücklich auf dem Birkenstein angekommen, und Alle wohlauf, der Herr Graf, die Kinder und ich. Es ist Alles glücklich überstanden.“

„Bête! wie kannst Du sagen von wohlauf und glücklich

überstanden! Siehst Du nicht, wie ich zittere? Hörst Du nicht, wie ich ächze! Und mein Flottans! Die Schulze hat dieß einzige Exemplar von Paris mitgebracht. Wie sieht es jetzt aus! Ach, das Entsetzen — der Schrecken — das werde ich nie vergessen."

„Hier bringe ich Thee, Ihro Gnaden!" sprach eine schlumpige junge Frau, welche eilig ein Tischchen mit dem Zubehör herbeischleppte. „Trinken Ihro Gnaden ein Täßchen, der wird Ihnen gut thun, ich habe noch nicht vergessen, wie er sein mußte, als ich Stubenmädchen bei Ihnen war. Befehlen der Herr Graf nicht auch eine Tasse?"

„Wa — as? Thee —?" sagte der junge Mann, aus seiner Schreckens-Apathie erwachend — „Thee? Nein, ich mag keinen Thee. Mir ist noch gewaltig heiß. Bringe mir lieber Selterserwasser mit Zucker. Du weißt, wie ich es liebe, den Zucker mit Orange abgerieben."

„Ach, Ihro Gnaden, Selterserwasser ist bei uns nicht zu haben. Das könnten wir nicht näher als etwa in Miesbach haben."

„Nun, so bringe Orangeade oder Sodawasser, oder mit einem Wort, Etwas, das kühlt."

„Diese Dinge kennt man hier nicht. Wir sind in unseren wilden Bergen froh, wenn wir nur die nöthigsten Lebensmittel herauf bekommen. Es kommt schwer genug an, Brod und Fleisch viele Stunden auf dem Rücken heraufzuschleppen. Von Sodawasser und Orangen weiß man hier oben nichts." Der Graf starrte die Frau an.

„Ist es möglich! kein Selterserwasser, keine Orangeade!! vielleicht auch kein Brausepulver ist hier zu haben!!! Wie könnt ihr Leute dann leben. Das bekommt man ja bei uns in jeder Vorstadtkrämerei.“

„Wir brauchen nichts dergleichen, Ihr Gnaden, wir sind froh, wenn wir Brod und Kartoffeln haben, dazu frisches Wasser, und das macht Soda und Brausepulver ganz überflüssig.“

„Goddam, welche Barbarei! Keine Soda! keine Orangen! So bringe mir denn eine Tasse Thee und Cognac dazu,“ sagte der Graf, sich abwechselnd mit dem Foulard Kühlung zufächelnd.

„Hansdampf, Krachmandl! Etsch, etsch, etsch, lacht ihn aus, lacht ihn aus,“ schnarrte es aus einem kleinen Käfig, der über der Thüre der Meßnerei hing. Ein Staar war es, der also sprach und sich sichtlich bemühte, die Redeart des Grafen nachzuahmen, welche lautete, als ob er in der Kehle Erbsen gurgelte.

„Was habt Ihr denn hier für eine Bestie?“ fragte der Graf, als sich alle Blicke nach der überraschenden Anrede richteten.

„Ich bitt' Euer Gnaden tausendmal um Verzeihung. Willst Du still sein?

„Geltens, Euer Gnaden, das dumme Vieh schwätzt was weg. Sie müssen's ihm nicht übel nehmen; es ist eben ein ganz gemeiner Bauernstaar, mein Mann hat ihn von Bayerischzell heraus, für die Kinder,“ sagte die Meßnerin entschuldigend.

Der Staar aber merkte haarscharf auf, wenn der Graf sprach, welchen er für einen verkleideten Kameraden halten mochte, der seine Alleinherrschaft auf dem Birkenstein bedrohte. „Krachmandl," schnarrte er scharf, wie eine Säge, „fang' mich — da bin ich — etsch — etsch — etsch — Kra — Kra — Kra — Krachmandl! Mit diesem Ausruf beschloß er gewöhnlich für eine Weile seine Vorträge.

„Ich muß mich wahrhaftig schämen über das dumme Geschwätz. Geh', Alois, häng' den dummen Vogel hinein. Aber, Ihr Gnaden, was ist Ihnen denn eigentlich zugestoßen? Ihr Gnaden Frau Gräfin?"

Ach, den Schrecken, den wir hatten! nie, nie werde ich ihn vergessen. Denke Dir, Marie, ein Gespenst hat uns gejagt; ein wildes Waldweib! — Du weißt doch, wie furchtsam ich bin, wie ich zu Hause, wenn es dunkel wurde, nie auf die Gallerie hinausging, ohne daß Du und der Bediente mit dem Lichte mitginget. Weißt Du das noch?"

„Ob ich das weiß! Ihr Gnaden haben sich ja vor einem Handtuch gefürchtet, das ich zum Trocknen an's Fenster hing."

„Nicht wahr? nun denke also! Wir lassen in Fischbachau unsern Wagen zurück und gehen zu Fuß den letzten Berg herauf. Plötzlich höre ich hinter mir eine schreckliche Stimme rufen. Ich sehe mich um und zwischen den Büschen oh! — Marie — mein Salz — es kommt schon wieder — oh — oh!"

„Beruhigen sich Ihro Gnaden, hier sind Sie ganz sicher. Wir sind ja unserer so Viele; nun, was haben Sie denn gesehen?“

„Ein schreckliches Waldweib, riesengroß —“

„Nein, Mama, sie war ja ganz klein,“ rief der kleine Römer von dem Schooß der Bonne in altkluger Correction.

„Nun, mittelgroß, aber ganz mit Haaren bewachsen, wie es mir schien. In ihren langen Armen hielt sie ein fürchterliches Gewehr, mit welchem sie immer auf mich eindrang. Ich laufe, was ich nur kann, den Hügel hinauf und schreie. Marie, Du weißt, w i e ich schreien kann!“

„Weiß es ja, Ihro Gnaden! Erinnern Sie sich, als Sie einmal von einem Spaziergang einen Maikäfer am Kleid nach Hause trugen? Dieser flog in der Nacht am Fenster auf und ab. Sie wachten auf, erschracken und schrieen, daß der Posten am neuen Thore glaubte, es sei Feuer, und Lärm machte. Die ganze Straße kam in Aufruhr. Es wurde angeschlagen, die Feuerwehr rückte aus, aber Sie schrieen fort und schrieen, bis der Maikäfer glücklich gefangen war.“

„Nun, was sagst Du dazu, daß trotz meines Schreiens die Wilde immer hinter mir war? Ich fühlte schon ihre Krallen an meinem Kleide, trat im Schrecken auf mein Volant, fiel und wäre ohne Zweifel jetzt eine Beute des Todes, hätte mich nicht dieser junge, muthige Mann aufgehoben und hieher zu Euch getragen.“

„Ist nicht so arg gewesen, Meßnerin,“ sagte lächelnd

der Friedl, „die närrische Froschlacken Miedl ist der Frau nachgelaufen, hat wahrscheinlich ein Almosen wollen."

„Die war's. O, die hätt' Ihro Gnaden nichts gethan. Hätten Sie ihr ein paar Kreuzer gegeben, sie wäre zu Tod froh gewesen und hätte Ihnen auch noch die Hand geküßt. Sie kann nur nicht recht reden und da sekirt sie die Leute mit ihren Gesten."

„Ah! Aber das Gewehr, das sie hatte. Zu was braucht das Ungethüm ein Gewehr? Ich hätte es ihr ohne Weiteres entrissen, wäre es mir nicht um die Kinder gewesen, mit denen ich in den Wald hinein lief," schnarrte der Graf.

„Ich habe kein Gewehr bei ihr gesehen," sagte Friedl, „freilich ist sie auch gelaufen, was sie konnte, als sie mich sah."

„Ja, das ist wahr," versicherte die Gräfin, „sie lief gleich in die Büsche hinein. Sie fürchtet Sie also! Sie dürfen uns keinen Schritt verlassen, nein, keinen Schritt mehr, so lange wir hier oben sind, nein, sprechen Sie nicht, lachen Sie nicht, Sie dürfen nicht von uns, bis wir wieder sicher im Wagen sitzen. Sie sind mein Lebensretter, und wenn Sie nach München kommen, müssen Sie uns in unserem Palais besuchen. Der Graf gibt Ihnen eine Karte. Donnez lui une carte, mon enfant."

Bon. Unterdessen packt das Essen aus. Der Schrecken hat mich hungrig gemacht. Apropos, es könnte nicht schaden, wenn wir Backfische bekämen. Schickt Jemand hinunter und laßt welche kommen, Meßnerin."

„Ihro Gnaden Herr Graf, auf unseren Bergen heroben gibt es keine Fische weit und breit.“

Wie? Comment? keine Backfische da unten in Fischbachau?“

„Nein, Ihro Gnaden, da gibt's keine Fische, als die kleinen, fingerlangen Dinger, die würden Euer Gnaden nicht belieben.“

„Gott, welche Dummheit! Ich dachte, der Ort heißt Fischbachau wegen seiner gebackenen Fische! Was sagst Du dazu, M'amie? einen Ort Fischbachau zu heißen, wo es keine gebackenen Fische gibt?“

„Hansdampf — Krachmandl — etsch, etsch, etsch, fang' mich, fang' mich, fang mich,“ gurgelte und schnarrte der Staar, dessen Reizbarkeit die Stimme des Grafen immer mehr steigerte. Mit eilfertigen Schritten trippelte er in seinem Käfig auf und ab und und lugte so argwöhnisch nach allen Seiten hinaus, als ahnte er ein ganzes Regiment verkleideter Staaren heranmarschiren.

„Was hat denn die Bestie immer zu schreien? dreht ihr den Hals um.“

Kra — Kra — Krachmandl.

„Krachmandl,“ lachte der junge Graf altklug, „hörst Du, Papa? bist Du ein Krachmandl?“

„Pfui deutsch, Graf Titus, wer wird den Papa einen Krachmandl heißen?“

„Fidonc, Titi, on ne parle pas allemand.“

„Eh bien, Mama, comment s'appelle donc Krachmandl en français?“

„Taisez. Kommt jetzt, wir wollen dem kleinen Kinde der Marie sein Jäckchen bringen. Kinder müssen frühzeitig lernen, wie man gut und wohlthätig gegen die Armen ist. Entendez vous, mon fils? Wer war denn Titus, Dein Namensvetter?“

„Titus war ein großer, vornehmer Kaiser, der — der —“

„Eh bien? der?“

„Der kleinen schmutzigen Kindern schöne Jäckchen brachte,“ half die kleine Agrippina ihrem Bruder mit wichtiger Aufforderung ein.

„Und was willst Du werden?“ fragte die Gräfin, die in hohem Muttergefühl ihre Augen von Einem zum Andern wandte, den stillen Beifall des Auditoriums einzusammeln.

„Ich will auch ein großer, vornehmer Kaiser werden und — und —“

„Gutes thun!“ ergänzte die Gräfin, mit glänzenden Augen im Kreise herumblickend, und führte die Kinder mit dem Hochgefühl einer Cornelia an der Hand in das Häuschen der Meßnerin. In großer Procession folgten die Bonne Susanne, der Bediente, Blaireau der Vorhund, und dann die übrigen Leute, je nach ihrer Rangstufe. Sie alle sollten Zeugen sein von der Munificenz einer deutschen Gräfin, welche jedes Jahr von Tegernsee bis auf den Birkenstein herüber kam, ihrer früheren Dienerin ein Geschenk zu machen, welches jederzeit auch ein für diese Leute gänzlich unbrauchbares war.

Als die Bonne das Körbchen aufmachte, zeigte sich ein Kinderjäckchen, so durchsichtig und mit so vielen Rosaschleifen geschmückt, daß es positiv nur so flatterte. Der Meßnersprößling, welchen seine Mutter in aller Geschwindigkeit durch flüchtiges Ueberfahren von Gesicht und Händen mit einer groben Schürze für diese Feierlichkeit präsentabel gemacht hatte, starrte mit wackelndem Kopfe und weit offenen Goglaugen das Jäckchen an, während die größeren Kinder in stummer Bewunderung das Kunstwerk prüften und dachten, so was gehöre doch nur unter Glas und Rahmen und nicht zum Anziehen, eine Meinung, welcher die Grafenleute beipflichteten, da die Gräfin mit einem Blick auf Friedln versicherte, das Jäckchen eigenhändig gehäkelt zu haben.

Friedl war völlig perplex von all' dem Neuen, Unerhörten, nie Erlebten und Gesehenen. Sein Kopf drehte sich von Bewunderung zur Verwunderung und von der Verwunderung zur Bewunderung. Die Gräfin vollends wirkte auf ihn wie ein Mirakel. Die langen blonden Locken, die blasse Gesichtsfarbe, die blaßweißen Hände, die französirte Sprache, ja selbst die Massen von Flor, Mousselin und Seide, die sie umwallten, fielen so fremdartig in die bergwilde Natureinsamkeit der Umgebung, daß er sich in ihrem Anschauen gar nicht ersättigen konnte und nur mysteriumserforschende Augen für sie hatte.

Als er die Gräfin vorhin am Hügel wanken und stürzen sah, zweifelte er, obwohl sich seiner starken Arme wohl bewußt, ob er im Stande sein werde, ein solches

Volumen aufzulüpfen. Fast aber hätte er sie vor Schreck auch gleich wieder fallen lassen, als er nichts als einen federleichten Arm voll Mousselin erfaßte. Dieß schien ihm eine wunderbare Jonglerie. Er bewarb sich um hundert kleine Dienste, nur um in ihre Nähe zu kommen. Er brachte von dem köstlichen Quellwasser, die Weinflaschen abzukühlen, holte frisches Brod, pflückte einen ungeheuren Strauß von den schönen Stechpalmen, und wenn es nichts für ihn zu thun gab, so suchte er sich ein ruhiges Plätzchen, von wo aus er die Gräfin ungehindert anstarren konnte.

Das Paar war der Graf Poligon und seine Gemahlin, ein hocharistokratisches. Sie waren Beide vom feinsten exquisitesten Styl, bis auf das sägmühlartige Schnarren des Grafen, wenn er sprach, und welches ihm bereits eifersüchtige Injurien des Birkensteiner Staares zugezogen hatte, und bis auf die aristokratische Adlernase der Gräfin, die aber ein furchtbar gemeines Roth ansetzte, weßhalb die edle Gräfin jedes Jahr eine Rakotzikur auf dem Lande durchzumachen gezwungen war. Sie sprachen sehr incorrectes Deutsch, aber admirablement Französisch. Sie kamen in die nobelste Verlegenheit, wenn sie zufällig in nähere Berührung mit Nichtadeligen kamen, wovor ja bekanntlich jetzt fast kein Ort garantirt ist. Sie hielten alle Modejournale, und der fast intuitive Scharfblick, die geistvollen Combinationen in Toilettenangelegenheiten der Gräfin waren sprüchwörtlich. Ihre Phantasie in Erfindung neuer, frappanter Kleideranzüge

ihrer Kinder übertraf die aller Damen. Sie waren oft wahre Attrappen, aus denen man nicht eher klug wurde, bis man sie auf den Arm nahm und fand, daß es unzweifelhaft kleine Münchner waren. Keine Dame der hohen Aristokratie hätte ihre Kleinen kleiden lassen, ehe sie Erkundigung eingezogen, als was diese Woche die Kinder der Gräfin Poligon gingen.

Kaum war die feierliche Ueberreichung des gehäkelten, beschleiften Kinderjäckchens vorüber, als der Graf, welcher mit dem Perspectiv vor den Augen die Höhe hinauf sah, rief, daß man schnell Anstalt zum Essen machen sollte, indem die Freunde kämen, worauf der Staar eine ganze Sammlung von Krachmandln losließ, wie wenn man in schnellster Reihenfolge Nüsse knackte.

Den Steig herab durch die Stechpalmenbüsche nahten sich zwei ungeheure Strohhüte, unter welchen sich zwei Fußreisende befanden, mit Spagattaschen, Skizzenbüchern, Botanisirbüchsen, welche Rhumflaschen enthielten, ungeheuren Alpenstöcken und dem ganzen übrigen Apparat von Bergsteigern. Der Eine war ein junger, kurzer, fetter Mann mit einem Gesichte, wie ein halbgebratener Borstorferapfel, der Andere, ein langer, dürrer, papierscheerenähnlicher Mann. Beide fragten, ob das gute Werk schon verrichtet sei, indem sie einen verzweifelten Hunger von Schliersee herüber gebracht hätten, und nun bäten, nur schnell anrichten zu lassen.

Bei zahlreichen Weinflaschen wurde die Gesellschaft ungemein belebt. Die ausgestandene Lebensgefahr der

Gräfin wurde erzählt, ihre Gesundheit, so wie die ihres Retters getrunken. Dieser bekam auch ein Glas Champagner, welches erst das rechte Feuer in seine Bewunderung brachte. Die Gesellschaft, die feine Gräfin mit eingeschlossen, lachte so ausgelassen lustig, daß es die Fische in Fischbachau hätte beunruhigen können, wenn welche unten gewesen wären, auch angenommen, daß die Fische in der Regel taub sind.

Der kleine Titus, nachdem er gesättigt war, spazierte vor der andächtig staunenden Birkensteiner Jugend auf und ab, formidabel, doch nicht ohne einige Lust nach Kinderart, mit ihnen anzubinden. Er ließ sein Schwert in der Sonne spielen, rückte seinen Helm zurecht, und trat mit den sammtbeschuhten Füßchen den Bauernkindern auf die nackten Zehen.

„Du darfst mich nicht anrühren, Du. Du bist ein schmutziger Bauernjunge und ich bin der kleine Graf. Pfui deutsch, nicht einmal Schuhe hast Du an! Da sieh' meine schönen Sammtstiefel."

Die kleinen Plebejer, unschuldig angegriffen, wollten dem glänzenden Helm und den Sammtsandalen doch auch Etwas in die Wagschale werfen.

„Wir haben aber Tauben, alte und junge, und zwei Lämmer. Gelt, Liesi?" Liesi, welche ein nicht gar viel kleineres Schwesterchen auf den Armen hatte, antwortete in eitler Ueberhebung ihres Schatzes.

„Ja, und so fett sind sie, und so weiß! noch viel weißer als Dein Gesicht. Und Katzen haben wir auch,

gelt, Sepp, eine alte und drei junge. Wie die lustig sind und spielen, gelt Sepp."

„Ja. Die machen Purzelbäume."

„Bah!" sagte der kleine Graf, geärgert über solchen Reichthum, mit einer Feldherrnmiene in dem kleinen, ernsthaften Gesicht.

„Deine Tauben schieß ich todt und Deine Katzen laß ich von Blaireau zerreißen, denn ich bin ein Graf, und Du ein schmutziger Junge."

„Das darfst du nicht, das leidet der Vater nicht," sagte der Sepp, in welchem das Selbstgefühl rege wurde, „die Tauben thun wir verkaufen, und die Katzen müssen Mäus fangen.„

„Was? das darf ich nicht!" rief der kleine, reizbare Römer, entrüstet, so wenig Unterwürfigkeit zu finden. „Gleich tödte ich sie, hier auf der Stelle."

Er riß an seinem Schwert, doch das reichte nicht hinauf an die Balken, worauf die Tauben, noch an das Fensterchen, in dessen Sims die Katze in gesträubter Beschaulichkeit saß. Wart, ich rufe Blaireau Hier komm, Blaireau, faß — faß, zerreiße diese Katze."

Der Blaireau, voll wilder Thierheit, sah bald den Römer, bald die Katze an, und wußte nicht recht, ob er dem kleinen Gebieter auch gehorchen sollte. Die Kinder aber schaarten sich zusammen, zum Schutz ihrer Lieblinge wenigstens passiven Widerstand zu leisten. Sie stellten sich vor das Stallfensterchen, in welchem die scheckige Helena dieser Trojaner saß.

„Papa, Papa!“ rief der kleine Titus, der Nachfolger eines großen, vornehmen Kaisers, und eine schwache Röthe färbte sein schmales Gesichtchen, „Papa, diese schmutzigen Jungen wollen nicht leiden, daß ich ihre Tauben todtschieße und daß Blaireau ihre Katze zerreiße. Nicht wahr, Papa, wir dürfen?“

„Ciel! wie Du erhitzt bist!“ rief die entsetzte Mama und trocknete ihm die bleiche Stirne ab, „Deine Nerven, reize Deine Nerven nicht.“

Titus aber machte sich heftig aus ihren Armen los.

„Nicht wahr, Papa, ich darf, und der Blaireau darf auch?“

„Certainement dürft ihr; was liegt denn an so einer Katze, mais en allez vous und unterbrich mich nicht wieder. Also wir chassirten hinab und hinauf und wieder hinab, da — plötzlich bleibt die Hoheit stehen mitten in der Tour! Denkt euch meinen Schrecken! Ronde, flüsterte ich, königliche Hoheit, Ronde, wenn ich unterthänigst bitten darf. Ach, lachte mir die Hoheit in's Gesicht, Sie treten ja auf mein — Damn! Was gibt's denn dort schon wieder? welch Geschrei! ist etwa wieder ein wildes Weib los?“

Alles wendete sich nach dem Meßnerhäuschen, von wo aus das Geschrei kam, und die Gräfin sank entsetzt in die Arme ihrer Bonne und rief: „Ciel! mein Titi, mein Titi ist in's Wasser gestürzt; brave jeune homme, retten Sie meinen Titi!“

Alles lief dem Schauplatz dieses neuen Mißgeschicks, dem Bache zu. Richtig, da trieben pfeilschnell hinab ein

Schwert, ein Helm und der ganze kleine Römer, welcher sprudelte und zappelte. Friedl, welcher in das nichttiefe, aber hastige Wasser hinab gesprungen war, fischte ihn schnell heraus.

Lebendig aber todtenbleich lag der Knabe im Schooße seiner verzweifelnden Mama, welche nur bedauerte, nicht ein halbes Weltall zu seiner Abtrocknung und Wiederherstellung aufbieten zu können.

Unterdeß wurde vom Grafen und den andern Herren ein strenges Gericht über die Mitschuldigen und Zeugen dieser Missethat gehalten, und die Untersuchung stellte Folgendes heraus:

Da der kleine Römer kein Gewehr hatte, um die Tauben zu schießen, und der Blaireau nur zweifelhaften Gehorsam verhieß, so hatte sich der Knabe einen Verbündeten in Xaver, dem Bedienten, geholt. Dieser hatte nicht nur eine wunderbare Aehnlichkeit mit den Gesichtszügen des Blaireau, sondern auch mit seinen Neigungen, und war besonders ein Meister in solchen Streichen, wie sie Herrschaftsdiener auf Rechnung ihrer Herrschaft zu verüben gewohnt sind. Von diesem wurden die Talente des Blaireau geschickt nach der Katze gerichtet. Mit gesträubtem Rücken und pfauchendem Rachen behauptete sie eine Weile ihre Position, von den Kindern gedeckt. Als aber Xaver die Kinder zur Seite warf und Blaireau einen Balken erreichen konnte, von wo aus ihre Lage eine sehr unsichere wurde, sprang die Belagerte über Blaireau und Compagnie auf den Vorsprung eines Daches,

wo sie bald in den Tiefen eines Heustadels verschwunden war.

„Halt auf! halt auf! rief der kampferhitzte Titus, ihr mit gezogenem Schwert nachstürzend. — Allons, Blaireau, faß, dort hin, dort hin,“ ihr mit den Augen folgend, übersah er den Steg und stürzte in die kühle Fluth.

„Sollte man jetzt diese Brut nicht peitschen lassen, bis sie heult?“ sagte der entrüstete Graf, das erbleichte Schnurrbärtchen mit dem Foulard glättend und sich vor Erstaunen in einen Stuhl gleiten lassend.

„Hätte nicht mein Sohn, der Stammhalter eines uralten Geschlechts, ein Opfer ihrer obstinaten Widersetzlichkeit werden können? Ich habe gute Lust, euch von Xaver recht durchpeitschen zu lassen, aber ich hoffe, eure Eltern werden es thun.“

„Ah non, mon bijoux,“ flehte die mitleidige Gräfin, „schenke ihnen die Strafe. Nein, ihr armen Leute, thut den Kindern dießmal nichts. Sie versprechen, es nicht wieder zu thun. Nicht wahr, ihr versprecht es? — Denkt euch, wenn mein Titi ertrunken wäre! Alle Kinder der Welt hätten seinen Verlust nicht ersetzen können. Nicht wahr, Marie? — Was meinst Du, was man in der Residenz dazu gesagt hätte, wenn dieses Kind verunglückt wäre?

„Was man in der Residenz gesagt hätte? — Die ganze Stadt wäre rasend geworden vor Gram, Mann und Maus, Kind und Kegel. Alle wären sie rasend geworden vor Alteration, das sage ich.“

„Und der König und die Königin?“

„Hätten auf Mittag keinen Bissen angerührt, das muß ich wissen, ich.“

„Da hört, ihr Kinder, was eure Bosheit für Folgen hätte haben können. Der König hätte euch wahrscheinlich alle zeitlebens eingesperrt oder köpfen lassen, denn er zeichnet uns besonders aus. Also thut es nicht wieder.“

Die Kinder standen stumm und verblüfft, tiefschuldbewußt, und der Graf sprach:

„Das sind die Früchte der Zeit, der Tendenzen, der Freiheitsschwindelei! Vor 50 Jahren zur Zeit meines Großpapa's hätte es so ein Ungeziefer wagen sollen, sich zu weigern, wenn wir uns an seinem Lieblingskind die Schuhe abstreifen wollten! Schreckliche Zeiten! Jeder Bauer traut sich jetzt den Mund aufzuthun. Wo, frage ich, wo ist ein Ort, wo der Adel geschützt und gesichert ist, nicht dieselbe Luft mit Plebejern einathmen zu müssen! Nirgend — nirgend, nicht einmal bei Hofe mehr, wo es jetzt Ton wird, die ungeleckten Gelehrten einzuladen. Ah! wie war das sonst anders! Xaver, den Champagner.“

Eine ganze Fluth von Eseln und Krachmandln regnete es aus dem Käfig. Die Gesellschaft setzte sich wieder zusammen und der Graf nahm den Faden seiner Hofaffaire und den Anschnitt einer Leberpastete gleichzeitig auf.

Die kleine Agrippina, ein stilles, genügsames Kind, war von ihrer Bonne auf eine grasige Erhöhung gesetzt

worden und so reichlich mit Kuchen und Backwerk umgeben, daß jene mit Sicherheit ein wenig abseits gehen konnte zur Erleichterung ihrer Hühneraugen, welche die gallige Person um eins so mürrisch und sauer machten. Sie pflegte sich darüber gegen ihren Freund Xaver und gegen die Launen und Caprizen ihrer Herrschaft gern vertraulich auszusprechen.

Das außerordentliche Ereigniß, der hohe Besuch, die Ueberreichung des Kinderjäckchens, der Sturz des kleinen Römers hatte auf die Besonnenheit der Birkensteiner berauschend gewirkt und die Zügel der herkömmlichen Lebensordnung etwas verwirrt. Ein Mutterschwein unter anderem hatte seit geraumer Zeit mit seiner Familie auf sein Futter gewartet, und als sich dieses durchaus nicht erwarten ließ, den Stall durch einen erzwungenen Ausgang mit der freien Natur vertauscht und war auf seinen Explorationen auch zu dem Grasplätzchen gelangt, wo die kleine Gräfin herzhaft und stillvergnügt schmauste.

Das Mutterschwein und seine Jungen machte sich zum unsäglichen aber schweigenden Erstaunen der Kleinen eifrig an's Werk. Kuchen, Aepfel, Hühnerflügel verschwanden wie der Blitz. Als das Mutterschwein nichts Eßbares mehr vorfand, mißbrauchte es allerdings die stillschweigend gewährte Gastlichkeit ein wenig, kehrte, nach Resten suchend, die kleine Gräfin mit dem Rüssel um und um, was bei der elliptischen Form ihrer vielen Röckchen ein Leichtes war. Das Kind ließ dieses ebenso gleichmüthig stumm geschehen, wie es die Schweine mitessen

ließ, und rollte endlich unter den forschenden Bemühungen derselben von dem Abhang herunter und mitten in einen Kübel voll Buttermilch hinein, welcher für die Schweinefamilie bestimmt war.

Die Gräfin sah zuerst das Leuchten ihrer Röckchen, sah, wie die kleine Gräfin gleich einem Pariser Federwischer dem Butterfaß zugekollert wurde und sank athemlos, zappelnd und kreischend in ihren Stuhl zurück.

„Rettet, o rettet meine Pipi, meine süße Pipi, schlagt das Schwein todt, ehe es meine süße Pipi frißt. Brave jeune homme, ich weiß gar nicht, wie Sie heißen, eilen Sie, retten Sie meine Pipi, das Schwein, das Schwein frißt meine Pipi."

Diese verzweiflungsvollen Beschwörungen brachten Alles auf die Beine. Der große, magere Herr ergriff einen aufgespannten Regenschirm, mit dem er sich gegen das gefräßige Unthier schildete, der Kleine mit jeder Hand drei leere Weinflaschen, mit welchen er nach selbem warf und der Graf hatte im Schrecken nichts erfaßt, als seinen Dollond, an welchem er alle Züge herauszog und in geschickten Sprüngen das Schwein umhüpfend, auf selbes lostupfte. Das Schwein, unmuthig über dieses ungastliche Benehmen, stellte sich den Herren gleichsam zur Wehre; mochte es glauben, es sei auf seine Familie abgesehen, oder sich sonst in seinen Rechten beeinträchtigt fühlen, kurz, es senkte den monströsen Kopf, heftete die kleinen, scharfen Augen auf seine Gegner und grunzte so herausfordernd, daß die drei Herren in großen Sätzen zurück-

wichen mit schmählicher Hinterlassung ihrer Waffen, Flaschen, Regenschirm u. dergl. Da kam Friedl herbei, versetzte dem Schwein ein paar Fußtritte, und dieses, jetzt seinen Herrn erkennend, ergab sich, grunzte seine Jungen zusammen und sprang den Hügel hinab.

Es verging eine lange Zeit, bis man den Grafen zu sich gebracht und aus Pipi die Buttermilch gerungen hatte. Die Gräfin bejammerte wechselseitig ihren Titi, ihre Pipi und ihr Bijoux, die Folgen ihrer Wohlthätigkeit, deren Opfer um sie her zappelten, zitterten und ächzten, und lud ihren dreimaligen Lebensretter auf eine Tasse Thee in ihr Palais in München ein.

Auf dem Birkenstein aber sprach man noch lange von dem Tag, wo der Meßnerin ihre Grafenleute da waren.

Als Thekla aus der Thüre des kleinen Kirchleins trat und den Grasplatz also bevölkert, die schmausende, lustige Gesellschaft sah, barg sie sich hinter einem Pfeiler. Sie mochte hohe Verheißungen mit auf den Weg bekommen haben, ihr Gesicht glühte von stiller Segnung und ihre Augen spiegelten eine süße Freude wieder.

Ja, die Muttergottes hatte sie erhört. Als sie den Berg herauf ging, hing die Welt voll schwerer, grauer, dichter Nebel, undurchdringlich wie ihr Geschick. Jetzt glänzte die Sonne; auch ihr leuchtete eine Freudensonne, denn dort — stand ja Friedl, wie er leibte und lebte!

Mit einem frommen Aberglauben hatte sie in dem Kirchlein im heißen Ringen nach Erhörung eine Verheißung des Glückes darauf gewagt, wenn sie Friedln

heute noch sähe. Und was ihr heißestes Sehnen nicht zu erhoffen wagte — hier oben an der Schwelle, wo sie ihre Bitte niederlegte, kam ihr auch schon die Erfüllung entgegen. Mit einem langen stillseligen Blicke nach ihm schlüpfte sie hinter den Pfeilern vorüber und trat den Heimweg an mit raschen Schritten, denn die Spitzen der Berge glühten schon vom Abendroth wie blank gescheuertes Kupfer.

An andern glückverheißenden Zeichen fehlte es auch nicht, woraus sie lauter Hoffnungsfäden spann. Was ist denn gläubiger — abergläubiger — leichtgläubiger, als die Liebe? — Schon daß die Sonne die Nebel brach, war ihr eine gute Verheißung. Wie ganz anders sah jetzt die Welt aus, als da sie herauf stieg. Jetzt blinkte an dem klaren Firmament Alles wie in einem Krystallgewölbe. Selbst unter ihren eilenden Schritten entdeckte sie da und dort noch einen verspäteten vierblättrigen Klee, ein unzweifelhaftes Glückszeichen. Von dem fünfblättrigen, welcher Verdruß bedeutet, sah sie kein einziges. Mehrmals wenn sie neben den mit Sommerfäden übersponnenen Schleedorn- und Berberitzenstauden vorüberstreifte, häkelten sich Spinnen in ihren Regenschirm, oder blieben an dem Stechpalmenbusch, den der englische Dichter so schön symbolisirt hat, hängen; das bedeutete ebenfalls nur Gutes, denn

„Spinnen am Abend,
Erquickend und labend.
Spinnen am Morgen,
Kummer und Sorgen.“

Am Morgen aber hatte sie keine einzige gesehen. Freilich triefte da Alles von Nässe, was die Spinnen nicht lieben. Als sie auf eine Waldblöße hinaus kam, flog sogar ein kreischender Rabe vor ihr auf und in der Richtung der Mühle hin, die sauber in bunter, winziger Gestalt drüben am Berge lag. Wieder ein gutes Zeichen. Sie durfte jetzt schon etwas darauf wagen und sich in der Mühle als hineingehörig betrachten. Ganz ohne ihr Zuthun befand sie sich plötzlich mit ihren Gedanken drüben in der schönen Stube des Wirthshauses, wo die neuen Nußbaum-Möbel standen. Sie öffnete die großen polirten Schränke. Hier lag gerollte Leinwand Stück an Stück und in dem Kern eines jeden Stückes stack ein künstliches Röschen. Dieß alles hatte ihr die Müllerin schon als ihr Eigenthum gezeigt. In einem andern Glasschrank standen ganze Stöße feines Kaffeegeschirr und porzellanener Teller für die Stadtgäste. In jener Kammer blinkten lange Reihen von Zinnschüsseln und Tellern, tief wie Waschfässer und groß wie Schilde; diese paradirten bei Jahrtagen und Bauernhochzeiten.

Auch in die Ställe ging sie, sah in der Küche zum Rechten und nahm besonders die Milchkammer zum Ziel ihrer Verbesserung vor. Denn sie wollte mit den 30 Kühen und der Fütterei, wie sie sie drüben in der Mühle hatten, schon noch einmal so viel Butter erzielen. Darin nahm sie es mit jedem auf. Natürlich die Müllerin bekümmert sich nicht so genau darum, sie wird bequem und hat es auch nicht nöthig. Aber junge Leute wie sie und

der Friedl, die konnten sich schon ein wenig plagen. Und treu und redlich wollte sie dem Hauswesen vorstehen. Ja — der Muttergottes auf dem Birkenstein hatte sie es gelobt, eine treue, rechtschaffene Tochter wolle sie seyn, eine liebende Hausfrau, jedes Steinchen wollte sie Friedln aus dem Wege räumen und Alles für ihn und der Eltern Wohl zum Besten kehren. Das hatte sie heilig der Muttergottes am Altare versprochen, und das wird sie auch halten.

Von der Mühle machte sie einen kleinen Abstecher auf die Hochzeit nach Neubeuren. Sie probirte das schwarzseidene Mieder mit der schweren Goldstickerei an, legte das blaßblaue Seidentuch darauf, das schwere Falten warf. Das massiv silberne Geschnüre mit den Stiften und Träubchen war ausgesotten worden und glänzte in seiner massiven Schwere wie neu und fast so schön wie die neue Halskette mit den feinen Gängen und der breiten mit Türkisen besetzten Schleife daran. Auch der frische Kranz von feinen Mirthen wurde um das matte Silber des Riegelhäubchens gesteckt und aufprobirt. Einen solchen hatte Friedl noch gar nicht gesehen. Ließ sie die künstliche Arbeit doch bis von München kommen zugleich mit dem kostbaren Seidentuch, das sie ihrem Jungherrn verehren mußte.

Wie wird sich denn der Friedl gehaben!! — —

Sicher wird er blöde thun, er kann ja nicht anders. Und so spröde. Natürlich. Aber nicht lange. Schon der Leute wegen — — nur etwa beim Kirchgang! —

Heilige Muttergottes! So ein Kirchgang ist doch eine schreckliche Aufgabe. Wenn erst ihr eigener kommt! Alles Blut schoß ihr bei dem Gedanken an ihren eigenen Kirchgang in's Gesicht. Er war ja gar nicht mehr so fern. Sie wußte es jetzt recht gewiß. Der Kirchgang und die Kopulation kamen ihr immer als erschrecklich schwere Steine vor. Aber sein muß es doch einmal, und dieser Tag würde sich auch überleben lassen. Sie versuchte sich in der Geschwindigkeit das Trauen ein wenig, — man muß sich an Alles gewöhnen — wie sie sich neben Friedl ausnehmen würde, solid, aber einfach geputzt, wie sie der Herr Pfarrer anreden würde, rührend und herzlich, daß sie weinen müßte; dann kam das Opfer gehen, daß sie es dann nicht machen wollte, wie letzthin die Strohbräutochter, die anstatt um den Altar ganz gedankenvoll in die Sakristei gewandelt ist und sich so viele Sticheleien gefallen lassen mußte. Sie konnte jetzt noch lachen. Wie hat sie der Hochzeitlader beim Abdanken aufgezogen, daß sie es so gar nicht erwarten konnte, und ähnliche Dummheiten. Dann traten sie aus der Kirche als ein verheirathetes Paar! Alles machte Spalier den Kirchenweg herab, und Alle sagten: was für ein sauberes Paar Leute des Geißelmüllers Sohn und die Thekla von Brannenburg.

Alles dachte sie sich aus, Alles legte sie sich zurecht, alle kleinen Ereignisse, alle Momente des morgenden Tages ging sie durch, ein kleines Eden baute sie sich

still, heimlich aus, mit lauter Glücks- und Freudenkränzen behangen.

Da sieh! war sie schon bei der Muttergottes von der Wiese angekommen. Da mußte sie ein wenig rasten, und ihren großen Stechpalmenbusch mit seinen atlasglatten, stachligten Blättern und rothen Beeren, den sie auf der Kothalm als andächtige Wallfahrerin gesammelt hatte, niederlegen. Auf einer Waldblöße, einem grünen Wiesfleck, stand eine mächtige Eiche, die bekanntlich unter den allerletzten Bäumen ist, welche dem Winter ihr Gewand einliefert. Weit hinaus hatte sie ihre grünen Aeste gestreckt und baldachinartig einen Schrein überdeckt, der im Stamm der Eiche selbst angebracht war. In diesem Schrein befand sich in einen blauen, steif ausgespreiteten Mantel gekleidet die Muttergottes von der Wiese mit dem Jesuskind auf den Armen. Die Muttergottes von der Wiese mochte wohl nur eine sehr untergeordnete Delegatin von der Muttergottes vom Birkenstein sein. Obwohl es ihr nicht an Weiblein, Männlein und Kindlein, weder an Flitterkränzen noch Sträußen und Votivtafeln fehlte, obwohl da eine ganze Anatomie von wächsernen Armen, Beinen, Augen und Herzen hing, und Kühe, Ochsen und Pferde und Schafe zahlreich repräsentirt waren — eine ganze Arche Noä konnte man ausstatten — so war dieß Alles von dem geringsten Material und zeigte, daß die Zuthätigen der Muttergottes von der Wies der ärmeren und geringeren Klasse angehörten. Ein Lämpchen, das im Grün der Zweige

hing, brannte nicht heller als ein Johanniswürmchen, und der Opferstock im Stamm der Eiche war leer und ohne Schloß. Die Kleidung der lieben Frau war ebenfalls nur auf die Nothdurft berechnet, und doch lächelte sie in starrer Huld herunter, als wäre die blecherne Krone auf ihrem Haupte Gold, die Glassteine Diamanten und die Eiche über ihr ein gewölbter Tempel. Der Thekla mochte es auch so vorkommen und die Armseligkeit ihrer Ausstattung that ihr in ihrer Verehrung keinen Eintrag. Auch mochte sie den vielen hölzernen Krücken und Beinen nach, die in den Zweigen der Eiche aufgehangen waren, einflußreich genug und ihr das Avancement in einen Tempel — vielleicht in hundert Jahren — noch aufbehalten sein.

Thekla suchte die schönsten Stechpalmenzweige aus ihrem Busch, die sie der heiligen Jungfrau zu Füßen legte, und sprach ein paar Vaterunser. Als sie halb ruhend, halb sinnend ihre Augen über das Bild schweifen ließ, hafteten sie in dem Grün des Haselbusches, welcher den Stamm der Eiche umfing, woraus ein Flämmchen hervorfunkelte, fast heller als das Lämpchen oben in den Zweigen. Fast wäre sie erschrocken, wäre nicht gleich darauf neben dem Flämmchen eine Geiernase, der struppigte Kopf, und endlich das fahle Gesicht der Miedl zum Vorschein gekommen, welches sie mit dem einzigen Auge, das für drei leuchtete, halb boshaft, halb aberwitzig anstierte.

Miedl war blödsinnig und boshaft, in Folge der

vielen Quälereien und Hudeleien, welche sie von dem Mannsvolk, dem sie unbelohnt ob ihrer Häßlichkeit mehr als billig zugethan war, auszustehen hatte. Das Bischen Verstand, das ihr geblieben war, wandte sie an, solches mit Wucher zurückzuzahlen. Sie strich immerdar im Lande umher, lebte von Almosen, die ihr überall gereicht wurden, theils aus Furcht vor ihrer Bosheit, theils um ihr eine Prophezeihung abzulocken, denn sie galt allgemein für eine Hexe. Und auch den Vorurtheilsfreiesten frappirte ihr Aeußeres, in welchem das Thierische mit dem Dämonischen auf eine wunderbar abschreckende Weise stritt. Hexen aber und Feen gibt es keine mehr, und wir sagen leider, und so war auch Miedl keine Hexe, sondern nur ein böses Wesen. Leider! daß es keine Hexen und Feen mehr gibt! — Ja, leider!

Jeder von uns hat gewiß schon einmal in seinem Leben die Bemerkung gemacht — an sich oder an Andern — daß die weltlichen Schicksale nicht immer befriedigend verwaltet werden, daß es Lebenslagen und Zustände gibt, welche, wie erbarmenswerth sie sind, doch mit gewöhnlichen menschlichen Hülfsmitteln nicht zu bessern sind.

Sonst, in den Zeiten, von denen uns Madame Cottin und Campan erzählt, wenn ein grundguter, kreuzfideler Bursche sein Vermögen verlor, indem er sich und seine Freunde bei Wein und Champagner, bei Spiel und Mädchen hochleben ließ, und nur noch

einen Thaler, den allerletzten, besaß, und ihn einem alten scheusäligen Bettelweiblein zuwarf, mit der Mahnung, sich ein anderes Gesicht dafür anzuschaffen, so verwandelte sich die alte, triefäugige Hexe auch alsbald in eine glänzende Fee, welche ihrem Wohlthäter auch sogleich ein prächtiges Schloß, ein Faß voll Dukaten oder sonst was Ansehnliches verehrte. Oder eine bedrängte Waise, die nicht Vater noch Mutter hatte und von ihren hartherzigen Verwandten in den wilden Wald hinausgestoßen wurde, weil sie nicht den ihr bestimmten alten, bösen, häßlichen Mann heirathen wollte, dort, um ihren Hunger zu stillen — nach Wurzeln grub, und dabei eine Kröte von der Last eines Steines erlöste, unter welchem sie lag, so verwandelte sich die häßliche Kröte in einen schönen, jungen Prinzen, der sie auf der Stelle heirathete. Man bekam auch für eine ähnliche Mitleidsübung einen Schurz voll Diamanten, oder einen Sack voll Kohlen, die sich in Dukaten verwandelten. Es gab da Heckenthaler, Tischleindeckdich, Gerten, Untreue zu entdecken, Ringe, sich der Treue zu versichern, Liebesamulette, Bohnen, die unsichtbar machten, und Nelken, die schwarz machten, wenn eine falsche Person daran roch. Was diese letztere betrifft, so ist es eigentlich gut, daß sie ausgegangen sind, denn ihre Anwendung heutzutage würde ziemlich die ganze Welt verfinstern und die abyssinische Race die vorherrschende sein.

Aber sonst beklagen wir herzlich die schöne Zeit der Feen und der Wunder.

„Warum gehst Du denn nicht zu Deiner kranken Schwester nach Haus? Sie ist im Sterben, und Du streunst da herum," sagte Thekla, als sie sich von einem leichten Schrecken erholt hatte. „Gleich geh' heim, und sieh' auch nach den Kindern."

„Ist schon vorbei. Ist schon gestorben," grinste sie die Tappige an.

„Geh', Streunerin, Du, wie kannst Du es wissen, „wenn Du, wer weiß, wo herumlaufst!"

„Die Elster hat mir's gerad' gesagt, die Elster da droben — da fliegt sie hinaus. Ja, ja, die Vögel tragen mir Alles zu."

Thekla konnte sich eines leichten Schauers nicht erwehren, als in dem Augenblick der scheckige Vogel scheu und kreischend aus der Eiche hervorkam und abflog.

„Geh' heim," redete sie ihr zu; „geh', Miedl, geh' zu den Kindern heim. Es schickt sich besser, als alleweil im Land herumzustreifen. Geh' auch in's Wirthshaus, da steht eine Suppe mit einem Knödel für Dich in der Ofenhöhle. Geh', sei ordentlich und folge. Was machst Du denn da mit dem Gewehr? Gib Acht, daß es los geht und Dich verwundet."

Miedl umschloß den Stutzer mit der krampfhaften Hast, mit welcher Kinder ihr Eigenthum vertheidigen.

„Gehört nicht Dein, gehört nicht mein, die Hand fort, oder ich schlag dich — gern Knödl essen — Kinder mag ich nicht — sind kleine junge Teufel, gehen zum alten Teufel — Dich mag ich auch, Du bist kein

Teufel — aber nicht dort hin schau — dort hinaus — da, wo das Wasser rinnt, da rinnt viel Glück für Dich — da schau' nur — ja, Glück, nasser, schmutziger Schutt bringt Glück" — damit lief sie in die Büsche hinein. Thekla folgte der angegebenen Richtung und sah gerade auf den Bach, der die Mühle trieb.

„Nasses Glück! — schmutziges Glück! welch' ein en Unsinn sie schwatzt!"

Macht's auf, Musikanten, und stellt euch jetzt an,
Zuerst kommt d'Braut, nacher der Bräutigam,
Nacher die Jungfern, und macht's nur fein frisch,
Denn die Frau Wirthin, die richt't schon den Tisch.

„Rührt euch, tummelt euch. Laßt es um einander geh'n. Kathi, leg' die Knödel ein. — Cenz, der Nudelteig steigt über die Schüssel heraus. Seppel, schäume das Fleisch ab. — Liesl! ja was stehst denn Du da und schaust in d'Welt hinaus, ob's nicht Krapfen regnet! Ist oben noch kein Tisch gedeckt! — Lüftig, lüftig, laßt's umgehen. Besinn' Dich nicht lang, dort sind die Tischtücher, dort die Bestecke, die Bescheidteller vergiß nicht, und silberne Löffel für Braut und Bräutigam. — Wo ist denn Er schon wieder? Wirth, Wirth, gehst nicht herunter? Schweinefleisch mußt transchiren, mach' d'Portionen fein gleich, zu jeder ein Biscuitherzel. — Nanny, rühr' das Semmelmus, daß' nicht anbrennt. Die Würst drauß' könnet Ihr auch einlegen. Schickt

Euch nur und habt nicht lang Maulaffen feil, die Gäst' werden da sein, ehe Ihr Euch umschaut."

So kommandirte die dicke Hofwirthin von Neubeuren, auf deren breitem, rothem Gesicht die brüske Majestät der Hausfrau thronte. Ueber die festtäglichen Kleider hatte sie noch eine weiße Schürze vorgebunden, deren einen Zipfel sie unter den feisten braunrothen Arm hinaufgeschlagen hielt, während sie mit dem andern unter ihre Mägde hinein agirte, die in schweigendem Eifer den Pfannentiegel und Kessel warteten, von einem so erschrecklichen Umfang, als sollten sie einer Riesenfamilie die Mahlzeit liefern, und um ein Feuer standen, an welchem auch der weiland Frankfurter Krönungsochse gahr geworden wäre.

Die Wirthin schwitzte und dampfte mit ihnen um die Wette, denn sie war trotz ihrer Beleibtheit der nervus rerum in der Wirthschaft, war bald dort, bald da, bald unten im Keller, bald oben im Saal, wo die Mägde die langen weißgedeckten Tische mit Krügeln und Bestecken und die gläsernen Wandleuchter mit Talgkerzen versorgten.

„Ja, Mann! Melcher!" schrie sie plötzlich über das Geländer der steilen Stiege dem Hausknecht zu, der so eben mit einer Leiter und einem Kästchen voll Kerzen kam, um den Kronleuchter aufzustecken. „Melcher, wie ist Dir denn?" und die Zornesröthe lief ihr bis in den Fetthals hinab, in dessen Fleischmassen die Schnüren der silbernen Kette tiefe Einschnitte machten

und jedes Ringchen davon abdrückten, sind schon die Musikanten da, werden die Gäst' alle Augenblick zum Morgenessen kommen, und ist noch kein Fassel Bier heroben? Muß ich denn Alles anschaffen? Meinst denn, Du darfst an nichts denken?"

Der Hausknecht in blauem Schurz und weißen Hemdärmeln so gewichst und gesteift, daß er für den gewöhnlichen Gebrauch gar nicht handsam schien, starrte die Treppe hinauf mit aller Ueberraschung, welcher sein hölzernes Gesicht fähig war. Die Leiter lehnte er an die Wand, die Kerzen stellte er auf den Boden, damit er für seine Entrüstung auch gehörig Raum habe.

„Wa — as!" rief er aus: „denken auch noch? wäre schon recht das? Die Ställ' besorgen, im Schlachthaus, im Keller, auf dem Boden sein und nachher denken auch noch dazu? Um 36 fl. Lohn? — Was z'viel ist, das ist z'viel. Auf Lichtmessen zieh' ich ab, daß Ihr's wißt."

Die Mägde, welche seit dem frühen Morgen schon redlich geriffelt und gestriegelt worden waren, verließen Herd und Anricht, und steckten die Köpfe zusammen, den Zank zu genießen. Sie fanden vollkommen bestätigt, was der Hausknecht sagte, sie hatten sich das schon lange gedacht und schloßen, daß eine Wirthschaft, wo so ausschweifende Forderungen an die Dienstboten gemacht würden, die längste Zeit bestanden habe, und verabredeten, auf Lichtmessen gleichfalls zu wandern, nicht ohne unterdeß den Küchenpenaten einige Opfer

zu bringen. Nanny ließ den Rahm in's Feuer laufen, Kathi die Nudeln anbrennen, Liesl warf dem lungernden Tiras ein paar versottene Würste zu und die Kuchlin (Küchenmagd) beseitigte schnell die Scherben eines Porzellantellers, welchen sie für den Hausknecht mit dem schönsten Stück Tellerfleisch bei Seite gestellt, und welchen der schnüffelnde Tiras in seinem Versteck aufgespürt und heruntergestoßen hatte.

Die Wirthin, deren scharfen Augen nichts entging, merkte sogleich die Meuterei. Sie stemmte die kurzen Arme in die Seite gleich einer wohlhäbigen Bouillontasse mit zwei Henkeln, und auf ihrem dicken Gesicht waren einige Donnerwetter fix und fertig, welche die rebellischen Mägde und den widerhaarigen Hausknecht zumal treffen sollten, als vor der Hausthüre ein Tusch ertönte und gleich darauf ein Wagen mit Gästen anfuhr. Sie band in aller Geschwindigkeit das Fürtuch ab, glättete den Schurz und die Stirne, verkehrte die Zorneswolken ihres Gesichts in die gemachte stehende Wirthshausfreundlichkeit und eilte den Gästen entgegen, sie zu begrüßen. Braut und Bräutigam, Ehrenvater und Ehrenmutter, Jungherren und Kranzjungfern wurden jedes auch noch extra mit solennem Trompetentusch empfangen.

Die Braut, ein derbes Landmädchen mit einer Büste wie eine Herzkirsche, Wangen so rund und fest wie ein paar Nähkissen, zwischen welche die stumpfe Nase gleich einem Fingerhut geklemmt war, ließ sich bewundern

und begab sich dann mit ihren Brautjungfern in ein Nebenzimmer, wohin ihr auch ein halb Dutzend Körbe und Bündel folgten. Diese enthielten ihre sämmtliche Garderobe. Denn es ist Sitte bei Bauernhochzeiten, daß die Gäste nebst Braten und Salat, Gebackenem und Gesottenem auch zugleich mit einem gewissenhaften Inventar des Kleiderschranks der Braut regalirt werden. Der Oberbayer ist nicht hinterhältisch, und was er hat, sollen Andere auch wissen. Während der Hochzeit zieht die Braut sich um, drei-, vier- bis fünfmal, so oft sie es vermag. Und was ihre sonstige Mitgabe einschließt, das hat man Tags vorher gesehen, wo der hochaufgerüstete Kammerwagen, mit vier stattlichen Rossen bespannt, langsam und schwankend durchfuhr. Die zwei völlig aufgemachten Betten mit bebänderten und garnirten Kopfkissen — die Geschicklichkeitsscala der Näherin, die auch mitgehen und jede zurückgeschlagene Falte, jedes flatternde Bändchen sogleich wieder ordnen muß — einträchtig neben einander, so daß gar nichts fehlt, als die Leute dazu. An diese lehnten sich die städtischen winzigen Kommoden, auf welchen oft auch noch ein Aufsatzkasten prangt. Dazwischen schießen hochaufgepolsterte Stühle auf, ist das Spinnrad mit angelegtem Rocken, und der Haspel reich von Bändern flatternd zu sehen, und hintennach folgt die Kuh sammt Kälblein, und ihre Führerin in Gesellschaft der Nähterin mit einem Körbchen voll Nähzeug, um jeden allenfallsigen Schaden sogleich auszubessern. Gar nichts geht

dem Wagen ab, als die Braut, und sie dürfte sich eigentlich nur auch hinauf setzen und ihre Wirthschaft anfangen.

Zur Trauung kleidet sie sich in schwere Seide. Auf dem Scheitel und über den straff zurückgekämmten Haaren trägt sie als Brautkrone eine Art Käpplein von Flittern und Glasperlen von der Form, wie sie auf biblischen Schilderungen Moses trug. Mit den gebräunten Gesichtern darunter, und durch die krampfhaft zurückgekämmten Haare erhielt der Kopf eine große Aehnlichkeit mit einem wohlgefüllten und wohlgebratenen Apfelkrapfen. Ungefähr so sind auch die Brautjungfern gekleidet, und der Standes- und Vermögensunterschied zwischen ihnen ist hauptsächlich an den an der Achsel sehr weiten und fest mit Watte ausgestopften Aermeln zu erkennen. Je reicher die Braut ist, je größer und fester sind die Aermel. So wie diese eine Vermögensscala bei der Braut sind, so sind es die langen Rockschöße und hohen Stiefel bei dem Bräutigam und seinen Gesellen.

Begegnet man zufällig so einem Brautzug, so machen sich dem überraschten Zuschauer allerlei Meinungen geltend. Entweder sind diese ausgestopften Feminina verkleidete Cherubinen — in den biblischen Zeiten haben sie ja oft die armen Sterblichen heimgesucht — welche nicht anders als in solchen Aermelfutteralen ihre Schwingen unterzubringen wußten, oder es sind kleine Luftballone, auf welchen die Trägerinnen, vielleicht einem hochzeitlichen Gebrauch zufolge, seiner Zeit aufsteigen.

Eine sehr merkwürdige Person bei einer oberbairischen Hochzeit ist der Hochzeitlader, das Factotum, das *A* und *Ω* des feierlichen Tages. Mit Sträußen und flatternden Bändern besteckt, wie der Preishammel eines Festschießens, hat er in seiner Miene, seinen Worten, seinen Geberden die Feierlichkeit, die Ehrerbietung für die heutige Ceremonie mit der lebendigen allzeit bereiten Neckerei der Lustbarkeit zu vereinen. Er hat die leitende, ordnende Wichtigkeit der Autorität, so wie die höfliche Unterwürfigkeit eines Ehrendieners vorzustellen. Er muß Geistesgegenwart haben, um allen bedenklichen und verwickelten Fällen, die sich auf so einer Hochzeit ereignen können, zu begegnen, und gehörige Suada, um einem nöthigen Falls aus der Haut hinaus und wieder hinein reden zu können. Er ist für diesen Tag die Vorsehung, der sichtbare Ange gardien des Brautpaares, ohne welchen nichts geschehen kann, der Alles leitet, Alles dirigirt, von dem Auftreten der Bratwürste an, bis zum Aufsetzen der Schlafhaube.

Uebrigens herrscht auf diesen Hochzeiten ein eiserner Conservatismus. Die Gebräuche werden auf einer wie der andern bis auf die kleinste Geringfügigkeit eingehalten, ja bis auf die Gerichte herab, die überall auf dieselbe Art bereitet und in derselben chronologischen Ordnung aufgetragen werden. Ein Wirth, welcher hierin nicht orthodox wäre, sich die geringste Abweichung oder Aenderung, wäre es auch zum Besten der Gäste, einfallen ließe, würde Brautleute und Hochzeitlader aus

dem Concept und sich in den Ruf eines Schismatikers bringen, bei welchem man in Zukunft keine Hochzeit mehr halten könne.

Nach einem sehr substanziellen Frühstück paart der Hochzeitlader die Gäste, überreichen die Jungfern ihren Jungherren die Tücher, und bewegt sich der Zug unter Vortritt der blasenden Musikanten nach der Kirche, voraus der Bräutigam mit seinem Ehrengefolge, und eine gute Strecke hinterdrein die Braut mit dem ihren. Obwohl nun die Musikanten, oder eigentlich Thurnergesellen — ja zu bloßen Gesellen sind die Jünger der göttlichen Musika auf dem Lande herabgewürdigt — obwohl diese nun blasen, was sie nur können, Märsche, Tänze und andere lustige Weisen, so begegnet man doch keiner fröhlichen Miene, keinem heitern Lachen, keinem traulichen Wort. So was wäre ganz gegen die Etiquette. Im Gegentheil verlangt das Herkommen, daß der Bräutigam gesenkten Hauptes, in der Miene eine grimmige Ergebung in irgend etwas Schreckliches, Unvermeidliches einherschreitet, und daß ihm die Braut folgt bußfertig und zerknirscht wie Eine, die den Tauchschemel verwirkt hat. Auch dürfen sie nicht gesetzt und langsam einherschreiten, sondern sie müssen rennen, daß die Bänder flattern, die Rockschöße im Winde schwimmen wie Processionsfahnen, die Männer voraus, als ob sie fürchteten, bei den schwimmenden Rockschößen ergriffen zu werden, die Frauen hinterdrein, als ob sie auf gute Prise ausgingen.

Sobald die Trauung vorüber ist, begibt sich der Zug auf den Kirchhof, wo den verwandten Todten oder todten Verwandten Anzeige von der Hochzeit gemacht wird. Dann zieht man in's Wirthshaus. Wahrscheinlich weil es nun einmal nicht mehr zu ändern und es das Beste ist, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, schauen auch die Brautleute ganz lustig drein und lassen sich das derbe Mahl und den Tanz dazwischen trefflich schmecken.

Wer an dem Friedl und der Thekla nur einigen Antheil nimmt, wird sich freuen, und der Muttergottes auf dem Birkenstein im Stillen einen Gang geloben, wenn er sieht, wie friedlich und freundlich sie bei einander sitzen, und wie Alles ganz anders gekommen ist, als wir erwarten konnten, die Thekla ausgenommen, welche schon auf dem Rückwege vom Birkenstein dem andern Tag in die Karte geguckt haben mußte.

Sie lachte so innig und vergnügt und auf ihrem Gesichte strahlten so viele unschuldige Freudenlichter — sie hatte so viel zu erzählen und so viel zu ermahnen und abzuwehren, denn Friedl belud in neckender Weise ihren Bescheidteller mit einer solchen Masse von Eßwaaren, daß sie, wie sie sagte, anspannen lassen müsse, alle wegzubringen.

Ein Biscuitherzel ließ er in der Rahmsauce schwimmen, das Semmelmuß garnirte er mit Entenjung, und eine Leberwurst bekränzte er mit dem Rosmarinzweiglein aus seinem Knopfloche.

Das waren aber noch nicht die rechten Lebensäuß-

rungen der alten Liebe. Das that er aus Verlegenheit, hinter diese Neckerei verbarg er seine Scham, seine Blödigkeit, die Unsicherheit, wie er einlenken sollte. Friedl war mit den gemessensten Instructionen der Vesi gekommen. Recht sollte er merken lassen, wie er nur dem Hochzeitsbrauch folgte, wie ungern und widerwillig er an ihrer Seite saß, und wie er ihr dann im Verfolg des Tages eine Beleidigung nach der andern anthun solle. Er kam mit dem besten Gehorsam, war Anfangs lässig und abstoßend genug. Aber unter so vielen Augen, unter dem Gebot der Sitte bekam ein besseres Gefühl die Oberhand. In Gegenwart des Herrn Pfarrers und anderer Respektspersonen hatte er nicht den Muth, grob zu sein. Dazu fehlte ihm der rohe Muth von Haus aus. Die Hauptsache bei dieser Sinnesänderung war aber doch Thekla. Sie sah so nett und appetitlich aus. Das schwarze Mieder mit dem silbernen Geschnüre hob ihre Taille so vortheilhaft heraus, die mattsilberne Riegelhaube mit dem Myrthensträußlein darum stand so hübsch zu ihrem braunen Haar, die Augen lachten in so bescheidenem Glück, auf den Wangen blühte eine solche warme Freudenröthe — es gibt bekanntlich keine wirksamere Cosmetik, als eine Freude — und das häßlichste Gesicht wird reizend, wenn es vom Wiederschein des Glückes leuchtet — daß Friedl die alten Gefühle nicht mehr abwehren konnte.

Und sie, die offenbar in der Gesellschaft die Hübscheste war, war auch bei Weitem die Feinste. Wie wußte sie

nicht sich zu benehmen, mit allen Leuten zu reden; die Gewöhnung von Jugend auf, einer großen Wirthschaft vorzustehen, mit vielerlei Leuten zu verkehren, hatte ihr eine Sicherheit und Besonnenheit mitgetheilt, die eben so entfernt war von vorwitziger Keckheit, als von befangener Blödigkeit. Sogar der junge Graf, welcher mit dem Sekretär auf eine Stunde lang die Hochzeit beehrte, tanzte mit ihr, lobte ihr kluges, bescheidenes Reden und ihre hübsche Gestalt, und dem Herrn Pfarrer war sie ja bekanntlich sein Herzblatt. Friedl war wieder ordentlich eitel auf sie.

Der Vefi schmeckte kein Bissen mehr. Ihre Augen funkelten Blitze. Die Zornesröthe war ihr bis unter das trockene, krause Haar gestiegen, als sie merkte, was da oben vorging. Mit übermüthigem Triumph im Herzen war sie gekommen, fortwährend hatte sie das Paar im Auge, damit ihr ja keine Beleidigung, keine Wehthat entginge, und wie entsprach dem Friedl! That er nicht fast zärtlich mit der Thekla; und jetzt schon wieder, wie zuthulich beugte er sich zu ihr herüber, wie lächelte er, wie lauschte er auf ihre Worte! Unglücklicherweise saß sie, nicht verwandt und mit den Brautleuten nur wenig bekannt, trotz ihres überladenen Putzes, der an Flitterstaat selbst den der Braut übertraf, am untersten Ende der Tische, von wo aus kein Wink, kein spitzes Wort zu Friedl hinauf dringen konnte, und für ihre Blicke hatte er keine Augen. Ihr Jähzorn zuckte ihr in den Fingern, mit welchen sie krampfhaft das Messer umschlos-

sen hielt, und sie konnte kaum der Versuchung widerstehen, es fliegen zu lassen, ob nach Friedl oder Thekla, wußte sie selbst nicht gewiß. Am liebsten hätte sie Beide getroffen. Sie biß in ihre vollen Lippen, bis sie aufschwollen, sie drehte die silbernen Ringe an ihren Fingern, bis sie in die fleischigen, vollen Finger schnitten, sie hohnlächelte, sie zerrte an ihrer silbernen Halskette, sie nestelte an ihrem Geschnür, sie riß an dem goldenen Kettlein, das weit über das seidene Halstuch ausgelegt war und den ungewöhnlichen Luxus einer silbernen Uhr trug, um die Augen ihrer Mitgäste auf ihren Staat zu lenken, und durch den Neid derselben wenigstens in etwas ihre Aufregung abzuleiten. Sie biß in die vollen Lippen, daß sie aufquollen, und ihrem Nachbar, dem Schmied-Wastl von Reddenfeld, eigentlich der Kehraus genannt, weil er überall betrunken war und nie ohne Rauferei den Tanzboden verließ, zeigte sie in hochmüthiger Verschmähung den Rücken.

Die Vesi sann über etwas angestrengt nach. Eine kleine Weile darauf nahm sie eine freundliche Miene gegen ihren Nachbar an, trank von seinem Bier, legte ihm die besten Bissen ihres Bescheidtellers vor, und während sich die Andern im Ländler drehten, waren diese Beiden in heimliche angelegentliche Mittheilung vertieft, die sehr nach dem Sinne Wastl's, vulgo Kehraus, sein mußte, denn er strich ein Mal über das andere voll wüsten Behagens den Schnurrbart, der von Bierschaum glänzte.

In der Mitte des Nachmittags, so um die Zwetschgen-

badesen herum, ist es Brauch, daß man die Braut stiehlt. Den Bräutigam lockt man in einen Winkel oder in ein Nebenzimmer, wo seine Aufmerksamkeit durch Gespräch, Neckereien, Singen, Trinken oder sonst eine List von seiner Liebsten abgezogen wird. Während dem schaaren sich die Burschen in einen Kreis dicht um die Hochzeiterin, welche vergeblich einen Durchgang versucht. Haben sie sie auf diese Weise glücklich auf die Straße gebracht, dann folgen die Musikanten und die anderen Paare, und jauchzend und musicirend ziehen sie in ein anderes Wirthshaus, einen Garten oder Keller, wo schon Wein, Kuchen und Confekt bereit steht, mit welchem die Jungherren ihren Jungfrauen aufwarten müssen, als Entgegnung für das übliche Geschenk einer Weste oder eines Tuches, mit welchem diese die Jungfrauen anbinden. Natürlich ist der Hochzeiter sehr erstaunt, wenn er plötzlich den Saal leer und die Vögel ausgeflogen findet. Er rafft an Gästen zusammen, was noch gegenwärtig ist und eilt seinen Ungetreuen nach, die er tanzend und schmausend wieder findet.

Im Gewühl, das sich bei dem Brautstehlen dem Ausgang zudrängte, machte sich der Kehraus in die Nähe Thekla's: mit einer geschickten Bewegung war ihre Schürze in seinen Stiefelabsatz verhangen und herabgerissen. Sie schlüpfte in ein Hinterzimmer, um den Schaden schnell wieder herzustellen und bat die Kirschnerliesl, dem Friedl zu sagen, er solle auf sie warten.

Vefi und der Kehraus waren die Letzten, die den Saal verließen.

„Nun,“ redete dieser Friedln an, der unter der Thüre stand, „auf was wartest denn Du? geh’ mit uns zum Sternwirth.“

„Kann nicht, muß auf meine Jungfrau warten.“

„Ha, ha, ha,“ lachte der Kehraus, der Vefi bedeutend zuwinkend und mit einem pfiffigen Daumenschnalzen, „Du! der wartet auf seine Jungfrau. Meinst nicht, er kann eine Weile warten?“

„Mein’ schon,“ lachte Vefi höhnisch auf, „schau Dir lieber gleich um eine Latern um, bis es heißt! Ablösen.“ Das Paar wechselte höhnische Blicke.

„Warum denn? was habt ihr denn? die Thekla hat mir durch die Liesl sagen lassen, daß ihr so ein Lackel das Fürtuch heruntergetreten hat und daß sie sich nur geschwind wieder zusammenrichtet.“

„Zusammenrichtet!“ brüllte der Kehraus in wilder Lustigkeit, „hörst, Vefi, zusammenrichten thut sie sich. Uih Jeh! —“

Friedln schwoll der Kamm.

„Schau, erbarmen thust Du mich,“ sprach Vefi mit kalter Miene, „und obwohl Du’s nicht um mich verdient hast, so kann ich’s doch nicht seh’n, daß Du so für’n Narren gehalten wirst. Die saubere Thekla ist mit dem Grafen dort den Gang hinabgeschlichen und Du, Esel, stehst derweil Post.“

„Warum nicht gar,“ sagte Friedl, dem das Blut zu

Kopfe stieg, halb ungläubig — „die Thekla — und gar der Graf — das ist erlogen.“

Erlogen? Nun, das Spenzeln und Schönthun haben Gott sei Dank alle Leute gesehen. Eine liebe Thekla hin, und eine schöne Thekla her hat er's geheißen. Ist's nicht wahr, Wastl? — Und wie er über den Bauerntölpel gelacht hat, und über seine langen Rockschöße, und wie dumm er d'rein schaut. Wie sie gemerkt haben, daß ich aufpasse, dann haben sie stat geredet, und das Gewispel und Gelächter ist in Einem fortgegangen. Eine Schande ist es gewesen. Der Graf hat schon Recht gehabt, daß er Dich für dumm anschaut. Die ganz' Hochzeit hat's gemerkt, nur Du nicht. Und dann hat er da hinaus gedeutet, und sie hat mit dem Kopf genickt. Gelt, Kehraus?“

„Du, den Kehraus verbitt' ich mir. Ich schreib mich Sebastian Langlinger. Aber geseh'n hab' ick's, das ist gewiß. Nun, so laß ihm die Freud'. Jetzt steht er auf der Post, ein anderes Mal darf er für die Lücke steh'n.“

„Aber in die Eulenau kommst fein nimmer, das laß Dir gesagt sein. Was so Eine wegwirft, heb' ich nicht auf. Und wenn's Dir wohl thut, daß Du mich so, so kränkst, nun, so laß Dir's schmecken. Es wird Dir schon zu heim kommen,“ sprudelte Vesi mit höhnischem Mitleid.

Friedln überlief es siedend heiß. Der Argwohn, gefoppt zu sein, machte ihn wild und dumm wie ein geschrecktes Pferd. Daß er der Verhöhnte sei, daß ihn Thekla nur an sich gelockt habe, um ihn zum Spott der

ganzen Versammlung zu machen, war selbst eine ausgemachte Sache. Sein eitler, reizbarer Sinn, durch die Hetzereien der Vesi noch mehr aufgestachelt, dürstete in diesem Augenblick nach nichts, als nach Vergeltung. Und ohne Ueberlegung, ohne Untersuchung stürzte er die Treppe hinab.

„Kommt — auf eine Metze paß ich nicht. Geh' mit, Vesi, ich zahl' Dir einen Malaga. Geht nur weiter, zum Sternwirth.“

An der Schlechtigkeit sehr vieler Menschen ist nur die Trägheit und Schwachheit der Andern Schuld. Viel Böses bliebe ungethan, würde es nicht durch Feigheit und unzeitige Connivenz ermuthigt. Das unerwartet gute Gelingen kleiner Listen und Spitzbübereien hat schon gar Manchen zur Ausübung großer verlockt, der bei einer angemessenen Controle ein rechtschaffener Mensch geblieben wäre, und diese Duldung, dieses Durchdiefingerschauen, wovon sich Viele einbilden, es sei Güte, ist nicht viel besser, als die positive Schlechtigkeit selbst.

„Aufgespielt; einen Extra,“ rief Friedl, beim Eintritt in den Saal den Musikanten zu und warf ein Guldenstück auf das Pult. „Wein her und Confekt, eine Schüssel voll. Daß ihr mir fein keine rothe Tyrolerbrühe bringt, sondern einen Malaga — und jetzt laßt es losgeh'n.“

Aller Augen wendeten sich nach diesen Dreien. In Friedln spuckte offenbar ein Sturm. Denn es war gegen alles Herkommen, einen Jungherrn mit einer Andern, als der ihm beigegebenen Jungfrau tanzen zu sehen,

vorab mit der Vefi, die gar nicht verwandt, und nur beisteuernder Gast war. Am meisten aber steckte man die Köpfe über seine seltsame Gesellschaft des Kehraus zusammen, mit welchem wegen seines ausschweifenden Lebenswandels und der vielen Polizeistrafen, in die er schon verfallen war, kein ordentlicher Mensch Gemeinschaft machte.

„Wo ist denn die ehrsame Jungfrau Thekla,“ fragte der Hochzeitlader, auf das Geheiß der Hochzeiterin.

„Die Ehrsame?“ murrte Friedl, „müßt sie suchen. Ich weiß nicht.“

„Sie ist verloren gegangen, mußt sie austrommeln lassen, Hochzeitlader,“ lachte der Kehraus.

„Sie ist in Geschäften, Hochzeitlader, will eine Weile nicht nachgefragt werden, hat vielleicht Magendrücken. Da trink ein Glas Wein, der ist ein guter,“ wisperte Vefi vertraulich.

Auf die Gesundheit der ehrsamen Jungfer, und daß ich bald auf die Hochzeit derselben zu laden habe,“ deklamirte der mit einem Geldstück Bestochene, indem er den dunkeln Wein gierig einzog. „Die Jungfer von Brannenburg wird schon wo sein. Heut zu Tags wird keine mehr gestohlen, und wenn eine verloren geht, kommt's allemal wieder zurück.“ Nachdem er seinen Witz genügend belacht hatte, gab er den Musikanten das Zeichen, und man tanzte, bis der hereinbrechende Abend die Gäste wieder im Hochzeithaus versammelte zur Abdankung.

Thekla saß während diesem den ganzen Nachmittag in dem abgelegenen Zimmer, dessen Thüre sie, nachdem

der Schaden an ihrer Kleidung wieder ausgebessert war, verschlossen gefunden hatte. Wohl hatte sie, während sie nähte, den Schlüssel leise umdrehen hören, aber sie dachte, es sei Friedl, der sie necken wollte, und wartete geduldig. Als sie indessen auf Bitten und Rufen keine Antwort erhielt, als sich nach und nach der Hochzeitlärm in tiefe Stille verwandelt und kein Schritt eines Nachzüglers mehr zu hören war, trachtete sie auf alle Weise, hinauszukommen. Aber die vergitterten Fenster gingen in einen Nebenhof, wohin Niemand kam, und ihr Rufen und Klopfen verhallte ungehört — denn in der Küche, wo das ganze Personal versammelt war, hatte man diese Pause benützt, der Stillung des eigenen Hungers, so wie der Kritik der Schürzen, Tücher, Riegelhauben, die heute zum ersten Mal auftraten, der Mieder, Pelzhauben, und Röcke, die schon bekannt waren, so wie der Blicke, Worte und Gebahren der hervorragendsten Persönlichkeiten obzuliegen. Dort und da war ein Lebenslauf hergenommen und Constellationen über die sich heute machenden künftigen Hochzeiten gestellt, so daß keine Seele daran dachte, dem dumpfen Geräusch nachzufragen, das zuweilen den erzählenden Eifer durchbrach.

„Was wird Friedl denken?“ sagte die arme Thekla, die zwischen Leid und Aerger schwankte — „Was wird die Hochzeiterin denken? — Wer mich nur eingesperrt hat — ob es aus Vorbedacht oder Zufall geschehen ist?“ — solche Zweifel beschäftigten sie während eines ganzen langen Nachmittags. Die Hochzeit kam zurück, die Musik

fing wieder an, um sie her war es schon lange finster geworden, aber Niemand kam in ihre Nähe, und Niemand ließ sich errufen. Jetzt ließ sich ein solenner Tusch vernehmen. Das war das Zeichen zur Abdankung. Dabei zu fehlen, würde das größte Aufsehen erregen. Thekla beschloß nun, die Thüre zu bewältigen, und müßte sie das ganze Haus herbeitrommeln. Aber siehe, die Thüre gab bei dem ersten Versuch nach, als wäre sie gar nicht verschlossen gewesen. Wer den Schlüssel abdrehte, hat ihn wahrscheinlich auch aufgedreht.

Glühend, verstört, und mit beinahe geschwollenen Händen betrat sie den Saal, wo sich Alles zu dem wichtigen Akte der Abdankung vorbereitete. Die Braut, welche von Essen, Trinken, Tanzen und Schwatzen ganz dunkelroth und aufgelaufen war wie ein gebratener Indian, wischte sich zum letzten Male den Mund, mischte Einiges von der Tauchschämel-Miene in ihre Physiognomie und setzte sich neben ihren Bräutigam an das obere Ende des Tisches, wo zwei bunte Taschentücher ausgebreitet waren, auf deren jedem eine blanke Zinnschüssel stand, worein die Hochzeitsgaben geworfen wurden. Die eine für die Braut überwacht die Ehrenmutter, die für den Bräutigam der Ehrenvater. Der Hochzeitslader hält nun die Abdankungsrede, die der Glanzpunkt seines Debüts ist. Der unsere, gegenwärtige war ein langer, dürrer Mann, mit einem kümmerlich blassen Gesicht. Er war nämlich ein Schneider, was fast alle Hochzeitlader sind. Aber die Nase darin hätte auch in dem

Gesichte eines Prälaten oder sonstigen Großwürdenträgers Figur gemacht, so groß, so kühn gebogen, so scharf gespalten war sie. Auch leuchtete sie in Folge gar vieler Ehrentrünke, die aber bloß die Nase erleuchteten, aus dem blassen Gesichte, wie ein Meteor am bleichen Nachthimmel. Dieses Gesicht trug den Stempel höchster geistiger Spannung. Den Hut hatte er in der Trunkenheit des Moments der Seite nach aufgesetzt, so daß die roth und blauen Bänder ihm auf die Achsel herabflatterten, und so sprach er denn die Versammlung, die lautlos zuhörte, vernehmlich genug an, um am äußersten Ende des Dorfes vernommen zu werden, wobei er die Hände gefaltet hatte wie zum Gebet, und am Schluß jeden Satzes mit seiner Kinnlade einen Ruck machte, der nicht nur das Gesicht, sondern den ganzen Schneider aus Fugen und Angeln zu heben drohte.

Zuerst fing er an mit dem Warum und Weil aller Hochzeiten, stellte die allererste des Paradieses zum Muster auf, kam dann mit einem Sprung auf die Hochzeit zu Canaan, gab ein kleines Programm ihrer Freuden und Pracht, hing einige Personalien der gegenwärtigen an und schloß also in fliegender, eintöniger Rede:

Da nun Alles schön und friedlich abgegangen ist, daß die Engel im Himmel ihre Freude daran haben und gern selber Hochzeit halten möchten, wenn im Himmel Frauenzimmer zugelassen würden (was aber nicht geschieht, denn sie können das Maul nicht halten), weil nun Alles so schön und friedlich abgegangen, sag'

ich, so läßt das hochgeöhrte Brautpaar durch mich den geschätzten Hochzeitgästen seinen Dank abstatten. Musikanten, einen Tusch, einen klassischen.

Wertheste Gäste, woll'n wir zu Ehren
Der Jungfer Hochzeiterin Etwas verehren.
Ein Bissel was zu einer Wiegen,
Das Kind d'rein wird sie schon selber kriegen.
Oder zu einem Mußpfandl,
Oder zu einem Rockenbandl.
Geschwinde in den Sack gegriffen,
Es wird dazu recht schön gepfiffen,
Am Tische steht ein Schüsselein,
Das muß gar bald gefüllet sein. (Musikanten Tusch.)

Mit innigster Freude und Dankbarkeit erkennet das hochgeöhrte Brautpaar die hohe Ehre an, die ihm durch die Gegenwart des Herrn Sekretär anstatt Ihro Gnaden, dem Herrn Grafen, erwiesen worden ist.

Macht auf, ihr Musikanten, der gnädige Herr,
Schickt uns den Herrn Sekretär. (Tusch.)

Herr Joseph Pauscher, Bräu von Prutting, Schwieger und Gevattersmann des Brautpaars.

Mit Ehren Vater und Schwiegervater,
Und noch dazu der Herr Gevatter.

Der Genannte war ganz beschämt ob seiner vielen Qualitäten und bedankte sich bestens.

Herr Fridolin Mannhart, Geißelmüllerssohn, von Neubeuren als erster Jungherr.

Schön dankt das Brautpaar dem Brautführer fein,
Möcht' wohl gern selber bald Bräutigam sein. (Tusch.)

Jungfer Thekla Lottner, Wirthstochter von Brannenburg, erste Kränzeljungfer.

Es dankt das Brautpaar lobesan
Der Junfer, die das Kränzel spann,
Legt sie es ab mit Ehren,
Kanns Keiner ihr verwehren. (Tusch.)

Als Thekla, so aufgerufen, ihre Gaben in die Schüssel warf, war es ihr, als ob sich während des Tusches ein quikſendes Pfeifen, wie man hervorbringt, wenn man mit zwei Fingern den Mund sperrt, hören ließe. Aber bei dem Lärm der Musikanten und den Namen der nach ihr Gerufenen war sie nicht ganz gewiß, von welcher Seite es herkam.

Auf diese Weise liest der Hochzeitlader die Namen aller Gäste mit irgend einem Sprüchlein ab, das Lächeln oder Gelächter erregt. Feierlich nahen sie sich dem Tische, legen die Gaben in die Schüsseln, hierauf reicht ihnen der Bräutigam den mit Bändern und Rosmarin gezierten Krug mit Bier, und die Braut einen Bissen Brod, das sie neben sich auf einem Teller liegen hat, der genau so viele Stücklein Brod enthält, als tributpflichtige Gäste da sind, damit keiner mit seinen Thalern die Opferschüssel schwänze. Dieser Teller ist eine Art gebackene Namensliste und Musterrolle.

Die Braut dankt einem jeden Schenkenden mit Worten, fügt diesen aber noch einige mimische Danksagungsformulare bei, je nach dem Werth der Gabe. Bei einem Thaler zwinkert sie mit den Augen, als ob sie die Thränen

zurückdrängen wollte. Ein Dukaten verzieht ihr das ganze Gesicht; auf eine Carolin gehört sich ganz unzweifelhaftes Schluchzen, Tuch vor die Augen halten und ähnliche unzweideutige Rührungszeichen. Noch höhere Gaben können nicht wohl ohne Convulsionen und histerische Zuckungen angenommen werden. Meist wird die Schüssel über die Hälfte voll Silber, und man kann annehmen, was die Braut dafür zu leisten hat.

Ist die Abdankung vorüber, dann kommt der Ehrentanz, und hiemit sind die speciellen Leistungen des Brautpaars beschlossen. Der Hochzeitlader, bei dem der innere Drang das geistige Quecksilber schon bis über die Linie getrieben hat, dreht seinen Hut, daß die Bänder einen förmlichen roth und blauen Regen bilden und ruft den Musikanten zu: Alloh! aufgemacht ihr Faullenzer, den Ehrentanz für die Jungfer Hochzeiterin. Den Ehrentanz. Geschwind da ist's Trinkgeld.

Alles macht sich herbei, dieses Debüt der Hochzeiterin mit anzuschauen. Die Musikanten spielen auf. Die Gäste bilden einen Kreis, in dem das Paar sich herumdreht, langsam und feierlich. Sie sind kaum zweimal herum, bricht die Musik in einen fürchterlich mißlautenden Tusch aus. Die Instrumente schweigen.

„Halt aus — was ist los — es geht nicht — warum geht's denn nicht? — Juchhe Hochzeiterin! wo fehlt's denn? — Die Schuh' sind halt nicht recht gemacht. — Nein, laßt's schauen, ob's nicht am Strumpfband fehlt — sie hat sich heut beim Aufstehen vor Freude den Fuß

ausgesprungen — oder hat sich vielleicht den Pantoffel zu schwer machen lassen — laßt uns schauen — so was muß untersucht werden — kurz, es geht nicht, es geht nicht —“ jubelten die Bursche.

Unter Geschrei und Gelächter und Neckereien aller Art wird nun der Braut der Raum versperrt, bis sie in die Tasche langt und einige Sechser auf den Boden streut für die Musik.

„Alloh, jetzt gescheidterweis, Ihr Leimsieder da oben, sonst stülp' ich Euch Eure Trompeten auf die Köpfe und schmier' Euch Eure Pfeifen mit Vogelleim. Den Ehrentanz für die Hochzeiterin, und richtsinnig.“

Der Tanz beginnt wieder, allein kaum haben sie ein paarmal herumgetanzt, so löscht die Musik wieder in einem grauslichen Heulen aus. Die Pfeifen quiksen, die Trompete gellt, der Pombarton schnurrt.

Ja, geht es schon wieder nicht — Hochzeiterin, das ist nicht mehr sauber — wo's nun schon wieder fehlt. —

Neue Neckereien, neues Gelächter, neue Spendung. Dieses wiederholt sich so oft, bis sich die habsüchtigen Musikanten nach Maßgabe der Vermöglichkeit der Braut für befriedigt halten. Dann endigt sie ihren Tanz ruhig und vergnügt.

„Aufgespielt Musikanten, den Ehrentanz für die erste Kranzeljungfer.“

Thekla hatte schon lange bange vor diesem Ehrentanz. Seit sie im Saale war, hatte sie noch kein Wort mit Friedl'n sprechen können, um ihn über ihr seltsames

Verschwinden aufzuklären und ihn zu fragen, warum er sie nicht da aufgesucht habe, wo er sie vermuthen konnte. Vesi an einer Seite, Wastl'n an der andern, saß er in der Mitte von einigen Burschen, die keine Hochzeitsgäste, sondern sogenannte Nachgeher und Freunde und Genossen des Wastl waren. Friedl glühte, er hatte viel getrunken, das zeigte sich in seinem Wesen. Thekla sah er mit keinem Auge an und schien ganz vertieft in die Unterhaltung seiner Gesellschaft, so daß der Hochzeitlader ihn zweimal rufen mußte. Vesi stieß ihn an, und endlich erhob er sich mit einer solchen Miene des Widerwillens und der Verdrießlichkeit, daß Thekla wünschte, sie wäre weit, weit weg von hier. Sie fühlte, daß etwas gegen sie im Werke war, was es aber war, von wem es ausging, und wie sie ihm begegnen sollte, dazu war sie zu verstört, zu geängstet, um es zu erkennen. Sie überließ sich den Umständen.

Der Tanz begann. Schnöde, fast verächtlich nahm Friedl sie in den Arm. Sie sah und hörte nicht, nur die funkelnden Augen Vesi's, die sich in den Kreis drängte, und ihr Zischeln verlor sie nicht aus dem Gesicht.

Jetzt erfolgte der Tusch. „Es geht da auch nicht, es geht nicht — wo fehlt's denn bei der Brannenburger Thekla?“ — neckten die fröhlichen Bursche.

„Was da fehlt? — da fehlt gar viel, was ich nicht gut machen mag. Mit — so einer kann tanzen wer etwa noch mag,“ sprach Friedl und schleuderte Thekla von sich,

daß sie weit in den Menschenknäuel hineinflog, und ergriff die nahestehende Vefi, um mit ihr zu walzen.

Das war zu sehr gegen den hochzeitlichen Coder gesündigt, um ungeahnt zu passiren. Einer schrie dorthin, ein Anderer schrie dahin, die Einen schlugen auf die Tische, die Andern stiegen selbst hinauf, die Musik schwieg und Alles schwatzte, schrie und agirte durcheinander. Die schwitzende, aufgelaufene Braut, welche, alle Leistungen nun hinter ihr, hinter einer vollen Schüssel ausrastete, nahm sich der Thekla an, welche durch den Fall an die Orchesterlehne Riegelhaube und Kranz verloren und sich an der Stirne verwundet hatte, daß das Blut herunterströmte. Sie kanzelte den Hochzeitlader ab, der so einen Friedensbruch, so ein Abweichen alten Herkommens geschehen ließ, welcher ihre Hochzeit für alle Zeiten beschändelte. Der Hochzeitlader fuhr Friedl'n nach und hieß ihn nach Brauch und Sitte seine Jungfer nehmen. Während dieser Friedl'n nachhüpfte, drehte ihm der Kehraus den Hut nach Vornen, so daß er den Bänderstrom in's Gesicht bekam und bei jedem Wort einige Ellen verschluckte.

Friedl, der viel getrunken, sich viel geärgert und viel geschwatzt hatte, war schon längst über die Grenze der Besonnenheit gekommen. Er vertheidigte sich so hitzig und so grob, als die Andern auf ihn einzankten, daß sich die älteren Männer dareinlegten und Friede geboten. Friedl stritt immer heftiger und schrie immer lauter, so daß keiner vor ihm zu Wort kommen konnte.

„Und wenn Du nochmal des Geißelmüllers Friedl bist, so mußt Du jetzt doch hinaus.“ Mit diesen Worten ergriff ihn der Ehrenvater, der stämmige Bräu von Aschau, beim Kragen, drehte ihn zur Thür hin und warf ihn hinaus.

„So ist's recht,“ jauchzte der Kehraus, dessen gläserne, sackigte Augen und aufgetriebenes Gesicht genugsam seinen Zustand erklärte. „Raufen wir Eines, daß in bissel Leben in's Werk kommt.“ Wie der Blitz hatte er einen Stuhlfuß ausgedreht und schlug damit den Ehrenvater, welcher sich an die Thüre stemmte, die Friedl aufstoßen wollte. Er hatte ein Bein getroffen, daß der große Mann der Länge nach in der Stube lag. Friedl stieg über ihn herein und fuhr auf den Hochzeitlader los, welchem er den Hut bis über die Nase hinunter drückte. Jetzt wurde die Schlägerei allgemein. Der Kehraus gesellte sich zu Friedl und rief die Bursche zu sich. Bierkrüge flogen, Stühle wurden geschwungen, die Lichter ausgelöscht, die Weiber kreischten, und als wirklich Blut geflossen war, kamen die Gensd'armen und führten die Hauptstreiter in das Landgerichtsgefängniß.

Trübe und matt legte Thekla am andern Morgen ihren Hochzeitsstaat in Kästen und Schränke, und meinte, wenn sie ihr Herz nur auch dazu niederlegen dürfte, das ihr so schwer, so schwer im Busen hing.

Zwischen ihr und Friedl war Alles aus. Sie, die Unschuldige, hat er beleidigt und beschimpft, die noch keinen falschen Gedanken gegen ihn gehegt hatte. Aber

auch das wollte sie ihm vergeben, von Herzen, nur daß er auf seine Eltern Schmach und Schande bringt, sich ganz auf die schlechte Seite legt, das bringt sie auf immer aus einander.

Die täglichen Geschäfte kamen sie schwer an, sie mußte ihre Sinne, die noch immer auf die Erlebnisse der letzten Tage gerichtet waren, mit Gewalt in die Gegenwart zwingen. An Schüsseln und Schlüssel, an Flachs und Erdäpfel mußte sie denken, auf der Mutter kleinliche Klagen merken, die ihr die Ungeduld abpreßte, und auf jeden Schwatz der Nachbarin hören, wenn sie für drei Kreuzer Anis holte, während sie sich am liebsten in die tiefste Einsamkeit begraben und da sich recht satt und genug geweint hätte. Zu ihrer eigenen Qual mußte sie den Hochzeitstag immer und immer auf's Neue in Gedanken durchleben, ohne daß dadurch sich auch nur ein Stachel daran abstumpfte.

Und kam erst der Abend und mit ihm die Gäste, dann mußte sie freundlich sein, auf leichtfertige Gespräche hören und antworten, und wohl gar sich bei einem Walzer, den Einer auf der Zither spielte, mit herumdrehen, wo sie am liebsten ihren eigenen Grabgesang gehört hätte. Denn wie lieb sie Friedl im innersten Herzen hatte, das kam ihr erst jetzt recht zu Sinne.

Thekla saß in der einsamen Wirthsstube, in welcher kein einziger Gast und eine Stille war, daß man das Picken der Uhr, das Summen einer verspäteten Fliege hörte, trotz dem Schnurren ihres Rades. Das Herz war

ihr so voll, der Kopf so schwer, daß sie es nicht mehr in der Stube litt. Sie henkelte die Schlüssel ab, band das Tuch, das sie um ihren Kopf geschlungen hatte, los und ging in's Freie, dem Kirchhofe zu, wohin sie die Euglbäuerin begraben hatten, denn sie war richtig in derselben Stunde gestorben, wo Thekla mit der Miedl bei der Muttergottes auf der Wies zusammengetroffen war.

Viele werden nun glauben, Thekla zürnte der Muttergottes, welche in ihr so lebhafte Hoffnungen erregt hatte, die so grausam getäuscht wurden. Aber die irren sich. Thekla fühlte wohl die ganze Größe ihres Schmerzes, den Umfang ihres Aufgebens, den Verlust eines Herzens, das ihr das Einzige war in der Welt, denn sie hatte nicht Vater, nicht Mutter, an deren Brust sie das zerrissene Gefühl betten und hinausweinen konnte. Sie war eine Waise, hatte nie gefühlt, wie wohl warme Mutterliebe thut. Ihre Erzieherin, die Wirthin — sie war wohl eine gute Pflegemutter, aber auf die Bedürfnisse der Liebe verstand sie sich nicht. Ach! und wie nöthig ist uns in den Stunden der Trübsal ein warmes Mitgefühl, wie weich fließen die Thränen, die man an der Brust einer guten Mutter weinen kann. In allen Fällen, die ihr Herz beschwerten, war sie gewohnt, ihre Blicke nach der Mühle da drüben zu richten. Jetzt war diese für sie nicht mehr da. — Aber Thekla war zu fromm, um zu murren. Sie wollte diese Prüfung mit Ergebung hinnehmen, und Gott nur bitten, sie ihr tragen zu helfen. Sie kniete an den Hügel der armen Euglin hin, um ihr ein frommes

Vaterunser zu beten. Mechanisch las sie die schlecht geschriebenen Verse auf dem roh geschnitzten schwarzen Kreuz auf seinen Häupten:

Wie wohl ist mir,
Daß ich allhier
Mein' Ruhstatt hab' gefunden,
All' Traurigkeit
Und Herzeleid
Mit Sterben überwunden.

Mechanisch sprach sie die Worte nach: Mit Sterben überwunden! — Das wäre wohl für sie das Beste in dieser großen, weiten, einsamen Welt. Die Welt vor ihr dehnte sich in ihren verschwimmenden Blicken zur Unendlichkeit aus. Sie legte das Gesicht in ihre Hände und weinte lang und bitterlich.

„Was soll ich mit dem Ringelein thun,
Das ich nicht tragen darf?"
„„Thu's in Dein Kisten Kasten,
Laß ruhen und laß rasten
Bis an den jüngsten Tag.""

Eine kleine halbe Stunde weit von der Eulenau ist das Dorf Reddenfelden, dessen letztes Haus, am Ende gegen Pang zu, trotz seiner Winzigkeit Anspruch auf Zierlichkeit, wenn nicht auf Eleganz machte. Die winzigen Fenster prahlten mit Musselinvorhängen, hinter diesen standen dichtstockige Pelargonien. Das winzige Gärt-

chen daneben hatte einen Staketenzaun, ein noch winzigeres springendes Wasser drinnen, und die kleinen, äußerst sauber gehaltenen Beete prangten mit grünen Stäben, worauf Glaskugeln glänzten. Eine Blumenstelle hatte anstatt gemeiner Töpferscherben ihre Blumen in lauter glasirten Türkenköpfen und Blumenkörben, und das Taubenhaus hatte ein chinesisches Dach.

Rückwärts im Grasgarten stand hinter dem dichten Haselbusch ein Paar, das sich nothdürftig vor dem leise aber stetig herabströmenden Regen durch den Regenschirm schützte, welchen der Mann über beide hielt und dringlich in die Frauensperson hineinsprach.

„Mach Deine Sache gescheidt, und mach's g'nöthig, sag ich Dir, und merk', was ich Dir gesagt habe, Vef'."

„Wenn er aber doch nicht kommt?" erwiederte Vefi mißwillig, „viel gescheidter wär's, ich führe mit dem Stellwagen hinein, da hätt' ich ihn für mich allein, thät ihm Niemand was einreden — viel gescheidter wär's."

Du verstehst das halt nicht," eiferte der Mann ungeduldig, „erstens, wenn Du Dich in der Kaserne blicken läßt, wirst Du fortgeschafft, dann zweitens muß der Friedl dem Alten ein wenig um den Bart gehen, kommen sie ein wenig über einander, und hat der Alte einen Aerger — schadet auch nichts — wird schon wieder herumkommen — der Alte hält nimmer lange — der gefällt mir nicht mehr — der, wirst sehen, der geht auf die letzten Füße — und deßhalb muß es biegen oder brechen. Die Mühle muß er doch dem Friedl lassen — das hab'

ich ihm neulich auch gesagt — er will nichts vom Sterben wissen — und kann doch halbe Tage nicht von seinem ledernen Canapee. Und was hat der Mann für eine Ungeduld! weil er nicht mehr fort kann wie sonst! Hab' mich dieser Tag' einen ganzen Abend hingesetzt und ihm von lauter Sterbefällen erzählt von Leuten, die stärker und jünger waren, als er — will nichts wissen — hab' ihm meinen Lebenstrank angerathen, schlagt nichts ein, will nichts wissen — so soll er denn einen Aerger haben, vielleicht kurirt ihn das — und was Dich betrifft, Vefi, schief müßt' es gehen, wenn Du nicht vor Lichtmeß noch Müllerin bist. Aber folgen mußt mir, folgen, sonst laß ich Dich laufen."

„So? Da lauf' ich halt gleich auf's Pfarramt und —" sagte sie patzig.

„Bist still, willst still sein!" warnte ängstlich der Mann, „was Du für ein muckisches Ding wirst! Kein Wort darf man mehr sagen, ich meine Dir's ja zu gut — mach' nur Deine Sache gescheidt und komm bald wieder heim. Ich muß jetzt gehen, ich spür' schon wieder meinen Rheumatismus."

Der Mann stieg über den Stiegel und ging die Straße hinab, Vefi ging dem Hause zu, aus dem heller Lichtschein auf den nassen Rasen fiel und helle, scharfe Mädchenstimmen eine der alten schaurigen, originellen Volksweisen sangen:

„Ich wart' halt auf den Vater mein,
„Die Weg' bei Nacht, die sind nicht fein,"
„„Du lügst, du lügst, du Pfaffenmagd,
„„Du wart'st auf einen, der d'Kutten tragt.""
„Der Teufel sprach's —"

Die Worte endigten in einen gellenden Schrei sämmtlicher Sängerinnen.

Vesi klopfte nämlich ans Fenster, daß die Scheiben zitterten. Ein altes Weib kam an die Thüre und öffnete, als sie hörte, wer hinein verlangte. Ungeduldig trat Vesi in die Stube, wo um einen Tisch drei bis vier pralle, dicke rothbackige Mädchen saßen, die eifrig nähten. Auf dem Tisch brannte eine Talgkerze und beleuchtete eine Masse von Seide, Steifleinwand, Fischbein und Papierpatronen.

„Hast Du uns nicht erschreckt," riefen sie ihr halb lachend, halb unwillig entgegen, „hast nicht ans Fenster geschlagen, wie der Gottseibeiuns."

„Habt so geschrieen, wie die Vögel im Beerenbusch. Hab' dreimal angeklopft, habt mich nicht gehört. Grüß Gott beisammen."

„Grüß Gott auch. Was bringt denn Dich noch so spät herüber, und in einem Wetter, wo man keinen armen Hund hinausjagt?" fragte die Meisterin der Mädchen, die blasse, verwachsene Walburg.

„Was ich will? nach meinem Mieder will ich fragen. Brauch's auf die Neubeurer Kirchweih."

„Allsomein! auf die Kirchweih gehst! Aber das Mieder laß Dir nur vergeh'n, Du hast Mieder genug in Deiner Truhe, und ich weiß vor Arbeit nicht aus noch

ein. Das ist der Scheitler Kathi von Pang ihre Ausfertigung, und wenn ich zehn Hände hätte, wüßte ich auch, wohin damit.“

„So, die Kathi heirathet? Hab' schon gehört, Einen von den Zollschützen. Und die kriegt all das Gewand?“

„All das Gewand, und das Brautkleid von Atlas.“

„Atlas! gibt's noch was Schöneres als Atlas?“

„Ja, gibt schon noch schwerere Zeuge.“

„So, da laß Dir nur nächstens Muster verschreiben, so schön und theuer sie zu haben sind, — für mein Brautkleid.“

„So, allsomein! ist's schon so weit — glaub's aber nicht recht,“ meinte die Walburg, „wenn Du den Friedl im Sinn hast, mit dem wird's nichts, so lang der Müller lebt.“

„Gut, daß halt die Leut' nicht ewig leben,“ sprach Vesi mit kaltem Hohn. — „Sei's wie's sei — mach Dich nur fertig, daß auf Lichtmeß Alles für mich genäht ist, darfst Dir schon noch ein etliche Nähterinnen einstellen.“

„An dem soll's nicht fehlen, wenn sonst nichts fehlt.“

Vesi, unsere alte Bekannte, war, seit wir sie verlassen haben, dicker, ihre Wangen waren dunkler und ihr Humor noch etwas heftiger geworden, als er war. Sie schien mit einer beständigen übeln Laune zu kämpfen und wurde ihrer nicht immer Herr. In diesem Sinn forderte sie denn Walburg auf, mit ihr in die obere Stube zu gehen, da sie mit ihr etwas zu reden habe. „Leg' den Plunder weg und komm' mit,“ sagte sie wegwerfend.

„Mußt jetzt schon warten, bis ich das Mieder da hergerichtet hab, sonst müßten meine Mädeln derweil feiern.“

„Eßt mit uns einen Leberknödel,“ sprach die schmeichelnde, alte Mutter, welche am Ofen das Nachtessen bereitete, um die üppige und freigebige Kundin bei guter Laune zu erhalten.

„Leberknödel! beim bloßen Drandenken thät's mich brechen. Da, holt lieber ein etliche Maas Bier.“

„Geh', Alisi, nimm dort den Krug und spring,“ sagte die alte zu einem vierzehnjährigen Burschen, ihrem Ziehsohn, der faul auf der Ofenbank lag. Vefi ließ ein Stück Geld über den Tisch springen, und bald schäumten einige Krüge voll Bier auf dem Tisch.

„Singt mir derweil was, bis die Burgel fertig ist,“ sprach Vefi, gelangweilt mit dem Deckel ihres Kruges spielend, es schien, als ob ihr ihre eigenen Gedanken lästig wären.

„Ja,“ sagte der Alisi feurig, „habt ja das vorige Lied nicht ausgesungen, wie der Teufel die Pfarrerköchin in ein Roß verwandelt und mit ihm über Stock und Stein zum Schmied zugaloppirt. Der soll's beschlagen. Das war aber ihr Vater. Da sagt das Pferd:

O Vater, du schlagst viel zu g'schwind,
O Vater, du beschlagst dein eigen Kind.
Sollt' ich mein eig'nes Kind beschlag'n,
So will ich's Gott im Himmel klag'n.

„Halt das Maul mit Deinem dummen Sang,“ unterbrach ihn zornig Vefi. „Singt mir mein Leiblied, das

von der Jüdin, trinkt erst noch einmal, daß auch die Kehlen glatt werden.“ Die Mädchen sangen voll und grell:

Es war einmal eine Jüdin,
Ein wunderreiches Weib,
Sie hatt' eine einzige Tochter,
Ihr Haar war schön geflochten,
Zum Tanz war sie bereit. Zum Tanz war sie bereit.

Ach bester, bester Schreiber,
Wie hab' ich Sie so lieb.
Ach beste, beste Jüdin,
Das kann ja gar nicht sein,
Wenn Sie sich lassen täufen,
Susanna soll'n Sie heißen,
Ganz mein eigen soll'n Sie sein. Ganz mein eigen 2c.

Ach bester, bester Schreiber,
Das kann ja gar nicht sein,
Eh' ich mich lasse täufen
Viel lieber thu' ich mich ersäufen
In's tiefste Meer hinein. In's tiefste 2c.

Ach beste, beste Jüdin,
Das mußt Du gar nicht thun,
Ehe Du Dich thust ersäufen,
Viel lieber läßt Du Dich täufen.
Gleich Frau Schreiberin sollst Du sein. Gleich Frau 2c.

Ach bester, bester Schreiber,
So schreib meiner Mutter einen Brief,
Schreib mich und Dich zusammen,
Zusammen in Gottes Namen,
Daß ich eine Christin bin. Daß ich eine 2c.

„Das ist einmal ein schöner Sang,“ sprach Vefi, welche, die Arme auf den Tisch gelegt, aufmerksam zu=

gehört hatte, „Frau Schreiberin — das lautet nicht so übel, das möcht ich schon auch werden.“

„Da wärst was Rechts,“ sagte die Walburg, „da sollte Dir Dein Fett bald vergehen, die haben oft nichts zu brechen und nichts zu beißen.“

„Ja, schaut nur die Arme an, den Hals, die Backen, g'rad wie die Ruschlbräuin.“

„Ja, schon wahr, aber gut schaust doch eigentlich nicht aus,“ sagte die Walburg vielsinnig. „Bist so blau um die Augen, und neulich in der Kirche hast Du Dich einmal um's anderemal verfärbt. Wie lang ist denn, daß der Friedl z' München beim Militär ist?“

„Was? warum nicht gar verfärbt,“ antwortete Vefi, auf deren Gesicht eine flüchtige Röthe aufstieg, „ist mir eine Weile schon nicht ganz gut. Hab' so viel Birn gegessen. Vergeht schon wieder.“

„Freilich vergeht so was wieder, bist heiratheſt. Gib nur Acht, daß es Dir nicht geht, wie demselben Madl, das in die Brombeer gegangen ist. Wie heißt's in selbem Sangel, Mädeln?“

Die Nähterinnen fielen gellend und lachend ein:

Es stand wohl an ein halbes Jahr,
Die Brombeer wurden groß,
Es stand wohl an dreiviertel Jahr,
Ein Kind hat's auf dem Schooß.

„Ihr kommt mir geschlichen mit euren Dummheiten,“ dräute Vefi, mit trutziger Stirne, „jetzt geh' herauf, der Wasch, der müde da, ist mir zuwider.“

Walburg legte widerwillig die Arbeit nieder, nahm aber doch ein Licht und zündete die schmale, steile Stiege hinauf, die neben dem ungeheuren Ofen in die Oberstube führte.

Die Putzstube der Walburg war nicht größer, als es das Häuschen zuließ, und vollgeräumt von Betten, Geräthe und Geschirr, wie ein Magazin. Vesi, die sich hier kaum umdrehen konnte, setzte sich sogleich auf das nächste Bett, rücksichtslos auf seine falbelnden Decken.

„Such' nur gleich Feder und Papier her," herrschte sie der Walburg zu, „Du mußt mir an den Friedl schreiben, daß er kommt, gewiß kommt, und gleich kommt. Recht aufbieten mußt Du ihm und recht g'nöthig mußt es machen. Du kannst die Worte schon setzen. Erfinde nur was, und geh' gleich d'ran, denn ich will den Brief mitnehmen."

„So, so, ist's um diese Zeit! Nun, ich hab' es ja gedacht. Aber Vesi, ist das recht?" fragte die Walburg, mit ihren schlauen Augen an ihr hinab streifend.

„O was, recht oder nicht recht, heirathen muß er mich doch. Ich weiß, warum."

„Ich weiß schon auch. Du meinst, weil er den Jäger erschossen hat. Das ist ein alter Schnee. Es verlautet aber auch, daß er den Jäger nicht zufällig erschossen hat, und auch warum. Geht er öffentlich mit Dir, will er Dich heirathen, dann kriegt jenes Gerücht einen Halt, und es könnt' wohl sein, daß das Landgericht auch noch was d'rein redete. Laß Dich warnen. Ich war

neulich bei dem Assessor seiner Schwester auf der Stöhr, und da hab' ich ein Vögerl pfeifen hören. Nimm Dich in Acht. Nimm Dich in Acht, daß Du Dein keckes Spiel nicht verlierst."

„Zu verlieren ist gar nichts, aber wohl zu gewinnen, eine Mühle und einen Mann dazu. Der Friedl kann nicht von mir. Er hat mir den Kreittner erschossen, d. h. er hat mein Bübel vaterlos gemacht, und Gott und die Höll' sollten ihm gnädig sein, wenn er umsattelte — Also das laß ruhen und merk' auf, was ich Dir sag'. Vorerst aber lange nach der Karte."

Die Näherinnen in jener Gegend sind sehr einflußreiche Personen. Da sie in vielerlei Häuser kommen, so erwerben sie sich in den fremden Haushalten eine gewisse Lebenspraxis, so wie sie auch von Allem Kenntniß haben, was sich in der Landschaft begibt. Sie sind die Vertrauten, die Sekretärinnen, die Rathgeberinnen und Vermittlerinnen, und nicht selten auch Kupplerinnen, der größeren Zahl ihrer Kunden. Ist Eine klug und zu rechter Zeit verschwiegen, so kann sie sich mit diesem Nebenverdienst eine größere Einnahme schaffen, als mit ihrer Näherei.

Walburg holte ein Kartenspiel her von der Tellerrahme und fing an sie bedächtig und nach einer gewissen Methode vor der begierig lauschenden Vefi auszulegen.

„Hm," sprach sie nach einigem Sinnen, „der Eichelober hat Dich gewaltig im Garn, und eine andere falsche Person. — Der Grünneuner, das Weinblatt, liegt immer

bei dem Herzzehner. Will sagen, daß es mit der Heirath schlecht aussieht. — Da ist ein hartes Warten auf einen Brief aus weiter Ferne — Der Friedl — es darf Dich nicht verdrießen, aber er steht immer bei einer vornehmen Frau — Du lachst? Ja, ja, mit Herzensfreuden noch dazu."

„O je, das liegt mir nicht auf; wenn ich sonst keinen Kummer hätte! Eine vornehme Frau! Mach' nur jetzt das ander G'spiel, das mit den fünf Karten."

Walburg mischte auf's Neue, und legte Häufchen.

Für Dich — für den Friedl — für's Haus — was gewiß ist, und was kommen wird.

„Für Dich — da schau' selbst, der Schell'nsiebner — Du weißt, was er bedeutet —"

Vefi schlug zornig die Karten zurück, „für den Friedl — seine Gedanken sind bei einer Frauensperson — magst sagen, was Du willst — Verdruß — eine Gesellschaft — für's Haus — Kreuz, Verdruß, ein Todtenfall — o, sei still — freue Dich nicht zu früh — Was gewiß ist — hm —" — „Nun, was ist denn so gewiß, daß Du ein Gesicht machst bis auf die Tischplatte herunter, was bedeuten denn die zwei da bei Herzober?" — „Die bedeuten Gerichtsdiener — und die Schelle da, das sind Ketten, und was kommen wird, da, Eichelaß, Eichelzehner, Eichelacht und Eichelunter. Unglück, und nichts wie Unglück. Wenn das Alles wahr wird, und meine Karte hat mich noch nicht sitzen lassen — dann neid' ich Dich nicht. Schau', die Gerichtsdiener und die Schellen deu=

ten auf das, was ich bei der Assessorin gehört habe. Laß Dich warnen, schreib' den Friedl nicht herunter. Es geht nicht gut."

„Jetzt g'rad, der Todesfall hilft mir wieder auf," rief Vesi, lustig die Hände reibend, „für den Friedl ist keine Gefahr. Mehr sag' ich nicht, und wenn sie ihn auch ein Bissel kreuzigen, so ist er mir desto anhänglicher, wenn ich ihm d'raushelfe. Jetzt schreib nur. Gib mir das Eichelaß, den Todesfall, und da hast ein Guldenstück, kauf' Dir eine andere Karte dafür."

Willfährig bereitete sich Walburg zum Schreiben, und nach nicht gar langer Zeit war der Brief fix und fertig. Da Vesi aber so wenig lesen als schreiben konnte, mußte ihn die blasse Walburg vorlesen.

Herzliebster Friedl!

Ich bin, Gott sei Dank, recht wohl auf, und hoffe, daß Du es auch bist. Meine einzige Sehnsucht ist, meinen herztausenden Schatz wieder einmal zu sehen, bei Tag und bei Nacht, im Schlafen und im Wachen. Deßhalb thue ich Dir zu wissen, herzliebster Friedl, daß ich es nicht länger aushalten kann, und kämest Du nicht bald auf hieher, so reisete ich hinein zu Dir. Ich und das kleine Bübel haben halt Niemand auf der Welt, als Dich, deßhalb darfst Du uns nicht verlassen. Ich habe schon oft meine Gedanken gehabt, ob es nicht besser wäre für uns Beide, wenn wir im Inn lägen, da Alles in der Welt so falsch und unzuverläßig ist. Aber der Friedl verläßt Dich nicht, denke ich wie-

der und bin wohlgemuth. Ich hab' Dir was recht Wichtiges zu sagen und komme ja gewiß auf die Kirchweih. Kommst Du nicht zu mir, so komme ich zu Dir, so gewiß und wahrhaftig als ich bin Deine getreue Genovefa.

Laß Neider neiden und Hasser hassen,
Was Gott mir gibt, muß man mir lassen,
Hab' ich nur Dein getreues Herz,
So frag' ich nichts nach Pein und Schmerz.

All' enk Nachbarsleuten,
Hab' ich anzudeuten,
Daß am Sunta Kirtha bei uns ist.
Und jetzt macht's uur lüfti,
Daß mich macht's net gifti,
Ich erweiß mich net vor lauter G'riß (Eile).

Den ganzen Sommer über hatte es geregnet, als könnte es sich gar kein Genüge thun. Tagelang, wochenlang strömte es herunter ohne Unterbrechung, daß man glauben mußte, der Himmel habe einen gefährlichen Leck bekommen und könnte kein Wasser mehr halten. Wurde der Leck nothdürftig verstopft, und gab es je einen heitern Tag, so stach auch des Morgens die Sonne so heiß, zogen am Mittag solche schwere, schwarzgraue Wolken herauf, und regnete es am Abend in solchen Strömen, als wollte es einbringen, was diese Tage versäumt worden war, und man sich sagen mußte, die Flickerei da oben hat wieder nicht Stich gehalten. Das

Getreide faulte auf den Feldern, so wie das Heu auf den Wiesen, das Obst wurde nicht reif. Am übelsten aber befanden sich die Wirthe. Ihr Bier blieb ungetrunken, ihre Würste ungegessen, und um aufzuräumen, mußten sie das Meiste selbst genießen.

Die Neubeurer Kirchweih endlich brachte Aussicht auf schöne Tage und viele Gäste, indem es wunderbarer Weise schon seit dem Donnerstag nicht mehr geregnet hatte, und sonach alle Wahrscheinlichkeit vorhanden war, die grundlosen Straßen würden so weit austrocknen, daß man nicht in ihnen versinke.

Auf der Geißelmühle prangte Alles in Erwartung der Gäste. Das Salettl war ausgestäubt, [und voll gedeckter Tische, und für so viel Gäste hergerichtet, daß der blecherne Hahn auf seinem Dache sich zweifelhaft drehte und so mißliebig ob dieser Beeinträchtigung knarrte, als ob er jeden Augenblick gesonnen sei, aufzusagen und sich ein anderes Dach zu suchen. Unter die Kirschen- und Zwetschenbäume im Garten, welche schandenhalber einige grüne Früchte angesetzt hatten, wurden Tische und Stühle gestellt für die Honoratioren aus der Stadt. Die Kegelbahn und der Saal, wo die Musik aufspielte, war für die Bauern bestimmt. In den anderen Stuben war überall für bestimmte Leute gedeckt, die an diesem festlichen Tage alle auf der Geißelmühle splendid traktirt und freigehalten wurden, mit Ausnahme des Bräu's, von welchem der Wirth sein Bier bezieht. Nach einem Herkommen darf er diesem

am Kirchweihtage, wo er kommen muß, für den großen Bierbezug Alles und Jedes zu den lächerlichsten und übertriebensten Preisen anrechnen, so daß der Bräu für ein mäßiges Nachmittagsmahl oft 100 fl. und mehr bezahlen muß. Jeder Gang der Kellnerin, das Rufen nach irgend Etwas, kurz jede geringste Kleinigkeit bekommt einen Ansatz auf der schwarzen Tafel.

In dem Keller lagen Fässer voll frischen Biers und hingen Würste in langen Festons. In der Küche prasselte ein lang hingeschürtes Feuer. Ganze Spieße voll Hühner, jedes sein Mäglein und Leberlein anständig unter dem Flügel tragend, drehten sich vor demselben. Saftige Enten waren an einander gereiht und kehrten dem Beschauer bald den speckigen Rücken, bald die zarte Brust zu. Auf den schneeweiß gescheuerten Stellen waren ganze Bataillone von Kaffeegeschirren aufgestellt in allen Größen und Abstufungen, von dem kindlichen Eintassen-portion-Kännchen an, bis zur ernsten, dickbauchigen Familienkanne. Hoch aufgeschichtet waren dort saftige Schinkenschnitte. Kapaunen und Indiane verkühlten in der Speisekammer, und im Wassergrand schwammen ganze Eilande fetten grünen Salats. Das Hauptgericht aber der Kirchweih, so zu sagen das Panier, die Firma, unter welcher man darauf einlud, das war ein großer Waschkorb voll jener berühmten saftigen, röschen Nudeln, aus deren körniger, blaßbrauner Kruste große schwarze Weinbeeraugen guckten und von der Geschicklichkeit der

Köchin, so wie von der Liberalität der Wirthin erzählten.

Flinke, glühende Mädchen, in ihrem besten Putze, schafften in der Küche. Hochbusige, derbwangige Vollblutkellnerinnen in der Riegelhaube und dem Silbergeschnür liefen mit maschinenartiger Unermüdlichkeit ab und zu, unerschöpft, unangegriffen von den Vorbereitungstagen, welche eigentlich die ganze vorhergehende Woche einschließen, gehorchten sie jedem Ruf; denn heute kam auch ihre Zeit der Freude. Am Abend, nachdem die Stadtgäste abgezogen waren, dann durften sie auch tanzen.

Unser alter Bekannter, der Geißelmüller, schien heute vervielfältigt da zu sein. Sah man ihn gerade vor der Thüre, ankommende Gäste zu bewillkommnen, so war er in derselben Minute oben im Salettel, wo die Geistlichen der Umgegend tafelten. Kaum hatte man ihn im Extrastübel bei den Bürgern und ruhigen Bestandsleuten gehört, so war er schon wieder auf der Kegelbahn oder im Saal bei den Bauern, zwischen welchen er jeden Streit schnell und gütlich beilegte, indem er den Einen in diese, den Andern in jene Ecke warf. Sein rothes Gesicht leuchtete wie aus einem Vexirspiegel hundertfältig und überall.

Der Geißelmüller war aber nicht ganz mehr derselbe, wie wir ihn vor zwei Jahren kennen lernten. Ein Oberbayer fester, derber Race. Seine Energie hatte nachgelassen, und der trockene Humor, die derbe, schlagende Rede hatte in eine gewisse Nachdenklichkeit, ein innerliches

Nagen umgesetzt. Auch sein Gang war nicht mehr so fest und rasch, und das in Folge eines schlagartigen Anfalls. Der Schloßbräu von Aschau bräute vorzüglich starkes Bier, wovon er die Probe fortwährend im Gesicht mit sich trug; dem mußte der Wirth vor Allem die Ehre anthun. Aber die Hopfen- und Malzgeister mochten sich wohl mit den etwas cholerischen des Müllers in der kleinen Behausung nicht gut vertragen haben. Genug, die Herberge hatte einst bei einen solchen Terrainsstreit so bedeutend gelitten, daß der Herbergsvater dabei auf das Krankenlager kam, auf dem er nicht weniger unter den Schmerzen, als unter einer innersten Beschämung litt und ganz kleinlaut geworden war. Von einer Organisation, gleichsam auf ewige Dauer gemacht, hatte er von jeher das Kranksein als eine unwürdige Schwäche, als eine modische Neuerung betrachtet. Sich nun selbst auf dem Krankenlager von Tränken und Umschlägen umgeben sehen zu müssen, einer Regime gehorchen zu müssen, demüthigte ihn in seinen eigenen Augen, wie einen siegsgewohnten Kämpfer die endliche Niederlage unter stärkere Waffen.

Heute als am Kirchweihtag, ließ er sich Nichts anmerken, und heute sagte wieder ein Jeder wie sonst wohl: einen zweiten solchen Wirth wie der Geißelmüller gibt es nicht wieder. Er wußte mit den Leuten so gut zu verkehren und übersah Keinen.

„Hausknecht raus! der Stellwagen kommt. Schönen guten Tag, meine Herrschaften, freut mich, daß Sie mir

die Ehre schenken. Spazieren sie nur derweil in den Garten. Vergreifen sie sich aber nicht an meinen Zwetschgen. Auf Weihnachten, wenn Sie kommen wollen, da thun wir sie herunter. Werden wohl zeitig werden bis dorthin. Kellnerin, daher, unter die Zwetschgenbäume Bier, Nudeln, Kaffee, geschwind. Nehmen's nur derweil Platz, die Wirthin kommt gleich. Schaffen's Cigarren, gnäd'ge Fräulein von Sommerbesen — Fräulein von Mohrenkopf —? nicht? nun nichts für ungut."

„Heda, Hausknecht — eine Chais — wer ist denn das?" — der Wirth hält die Hand über die Augen — „Der Schloßbräu von Aschau. Kellnerin, aufgeschrieben fünfzehn Gulden, der Schloßbräu kommt."

„Grüß Gott, Pritschloffen, warum hast denn Du Dich heut so in den Winkel gesetzt? He? — Gelt, da ist's ruhiger, da bringt man eher was vor sich. Nimm Dich heut fein in Acht, daß es Dich nicht stößt, heut ist's ein Extra — Kellnerin, eingeschenkt. Buben da draußen, seid mir nicht zu laut, sonst mach ich Fried, seid mir noch nicht zu groß, obwohl ihr schon lang aus der Feiertagschul seid und auf den Tanzboden geht."

„Ei, der Herr Expositus, freut mich, freut mich, warum gehen's denn nicht hinauf in's Salettl zu den andern Herren?"

„Zieht mir zu viel da oben. Aber, wie ist's denn, Müller, kommt denn heute der Friedl nicht heraus? heut' an dem Ehrentag des Orts?" fragte der Expositus lauernd und geheimnißvoll.

„Weiß nicht. Hab' ihn nicht eingeladen."

„Sollten doch nicht so hartnäckig sein; ist eine Gewissenssache. Hätten's zu verantworten — hätten's zu verantworten."

„Ist meine Sache, Herr Expositus; ist meine Sache."

„Hm — hm — aber gesetzt — hm — die Person — die Vefi — junges Blut thut nicht gut — gesetzt — sie brauchte Etwas in's Kindlbett, wie?"

„So? das ist dann ihre Sache."

„Aber der Friedl — wenn er Vater ist —?"

„Seine Sach', Herr, seine Sache — Herr Vetter.

„Würden also nie in die Heirath willigen. Ah, Mann, warum denn, besinnen Sie sich doch. Alle Tag kann unser Herr Gott kommen."

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Expositus; ich weiß, wo Sie hinaus wollen, aber nicht ruhig im Grab will ich dereinst liegen, wenn ich zugeb, daß der Friedl sein und unser Aller Unglück in's Haus bringt. Kellnerin, Bier, eine Ente — oder möchten's lieber ein Hendl? — so, ich muß weiter."

„Ja, was wäre mir denn das, gnädiges Fräulein von Mohrenkopf, auf der Kirchweih stricken? und gleich eine ganze Couvertdecke — das darf der Wirth nicht leiden. Gleich packens ein! Tanzen ist gescheuter."

„Ach," jauchzte das Fräulein v. Mohrenkopf muthwillig, „da müßten Sie mit mir tanzen. Ich kann keine Minute ruhig sitzen. Ich bin so lebhaft. Aber das wird auch

feine Couvertdecke, das wird ein Umschlagetuch für eine arme Frau. Man muß den armen Leuten Gutes thun, und für meine Armen lasse ich mich zerreißen."

„Ach, Sie sind ein Aengel! Sie thun so vüll Gutes," lispelte das Fräulein Sommerbesen, die heute wieder ihren hochdeutschen Tag und einen Ueberfluß an Diphthongen hatte, von welchem sie jedem E und I mittheilte „Sie sind ein Aengel, Sie opfern sich ganz auf."

„Ich kann gar nicht anders, und kann nicht anders. Ich bin so lebhaft! Mir ist gar nie wohler zu Muthe, als wenn ich vor Arbeit nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Da bin ich in meinen Aisé."

„In der Esse? da werden's ja schwarz," sagte der Herr Hasenknopf verwundert. „Aber haben's die Gnad' — wer schenkt denn den Kaffee ein?"

„Ich will es thun, o! da bin ich so geübt darin, Meisterin darf ich sagen," jubelte Fräulein Mohrenkopf, und machte sich über die Tassen.

An diesem Tisch, wo das Fräulein Sommerbesen Platz genommen, hatte sich ihre ganze Coterie versammelt. Die Distinguirten, und unter diese gehörte das Fräulein v. Mohrenkopf, ein adeliges Fräulein, welche die Zahl ihrer Jahre durch eine übersprudelnde Beweglichkeit, durch einen neckischen Muthwillen Lügen strafte. Sie war ein kleines, mageres Persönchen, mit einem ungewöhnlich langen Kopfe, auf welchem nur wenige Haare mehr saßen. Diesen Mangel bedeckte sie mit einer Spitzencoeffüre, welche voller Maschen, Bänder

und Blumen war, daß bei ihrer Beweglichkeit die Bänder und Maschen fortwährend zitterten wie ein Espenbaum. Sie war überdieß ungemein häßlich, hatte aber, wie sie sich selbst vielmals zugestand, einen schönen Charakter, welchen sie bei verschiedenen Wohlthätigkeits-Vereinen bethätigte. Auch eine Fräulein Ziegenschön war da, ein ebenfalls sehr mageres, gelbes Wesen von unendlicher Länge. Sie hatte sehr weiße Zähne gehabt in ihrer Jugend, und da diese der einzige Reiz waren, mit welchen sie die Natur versah, zeigte sie sie beständig, wobei ihr Gesicht einen Ausdruck annahm, als sei sie beständig im Begriff, auf jedes Geheiß zuzubeißen. Jenes kugelrunde, pralle Männchen ist der Baron von Prelldi, eine sehr adelige Persönlichkeit vom graugesprenkelten Krauskopf an bis auf die prallen, dicken Beinchen. Das runde Gesicht, mit den vollen Bäckchen, hatte einen etwas mißgünstigen Ausdruck; es nahm sich aus, wie eine volle Staude Carviol, über die der Reif gekommen ist, und das Männchen selbst wie ein convexes Spiegelbild.

Der Baron konnte anderswo nicht daran denken, mit einer Gesellschaft vorlieb zu nehmen, die von jüngerm Adel war, als etwa Fräulein v. Mohrenkopf. Er war darin gewissenhaft, hatte strenge Grundsätze, von denen er nur in gewissen Fällen abwich. Wenn er nämlich eine gute Mahlzeit, eine gute Tasse Thee wußte, oder borgen wollte, oder von einem seiner zahlreichen Gläubiger Nachsicht brauchte. Fräulein Sommerbesen, so wenig als Fräulein Ziegenschön, waren eine ihm angemessene

Gesellschaft. Allein hier waren sie die Ersten, lebten am feinsten, tranken wöchentlich dreimal Thee, und wurden dabei von dem Baron mit seiner Gesellschaft beehrt.

Ausnahmsweise saß auch heute Herr Hasenknopf bei den Damen auf einem Stuhl, welcher von der Sonne derartig beschienen war, daß er auf seinem Stock seinen Hut über sein schwitzendes Haupt halten mußte. Es war noch Schatten und Platz genug an einem andern großen Tisch, um welchen sich die Honoratioren der Nachbarschaft gereiht hatten. Aber lieber hätte sich Hasenknopf unter den Boa uppas gesetzt, als unter die Zweige, die auch den verhaßten Apotheker und die Seinigen beschatteten.

„Liebes Künd, wo haben Sie hingedacht," rief Fräulein Sommerbesen, entsetzt die Tasse zurückweisend; „diesen Kaffee soll ich trinken! Das wäre mein Tod. Acht Tage könnte ich darauf nicht schlafen."

„Ach! Sie Engel, Sie. Er ist aber gar nicht stark. Wollen sie ihn, Herr Hasenknopf?"

„Nur her damit. Der thut Ihnen nichts, den dürften Sie schon trinken, ist ja fast lauter Rahm, der schadet Ihnen gewiß nicht."

„Ach, Sie kennen sie nicht, diese Quälgeister, meine Nerven," sagte Fräulein Sommerbesen geziert.

„Nein, hab' nicht das Vergnügen. Geben Sie doch gefälligst die Nudeln herunter. Man muß nicht lang herum gehen, wie die Katze um den heißen Brei."

„Baron, viel Milch, oder viel Kaffee?" fragte Fräulein v. Mohrenkopf, mit der Kanne heranhüpfend.

„Viel Milch und viel Kaffee, wenn's beliebt."

„Und viel Nudeln, sag' ich; denn sie sind delikat," rühmte Hasenknopf.

„Ich weiß schon, liebe Ziegenschön, Sie trinken gar keinen Kaffee."

Die Ziegenschön war ein sehr schweigsames Frauenzimmer, und suchte den Mangel an Worten durch Lächeln zu ersetzen, wobei ihre ohnehin tragische Miene mit den hinaufgezogenen Lippen und ihrem safrangelben Teint aussah wie eine personificirte Kolik.

„Ich trinke nie Kaffee. Nur Milch. Ach, meine Nerven!"

„O, Himmel! haben Sie auch Nerven? Gott sei Dank, daß nur meine Frau noch nicht darauf verfallen ist," sagte Hasenknopf, der vor Thätigkeit schwitzte.

Fräulein Sommerbesen, welche ihm mit einer unendlich feinen, milden Geringschätzung zusah, wie zwischen seinen Fingern Nudel um Nudel verschwand, sagte:

„Sie essen so herzhaft — ha — ha — ha, nur alle Jahre dreimal möchte ich so gut bei Appetit sein, wie der Herr Hasenknopf."

„Essen Sie denn nicht auch?"

„Ach, so wenig — so wenig — ich lebe fast nur von Luft."

„Ah! hören's auf. Ein leerer Sack steht nicht. Sie sind so dick wie meine Frau Bas. Und die kann was zu sich nehmen. Hat ihr leid genug gethan, daß sie heute auf die Nudeln verzichten mußte, aber sie kann halt nicht vom

Geschäft weg. Schau wegen der Luft! Für wen gehörten denn die Hühner und die Gänse, die Ihre Köchin alle Markttage heimschleppt? Hab' ich Ihnen nicht selbst schon angetroffen, wie Sie ganze Körbe voll Schnitz geschält haben? Das möchten Sie sich B'schores machen, aber ich schaue durch ein Brett durch, und wenn's sein muß in die künftige Woche hinein; he, he, he," meckerte Hasenknopf.

„Gemeiner Mensch," flüsterte die über das Gleichniß mit dem Sack empörte Sommerbesen ihrer Freundin zu.

„Entsetzlich gemein," antwortete die Ziegenschön.

„Furchtbar!" die Mohrenkopf. „Eine Nudel aber sollten Sie doch verkosten, Ziegenschön."

„Um keinen Preis. Mein Magen."

„Thut Ihnen der auch weh! aber Sie haben Leidenschaften! Meiner Frau darf Nichts derlei einfallen. Sie klagt zwar auch bald über Das und Dieß, ißt aber zu ihrem Kaffee doch fünf bis sechs Semmeln.

„Wird Ihnen nicht anders, Herr Baron Prelldi?" flüsterte er diesem zu. „Geben Sie Acht, wenn erst die Gräfinnen kommen und die Herzoginnen, und die schönen Redensarten und die schönen Gefühle. Da, da, das Portrait ist schon da." Hasenknopf winkte dem Baron, dieser winkte wieder und fragte:

„Was Sie da für ein wunderschönes Portrait haben, Fräulein Sommerbesen?"

Fräulein Sommerbesen, welche ihren rechten Arm

auf den Tisch gestützt hatte, legte ihn so, daß Alle das Armband zu sehen bekamen, welches ihn umschloß.

„Ach, nicht wahr! ein reizendes, himmlisches Gesicht. Ach — das war meine Herzogin, mein Engel, sollte ich sagen, wenn Engel nicht viel zu wenig wäre, sie war ein Siraff — sie war — o! — sie war mit einem Wort gut und so freigebig. — Diese Geschenke — ihr war nichts zu kostbar — ach! — daß es einem Tod geben muß — ach — !"

Fräulein Sommerbesen führte ein Battisttuch über ihr Gesicht.

„Sie konnte gar nicht sein ohne mich — und — in meinen Armen starb sie auch."

„Wie's nur möglich ist!" unterbrach Herr Hasenknopf die aufmersame Stille, mit welcher die ganze Umgebung Fräulein Sommerbesen zuhörte.

„Ja, hier starb sie! hier, in diesem meinem leibhaftigen Arm hauchte sie ihren noblen Geist aus. Hier — gerade auf dieser Stelle." Dabei deutete sie nach einem blau und gelben Knöpfchen an ihrer Aermelverzierung.

Die ganze Gesellschaft hatte mit schweigender Erbauung zugehört. Gräfinnen, Herzoginnen und Prinzen kannten sie bisher nur aus Spindler's Romanen und aus dem ewigen Juden, wo sie entweder als Engelinnen oder Teufelinnen auftraten. Eine Dame aber, die mit solchen mir nichts, dir nichts umgegangen, in deren leiblichem Arm eine Herzogin ihren Geist ausgehaucht hatte, war für sie ein Gegenstand staunender Andacht. Aller Blicke

hafteten auf dem Aermel, welchen die gütige Fräulein Sommerbesen, dem allgemeinen Anschauen noch immer darbot.

„Um Vergebung, sieht man noch was?“ fragte Hasenknopf, sich auf das Knöpfchen niederbeugend.

„Gemeiner Mensch,“ flüsterte jene indignirt, der Schaustellung, welche ihre reichen Früchte getragen und sie in den Augen Aller zu einer interessanten Person erhoben hatte, ein Ende machend, indem sie die Mantille über die Arme zog und noch einmal die Augen trocknete.

Fräulein v. Mohrenkopf, welche die Vorstellung geduldig abgewartet und mit Taschentuch und Seufzen secundirt hatte, hielt es an der Zeit, einen andern Ton anzuschlagen. „Trösten Sie sich, theuerste Freunde, man muß der Traurigkeit nicht zu sehr nachhängen. Ich bin immer lustig und voller Faxen. Die Generalin Schnurrhaupt heißt mich auch ihren Finessensepperl. Ach, der Finessensepperl, was Ihnen der Streiche machte! Lassen Sie sich erzählen. Einmal, mitten in der Nacht, schellt es an der Klingel des Leibarztes, einmal, zweimal, dreimal auf's Heftigste. Mein Herr Hofrath Wurmtod — Sie haben ihn gewiß noch gekannt, Baron, er trug immer eine schneeweiße, gepuderte Perücke — ich war so ein kleines Mädchen, aber ich erinnere mich seiner recht gut — also, mein Herr Hofrath denkt: gewiß wieder so ein armer Teufel von Canzellist, oder eine Wöchnerin, der es mitten in der Nacht einfällt zu sterben — schellt nur zu. Ich steh' euch nicht auf. Da aber die Schelle

immer dringender und stärker gezogen wird, denkt mein Herr Hofrath: ‚So unverschämt kann doch nur ein Hoflaquai sein. Am Ende hat Serenissimus wieder zu viel Austern gegessen‘ — nimmt die Couvertdecke über den Kopf, und ein Kopfkissen vor den Magen; denn er hatte selbst immer Gliederreißen, steht auf und öffnet das Fenster. ‚Wer ist denn unten?‘ — Ich. — ‚Wer ist denn der Ich?‘ — Der Finessensepperl. — ‚Was willst denn Du? — Hat Dich Jemand vom Hof geschickt? Ist in der Residenz wer krank?‘ — (der Finessensepperl hat nämlich, wie bekannt, überall Zutritt gehabt und hat den Hofdamen Briefe getragen) — ‚Nein, Herr Hofrath — nicht daß ich wüßte, hat dieser gesagt, ich möchte Ihnen nur fragen, wie viel Uhr es ist.‘ Ha, ha, ha! Wie mein Herr Hofrath geschimpft hat — wie der das Fenster zugeschlagen hat — — O, solche Streiche hat er in Menge gemacht. Und Niemand hat ihm etwas übel genommen. Er war so ein spaßiger Bursche. Man hätte sich können todtlachen. Ich meine, ich sehe ihn noch vor mir in seinem schmutzigen Lederanzug, mit dem Korb am Arm. Ja, in dem schlechten Korb hat er oft die wichtigsten Sachen gehabt; denn der war verschwiegen — er hat Nichts verrathen. — Einmal im Winter —“

„Was gibt's denn? — Ist Etwas los? — Ist ein Unglück geschehen?“ fragten sich die Gäste und unterbrachen hier die Mittheilung Fräulein Mohrenkopfs. Vom Tanzplatz tönte ein verworrener Lärm, die Burschen ließen ihre Kegel im Stich, die Frauen ihre Nudeln

und Alles drängte der Thüre zu, innerhalb welcher sich ohnstreitig etwas Schauerliches begab.

„Ach, was wird's am Ende sein — eine Rauferei. Schadet nichts, wenn die Burschen sich das übermüthige Blut ein wenig abzapfen," sagten die Zurückkommenden, welchen es nicht gelungen war, in das Haus zu dringen, und setzten sich vergnüglich wieder zu ihren Tischen.

Bei dem Worte Rauferei, schrieen die Damen erst nach Schutz und Hülfe, dann nach Wasser und Essig, und machten eiligst Anstalt, in Ohnmacht zu fallen. Fräulein Mohrenkopf ausgenommen, welche, wie sie sagte, ein Soldatenkind war und Muth genug hatte, die Rebellen da d'rinnen selbst herumzufuchteln.

„Ei, ei, muß doch gefährlich sein, dort holt man den Landarzt. Will einmal schauen — nur von Fern — was es gibt," sagte Herr Hasenknopf, der ein wenig furchtsam war.

„Bleiben Sie bei den Damen. Ich will selbst gehen. Vor Ihnen haben die Leute doch keinen Respekt. Ich bin Baron und Jurist, das ist etwas ganz Anders vor diesen Leuten."

„O Je!" rief Hasenknopf giftig aus, dem Baron scheel nachsehend, „vor mir hat man keinen Respekt — etwa weil ich kein Baron bin — keinen Respekt! — Soll nur hinauf gehen in die Registratur und soll die Aktenstöße ansehen, die dort von mir liegen. Kein Respekt! ein ganz extraes Regal für mich gemacht worden. Da liest man in ganzen Reihen Hasenknopf contra A, Hasenknopf

contra B, Hasenknopf contra C und so weiter das ganze Alphabet durch. Und keinen Respekt! — Schau, schau, machen Sie sich nicht so mausig, Herr Baron. Es ist noch kein Menschenalter, daß Sie ausgepfändet und mitsammt dem Bette, weil man sonst nichts vorfand, auf das Stadtgericht getragen worden sind. Ist so voll Schulden, wie der Pudel voll Flöh, und spricht vom Respekt! Hat den Abzug auf drei Menschenalter hinaus, und spricht vom Respekt! — Das alte Waschweib kann nichts als verläumden und den Leuten die Ehre abschneiden. Warten Sie, wenn wieder ein Wechsel fällig ist, ich zeige ihnen dann den Respekt.

„Nun, was gibt's, Herr Baron," fragte er den Zurückkommenden kühl, „was ist los?"

„Den Wirth hat der Schlag getroffen."

Als Friedl mit Vesi'n, welche hochaufgeputzt war, den Tanzsaal betrat, durchriß es den Müller, als sollte ihn der Schlag rühren. Der feste Mann mußte sich auf einen Stuhl stützen, um nicht zu wanken. Was er gefürchtet hatte, war da, und er fühlte die Ehre seines Hauses wanken.

Schon seit einiger Zeit sprach man wieder von dem damaligen Haberfeldtreiben, von dem Tode und dem spurlosen Verschwinden des Jägers. Aussagen sollten gemacht worden sein und auf diese hin die Untersuchung

wieder aufgenommen werden. Man munkelte Allerlei, aber der Friedl war die stehende Person bei all' diesen Gerüchten. Der Müller wußte, daß kein reeller Beweis gegen ihn vorliegen konnte. Die Gerede davon waren ihm unangenehm, aber er nahm sie hin. Später aber kam eine neue Version hinzu. Es hieß, kein Anderer als der Kreittner hat den Wachtelsepp geschossen und ihn lebendig eingegraben, weil jener die Bekanntschaft mit der Vesi, seiner Schwester, nicht leiden wollte. Und kein anderer als der Friedl hat den Kreittner erschossen, um jenen zu rächen, und wohl auch aus Eifersucht, da sieht man's ja. Er geht jetzt offen mit der Vesi, sogar in der Eltern Haus. Es braucht keiner weitern Bestätigung mehr.

So munkelte man und flüsterte man leise und laut. Alles steckte die Köpfe zusammen und paßte, wie der Müller, dessen Gesinnung man genug kannte, diese öffentliche Bestätigung aufnehmen würde. Ob er dreinschlagen würde oder was sonst geschähe.

Die erste Regung des Müllers war auch, dreinzuschlagen. Er wollte auf Friedl einfahren, Vesi vom Tanzplatz schaffen, und eher die Musik abschaffen u. s. w.

Die Müllerin rieth von aller Gewaltsamkeit ab. Sie bat, beschwor, erinnerte ihn an die Stadtleute, das Aufsehen und ließ nicht ab, bis er sich ihren Bitten und seinem eigenen besseren Eingeben fügte.

Der Müller würgte seinen lodernden Groll hinunter und schwemmte ein Glas Bier auf einmal dem nach, was

er davon nicht bewältigen konnte. Trotz der gewaltigen Aufregung hielt er sich mannhaft und war seinen Gästen diensteifrig und gewärtig wie vorher, und wenn er lächelte, so zeigte das krampfhafte Zucken um die Mundwinkel, das tiefgeröthete Gesicht und der unstete Blick, wie hart der feste Mann innerlich kämpfte, und wie er ergriffen war.

Der Müller hatte eben wieder ein Glas hinuntergestürzt, denn in seiner Kehle meinte er Eisenfeilspäne zu haben, als des lustigen Pfarrers von Breitten Gefährte vom Hausknecht vorgeführt wurde. Schnell setzte er das Glas hin und eilte hinaus.

„Wollen's denn schon heim, Hochwürden? Ist ja noch zu früh. Jetzt wird's erst schön, Mondschein. — Nun, gute Heimkehr und baldige Wiederkunft. Kommen's gut nach Haus.

Der Pfarrer nahm das Leitseil und schwenkte grüßend die Peitsche.

„Lassen Sie los, Mann, lassen Sie los, der Gaul ist scharf, sobald er die Stränge fühlt," warnte er besorgt, als er den Müller krampfhaft den Schlag des Chaischens erfassen sah. Der Gaul machte nur ein paar Schritte, da hielt ihn der Pfarrer mit Gewalt an, denn der Müller hing noch immer am Wagen und blickte mit stieren, herausquellenden Augen leer in's Weite. Der Hausknecht sprang hinzu. Dem taumelte er in den Arm und ward bewußtlos in's Haus getragen.

„Der Sohn ist da mit seiner Schlumpe, und den

Müller hat der Schlag getroffen," brachte der Baron an den Tisch, als sich der Knäuel der Neugierigen, welche das Schauspiel angezogen, gelöst hatte.

„Ja," bestätigte Herr Hasenknopf, „der saubere Patron ist wieder da. Mich träfe auch der Schlag, wenn ich so ein Früchtlein hätte. Was ein Häkerl werden will, biegt sich bei Zeiten."

„Unter diesen Umständen ist es das größte Glück, wenn der Müller stirbt," sprach der Baron und spielte mit seinen Daumen mit jener juristischen Ueberlegenheit, welcher Niemand zu widersprechen wagte. „Ich bin Jurist. Ich muß das wissen. Daß er den Jäger erschossen hat, ist gar keine Frage mehr, so zu sagen constatirt. Gesteht er, nun, so heißt es: Kopf ab. Gesteht er nicht, und er wär' ein Narr, wenn er's thäte, so kommt er auf Lebenszeit in's Zuchthaus — Kettenstrafe — alle drei Tage geschärftes Reglement. Punktum. Ist's also nicht ein Glück, daß der Müller stirbt? Das Anwesen da wird der Prozeß schlucken."

„He he he, wird dahin gehen wie der Reif am Zaun. Ja ja, die Gerichte haben auflösende Kräfte, die verdauen Alles: Aecker, Wiesen, Wälder, Häuser, Steine, nichts ist ihnen zu hart. Da kann der Musje Friedl sehen, wie das Brod für Hunger geht."

„Wir wollen wünschen, daß es nicht ganz so schlimm kommt," lispelte Fräulein Sommerbesen. „Ach, mein Herz blutet bei diesen socialen Con — Con — fekten. Tugend hat nicht Jugend."

„Umgekehrt ist auch gefahren, Jugend hat nicht Tugend, wollen Sie sagen, drum sind Sie so gut dran.“

„Herr Hasenknopf!“

„Ja, da ist der Herr Hasenknopf empfindlich, wenn's die Sprüchwörter betrifft, das erklärt er für Gewerbsbeeinträchtigung,“ lächelte der Herr von Prelldi, „da versteht er keinen Spaß.“

„Sie, mit der Gewerbsbeeinträchtigung schweigen Sie mir,“ antwortete der Herr Hasenknopf mit einem giftigen Blick auf den Apotheker unter dem Apfelbaum. „Wie der Hall in den Wald hinein geht, so kommt er wieder heraus auch. Es gibt Leute, die eine Reputation haben, daß neun Katzen keine Maus drinnen fangen. Wie Du mir, so ich Dir.“

„O! o! o! keinen Streit, keinen Zank! wir sind ja alle Brüder und Schwestern. Versöhnen Sie sich. Reichen Sie sich die Hände und lassen Sie dann einspannen.“

„He he he! lachte Herr Hasenknopf. Wie doch die Schicksale spassig gehen. Durch einen einzigen Schuß wird eine ganze Familie zu Grunde gerichtet, von der man meinte, sie hab' das Glück im Sack. Ja ja, Herr Müller, jetzt müssen's halt auch dran glauben und in's Gras beißen, da hilft kein Zittern für den Frost. Ist ihm nichts gut genug gewesen in meinem Laden, hat an allem auszusetzen gehabt. Jetzt kriegt er ein Maul voll Erde. Gleich, meine Damen — nur noch meine Halbe will

ich austrinken; wahrscheinlich die Letzte auf der Geißelmühle. He he he.“

„Ja, da kann man sehen, wie die Sünde der Strafe auf dem Fuß folgt,“ seufzte Fräulein Sommerbesen, „will ich sagen die Strafe der Sünde. Aber fordern sie die sündigen Menschen nicht selbst heraus? Was mögen die Gefühle der Mutter sein, wenn die Schergen ihren Sohn holen! Ach, ach! Das kommt Alles von dem gottlosen Haberfeldtreiben, Alles davon. Diese Menschen verspotten die Obrigkeit, die gesalbten Diener der Kirche! Sich an einem Geistlichen versündigen! Ist das nicht fürchterlich? und verdient das nicht die größte Strafe! Eigentlich ist das Köpfen für einen solchen Verbrecher noch viel zu wenig. Verbrennen sollte man sie, in Oel sieden.“

„Nun, ich bin mit dem Köpfen auch schon zufrieden,“ sagte die mitleidige Mohrenkopf. „Bei mir wird er vorübergeführt. Die Herrschaften sind im Voraus eingeladen. Ich habe drei Fenster. Und das Sterbekleid, das lasse ich mir nicht nehmen, das schaffe ich an. Weiß, mit schwarzen Schleifen.“

Angespannt ist, wenn's gefällig ist,“ rief der Hausknecht und streckte die offene Hand aus nach dem Trinkgeld.

Und daß Du mich g'liebt hast, das dank' ich Dir schön,
Und ich wünsch, daß Dir künftighin besser mag geh'n,
Und soll's Dich einst reuen und laßt's Dir kein' Ruh',
So schreib's nur, so schreib's nur, wer weiß was ich thu.

Ein paar Tage darnach stand Friedl am Sterbebette seines Stiefvaters. Der Müller konnte den Schlag nicht verwinden und unterlag. Der Aerger über Friedl's Ungehorsam, die Schande, sein väterliches Ansehen so vor allen Leuten unter die Füße getreten sehen zu müssen, endlich die Aussicht auf eine Criminaluntersuchung, die demüthigenden Folgen, die damit zusammenhingen, und endlich die Kosten, welche an dem schönen Vermögen zehren und nagen würden wie Wasser am Zucker, alles das wurmte ihm, nagte an ihm, und er legte sich hin zum Sterben, nicht ohne jedoch noch vorher seinen harten Sinn gebeugt zu haben — schwer genug kam es ihn an — und Friedl'n noch recht eindringlich von einer Heirath mit der Vefi abzureden. Aber wie immer geschah es mit einer Art, welche Friedl'n nur verletzte und verhärtete, in welchem der Groll noch immer spukte.

„Du bist gar nicht im Stand, für Dich selbst zu beschließen," sagte er mit noch immer fester Stimme, „der dümmste Knecht, den ich auf der Tenne draußen habe, würde einsehen, daß er gefoppt ist von der Schandfabrikantin, und Du, Du allein siehst es nicht ein. Du wirst Dein Lebtag nicht mehr klug, unter Curatel sollte man Dich stellen, und das sag' ich Dir und mach' es so fest, als ich nur kann, kommt es doch dazu, daß Du den Besen

heirathest, so entzieh' ich Dir meine Wirthschaft. Lieber vermach' ich sie dem Spital.“

„In Gottsnamen. Was ich an der Vesi verschuldet und gut zu machen habe, das weiß kein Mensch. Mag sie sein wie sie will. Mir ist sie recht. Auf der Mühle werden wir schon fortkommen. Hat mein Vater selig auch drauf fortkommen müssen, und die kann mir Niemand nehmen.“

„Friedl, sei gescheidt, laß Dich warnen, es ist Dein Unglück, ich sehe ein gutes Stück weiter als Du, es ist gewiß und wahrhaftig Dein Unglück, laß die Vesi, und Alles bleibt wie es ist. Schau das schöne Anwesen — ist's nicht schade, wenn's aus einander kommt,“ drang der Kranke mit schwach werdender Stimme und ungewohnter Weichheit in ihn. „Bring' die Schand nicht in mein ehrliches Haus, auf unsern angesehenen Namen. Denke, wenn Dein Vater lebte, was würde der dazu sagen?“

In Friedl'n war wieder das Gesammtgefühl des Unrechts, das er von jeher erlitten zu haben vermeinte, lebendig, und durch das offenbare Unrecht — ebenfalls wie er meinte — ihm das Wirthshaus zu entziehen, noch um ein Gutes verstärkt worden. Ganz gegen seine sonstige weiche Natur that es ihm wohl, ein Mal, ein einzigs Mal seinem Stiefvater mit Erfolg entgegentreten zu können, und er sagte ein festes, hartes „Nein, die Vesi wird Geißelmüllerin, und wenn mein seliger Vater

noch lebte, so wäre ich auch ein ganz anderer Mensch geworden."

Da loderte noch einmal die ganze Kraft des Müllers in ihm auf. Mit einer Stimme, so voll und durchdringend wie in seinen gesundesten Tagen, sagte er:

„Dein Vater war kein besonders gescheidter oder tüchtiger Mann, der nichts gemacht und nichts verbrochen hat, als daß er Dich, einen so ehr- und charakterlosen Menschen, in die Welt gesetzt hat. Im Grabe würde er sich umkehren, die Räder seiner Mühle müßten von selbst aufhören zu arbeiten, aus Schande über Dich und die Vefi, die seinen ehrlichen Namen verunehren soll, über einen solchen Sohn, der Schmach und Unglück über seine Mutter bringt. Ja, nochmal sag' ich's, und merk' auf meine Worte, es sind die letzten, die ich an Dich wende, die Räder Deiner Mühle werden eher stehen bleiben ehe —" — — —

Das war das allerletzte Wort überhaupt, das der Müller sprach in diesem Leben. Eine Lähmung hemmte, was er noch sagen wollte, und in drei Tagen war er todt.

Ein Testament in voller, rechtskräftiger Form ward vorgefunden, welches für den Fall, daß Friedl die Genovefa Lutterbach heirathete, die Nutznießung des Tafernwirthshauses der Wittwe zusprach, so lange sie lebte. Nach ihrem Tode solle es einem entfernten Verwandten zufallen. Friedl bekam seine Mühle und so viel an Capital, als sich nach seines Vaters Tode vorfand, als Be-

triebskapital. Von nun an war er selbst der Geißelmüller und für sich selbst verantwortlich.

Friedl war in diesen wenigen Tagen und in Folge der Ereignisse, die sie brachten, um zehn Jahre älter und gereifter geworden. Vor Allem machte er sich vom Militär frei und traf auch sonstige Anstalten, um im Schweiße seines Angesichts sein eigenes Brod an seinem eigenen Herde zu essen. Mit Eifer und Freude machte er sich an das Mühlwerk, das er eigentlich gelernt hatte. Das Werk war alt und baufällig, da alle Betriebskräfte dem neuen Hause an der Straße zugewendet worden waren, und ein Umbau höchst nothwendig. Doch dazu mußte er die bessere Jahreszeit abwarten. Vor der Hand ließ er an der Mühle das Nöthigste vornehmen, und richtete seinen Fleiß vorzüglich auf das Innere des Hauses, welches seither nur von den Knechten und Mägden bewohnt worden war und gar vieler Verbesserungen brauchte, um es zur Aufnahme der neuen Müllerin und eines Haushaltes geeignet zu machen, denn der Regen, welcher den ganzen Sommer durch reichlich gefallen war, hatte seinen Weg bis in die sogenannte schöne Stube, die beste eben von den schlechten, gefunden, und drohte, das junge Ehepaar ordentlich zu durchweichen.

Es regnete und regnete und regnete. Schien es den Sommer über, als ob da oben ein großer Leck in die

Dachung gekommen sei, so mußte sie den Herbst völlig durchlöchert worden sein, denn das Wasser strömte herunter, als ob man mit Schäffeln gösse. In Folge dieses vielen Regens war die sublunarische Welt eine Art Sumpf geworden, und die Menschen darauf mußten sich bequemen nach Art der Frösche zu leben, d. h. beständig im Wasser, und daß sie nicht auch quackten, machte den einzigen Unterschied aus.

Aus allen Gegenden trafen die traurigsten Berichte ein. Die Zeitungen waren voll von überschwemmten Straßen, fortgerissenen Brücken und ausgetretenen Flüssen. Daß der Inn bei dieser allgemeinen Austretung nicht zurückblieb, kann man sich denken. Das ganze Thal stand beständig unter Wasser, und selbst an höher gelegene Ortschaften machte er sich. Zog er sich je auf einige Tage in sein gewöhnliches Beet zurück, so geschah es nur, um die Leute zu verlocken, ihr nasses Holz, Heu und andere Dinge zum Trocknen heraus zu bringen, und ehe man es sich versah, floß er schon sachte darüber hin und trug es mit fort. Alle Augenblicke mußten die nieder gelegenen Ortschaften ihr Vieh forttreiben und ihre Häuser räumen; kaum waren sie wieder eingezogen, so trieb die Fluth wieder heran und sie hinaus. Er trieb ordentlich Versteckens mit ihnen, aber kein lustiges. Aber nicht nur der Inn plagte seine Anwohner, sondern auch die Bäche und Bergwasser machten sich breit und fühlbar. Kein Rieselchen, das sonst gleich einem silbernen Faden aus einem Felsspalt sickerte, welches jetzt nicht zu

einem Bache wurde, und kein Bächlein, das jetzt nicht zu einem Schwall wurde, Straßen auswühlte, Gräben ausfüllte, und gelegentlich Stege und Planken mitnahm.

Die Bergwasser, welche in ihrem Niedergang so viele Quellen und Rinnsale aufnehmen, die thaten gar wild. Wo es sonst plätscherte und rieselte, da brauste und schäumte es jetzt. Wo sonst ein silbernes Quellchen glitzerte, da stürzte jetzt ein Wasserfall. Viele Mühlen mußten feiern. Nur die Geißelmühle, die der mäßige Schlottenbach trieb, konnte ihre Räder ungehindert drehen lassen.

Friedl schaffte von Früh bis Abend, und Alle waren des Glaubens, er habe sich jetzt die Hörner abgestoßen. Die neu angeregte Thätigkeit, das Bewußtsein, einem wenn auch kleinen Kreise nützlich und nothwendig zu sein, gab ihm Selbstvertrauen und Selbstschätzung. Sicherlich hätte ein zeitigeres Verweisen an sich selbst auch früher einen Mann aus ihm gemacht und ihn vor vielen Thorheiten bewahrt. Aber viele Eltern und Erzieher sind des Glaubens, ohne Zwang und Despotismus gehe es nicht. Bei Manchem geht es auch nicht ohne diese Hebel, aber Viele können sie einmal nicht vertragen.

Mit der Mutter kam er wenig in Berührung. Die Müllerin trotzte in mürrischem Verdrusse. Sie war getheilt zwischen dem Leid über den Verlust ihres Herrn und der Abneigung gegen die gedrohte Schwiegertochter, die ihr auch den Sohn entfremdete. Sie war so maßleidig, daß sie sogar ihre Wirthschaft darüber vernach=

läſſigte, und ſchon hieß es: die Müllerin will übergeben. An dem aber war kein wahres Wort. Sie war zu rüſtig, um ſich ſchon ſo bald der ſüßen Gewohnheit des Schaffens und Herrſchens zu begeben. Dann hieß es wieder, ſie wolle die Thekla zu ſich nehmen, denn die Wirthin von Brannenburg lag auf den Tod, und der Sohn war im Begriff zu heirathen. Aber auch das ſchien ein bloßes Gerede, denn Thekla hatte dem geiſtlichen Herrn in München, der Frühmeſſer bei der heil. Geiſtpfarre geworden war, zugeſagt, die Wirthſchaft zu führen, und ſollte nun bald fortziehen.

Eines Nachmittags, gleich nach dem Eſſen, es war einer jener Tage, wo es zwar nicht regnete, an welchem aber die Welt wie das Innere einer blechernen Zuckerbüchſe ausſieht — holte Friedl bedächtig ſeinen Sonntagsrock aus der Oberſtube, hieß den Knecht ſeine hohen, ſteifen Stiefel ſauber wichſen, und bürſtete eigenhändig den feinen Biberhut mit der ächten Goldquaſte aus. Als er gehörig geputzt war, ſteckte er einen Rosmarinzweig aus dem kleinen Garten in's Knopfloch und trat den Weg nach der Fähre zu an. Der Advent war vor der Thüre, und kein Grund mehr aufzufinden, die Heirath, zu welcher Veſi mit dem Ungeſtümm ihrer Natur trieb und drängte, aufzuſchieben. Ihre Ausfertigung hatte ſie beiſammen, und der Kammerwagen war ſo proper und luxuriös, wie bei der erſten Bauerntochter. Die zwei aufgemachten Betten in den Bettladen mit hohen ausgeſchnitzten, gold- und farbenverzierten Häupten, ſinnvollen Sprüchen darauf,

konnten jeden Tag hinauf gestellt werden. Die roth-, blau- und goldausgefaßten Schränke hatte der Kistler schon längst abgeliefert. Auch polirte Kommoden standen bereit, so wie Spinnrad und Haspel mit roth und blauen Bändern umwickelt. Ja, sogar ein Kanapee hatte sie und vier nähkissenartig gepolsterte Stühle, welche der Herr Expositus spendirte, da er selbst auf eine andere Stelle versetzt zu werden hoffte. Die Sachen waren beim Sixten aufgestellt und waren das Wallfahrtsziel für alle Weiber und Mädchen der ganzen Gegend. Ihr Hochzeitstaat lag auch fertig, und übertraf den der Muchart Kathi bei Weitem an Stoff und Ausputzung. Vefi sah sich an dem gewünschten Ziel, viel früher als sie in ihrem kühnsten Hoffen gehofft hatte. Aber sie wollte das Eisen schmieden, so lang es warm war, und daß das Erkalten nicht mehr ganz fern war, das sagte ihr mehr als eine Wahrnehmung. Sie ließ dem Friedl keine Ruhe mehr, und so beschloß er denn, zum Sixten auf die Werbung, und dann mit ihm zu Gericht zu gehen.

Mit der Berechtigung des selbstständigen Mannes geht er jetzt sicher und am hellen Tage den Weg, den er so oft verstohlen mit Lebensgefahr in dunkler Nacht gemacht hatte. Der angeschwollene Fluß trieb schnelle, wilde, schmutzige Fluthen hinab, und der alte Ignatz hatte wegen des wilden Wassers einen Gehülfen bei sich. Beide aber brauchten alle Anstrengung, um die Fähre gegen den Schwall zu halten. Die Masten neigten sich leise und knarrend unter dem Andruck der Fluthen, das

Seil fibrirte die Schwingung entlang, und die Männer arbeiteten, daß ihnen der Schweiß auf der Stirne stand.

Endlich waren sie hinüber. Friedl zahlte ihnen einen baaren Sechser und stieg aus. Gedankenvoll blieb er stehen und dachte vergangener Zeiten.

Mit verschränkten Armen maß er die Höhe der Masten, den kleinen Zwischenraum, der zwischen dem schlaffen Seil und den empörten Wogen war. Er prüfte die schlanken Bäume, welche ein mäßiger Beilschlag fällen konnte, und mußte sich gestehen, daß der Weg, welchen er so oft in finsterer Nacht und allen Wettern und voll innerem Jubel zurückgelegt hatte, ein Frevel an seinem Leben war, ein gräuliches Wagestück.

Und für wen hatte er denn eigentlich sein Leben so oft gewagt! — diese Frage stellte sich jetzt zum allerersten Male vor ihn hin wie ein Riesenschatten und sie fiel wie Centnergewicht in sein Herz. Wie wurde ihm denn auf einmal!

Ist sie's denn auch werth, daß ich so viel für sie gewagt und geopfert habe? — Wie wenn ich einst es ihr entgelten lassen müßte, daß ich für sie mehr geopfert und gethan habe, als sie verdient? — Wenn eine Zeit, ein Tag käme, wo ich wünschen müßte, lieber todt an diesem Seil zu hängen, als es so oft mit Todesgefahr erklettert zu haben? — Muß meine Ehe nicht eine ausnahmsweise glückliche werden, um nicht zu bereuen, was ich ihr geopfert habe — Eltern, Heimath — Wohlstand — Ruf —? Mancherlei Gerüchte waren ihm zu Ohren gekommen, die er

für abgekartete Dinge gehalten und ihnen gerade deßhalb keinen Glauben geschenkt hatte, denen er widerstanden hatte, so lange er sie für einen Wiederhall der Eltern hielt. Jetzt war dieser beseitigt. Der Vater todt, die Mutter in gleichgültiger Abneigung. Jetzt erst dachte er darüber nach. Was war wahr daran, was nicht? — Was bedurfte er zu seiner Glückseligkeit, und was besaß Vesi davon? daß sie trank wie ein Mann, hatte in ihm schon manchmal einen leisen Widerwillen erregt. Durch die Bierwallungen erhielt ihr wildes Aufbrausen, welches ihm sonst als Jugendmuth gefallen hatte, einen groben, brüsken Ton, der ihn außerordentlich anwiderte. Selbst ihr sinnliches Anschmiegen und Anschmeicheln wurde nun plump und unschön, da ihr nichts mehr daran lag, zu locken. Friedl wußte gar nicht, wie ihm war. Wie ein Schleier fiel es von ihm. Wie ein Trunkener schaute er um sich, und als ob sich ihm eine ganz neue Welt aufgethan hätte. Ein Schwarm ganz fremder Gedanken drängte so überwältigend auf ihn ein, daß ihm ordentlich bange wurde und er sich die Halsbinde lüften mußte, um Raum zu bekommen.

„Heute kann es unmöglich sein, heute gehe ich einmal nicht in die Eulenau.“ Mit diesen Worten warf er den Rosmarinzweig, welchen er im Drang der Gedanken schon halb zerrieben hatte, in den Inn und ging planlos und gedankenvoll, wie ihm die ausgetretenen Wasser Wege ließen, in's Weite.

Der Petersberg, ein Abläufer des Riesenkopfs schiebt

sich schroff und steil wie eine Klippe in's Thal hinaus. Auf seinem Plateau, das von Hochbergen umgeben ist, steht ein Kirchlein mit Zubehör für die umliegenden Hochdörfer, und ist zugleich ein angesehener und besuchter Wallfahrtsort für Andächtige wie für Schaulustige, denn die Umschau von dort aus in das Thal hinaus ist wunderbar schön.

Friedl war in seinem Gedankendrang, er wußte selbst nicht wie, da hinauf gekommen und sah betroffen in die Gegend hinaus. Das sonst so schöne, reiche, grüne Thal war zu einem See geworden, dessen glatter Spiegel sich weit, weit in das ebene Land hinaus erstreckte. Bäume, Häuser, Kirchen schauten aus der Fluth hervor und spielten sich voll trügerischer Ruhe in dem Element wieder. Der Inn riß eine breite, wilde Spur mitten hindurch. Seine gelblichten Fluthen trugen Holz, Heu, Geräthe, Planken, welche er zum Theil in dem gebeugten Weidigt wieder absetzte. Mancher Baum, der sonst seine Wipfel hoch und aufrecht trug, war unter den Wellen zu einem Bäumchen verkürzt. Manche Hecke, mancher Busch war nur noch erkennbar durch den krausern Wirbel, der darüber hin fegte. Das Brausen der Wasser tönte so unheimlich herauf und der Wind trieb so heftig über die Aasen herunter, daß er sich fast nicht auf den Füßen erhalten konnte.

„Es gibt noch Regen genug,“ dachte Friedl, der sich diese Zeichen zu deuten wußte.

Mit leisen, scheuen Tritten betrat er die Kirche.

Wie wunderbar still und friedlich war es hier. Draußen der Aufruhr der Elemente, hier der Friede des Heiligthums. Es wurde ihm ganz feierlich und heimlich zu Muthe und die Ruhe, die ihn von außen umfing, begann allgemach auch sich in seinem Innern auszubreiten. Er sehnte sich nach Friede, nach Versöhnung. Er dachte, wenn er jetzt seine Mutter hier hätte, oder sonst ein Wesen, das ihn liebte, dem er vertrauen könnte, wie es ihn erleichtern würde, so recht von Herzen weg zu reden, wie sich Alles dann ordnen würde, wie am Ende doch noch Alles recht werden könnte. Es war ihm, als sei sein ganzes Wesen ein anderes geworden.

Ein heiliges Gefühl zog Friedl'n auf die Kniee. Da er kein Wesen um sich hatte, das ihm angehörte, so wendete er sein Bedürfniß nach Oben. Recht innig betete er, oder dachte er vielmehr, wie er einen neuen, guten, aber auch gesegneten Weg antreten möchte, und bat Gott, ihn zu leiten und zu unterstützen.

Da regte es sich hinter einem Pfeiler. Ein leises Lispeln, das leise, brünstige Beten ward laut, vernehmbar, endlich auch Worte rangen sich im heißen Drang des Flehens von den Lippen los.

„Nur ihn lasse glücklich werden! Auf alles Glück will ich selbst verzichten, keinen Herzenswunsch mehr hegen, wenn die seinigen erfüllt werden. O laß mich nicht erleben, daß er unglücklich werde, wende allen Segen auf sein Haupt. Laß dir mein Flehen gefallen, laß mich nicht unerhört von dir gehen in dieser heißen Stunde,

o Mutter der Gnaden. Mache seine Stege richtig und seinen Weg leicht, höre, höre mich, und sage Ja und Amen!“ schluchzte es leise.

Friedl war ganz verblüfft, als er leise und scheu aus der Kirche trat. Das Herz schlug ihm wie damals, als er vom Haberfeld in der Nacht nach Hause eilte. Er ließ sich auf die Bank unter der Linde fallen, welche neben der Kirche stand, und einzelne heiße Thränen rannen ihm über die Wangen. Sein Herz war endlich gelöst, die Rinde geborsten: das kümmerte ihn nicht, wer seine Thränen sah. Er zog sein Tüchlein heraus und ließ sich gehen in seiner Wehmuth.

Da legte sich eine warme Hand auf seine zitternde. Er schaute auf und in ein Gesicht, von dem der Wiederschein des himmlischen Verkehrs leuchtete. Es war Thekla, die er so lange nicht wiedergesehen hatte. Sie war bläßer und magerer geworden von der Thätigkeit am Krankenbett. Mancher innere Kampf war in ihre Züge geschrieben, aber auch mancher leuchtende Sieg. Wenn sie an äußerer Blüthe eingebüßt hatte, so hatte sie an innerer gewonnen und ihr ganzes Wesen war so geistig und freudig gehoben, daß Friedl sie nur immer anstaunen mußte.

„Grüß Dich Gott, Friedl, und wie mich's freut, daß ich Dich wieder einmal sehe, ich bin beim geistlichen Herrn oben auf Besuch, könnte leicht sein, daß mich morgen das Wasser nicht mehr herüber läßt. Gelt, es

schaut wild aus da unten. Was macht die Mutter? — Aber sag', was hast Du? — sieh' mich doch auch an."

Friedl hielt noch immer ihre Hand fest in der seinen und weinte leise.

„Ich hoffe, wir bleiben gute Freunde," sagte Thekla nun ernster und mit weicher Stimme. „Ich habe vergessen und vergeben. Vergiß und vergib Du auch."

„O Thekla, ich habe Dir nichts zu vergeben, Du hast mir nur Liebes und Gutes gethan, und ich Dir so viel, viel Unrecht."

„Das ist vorbei und verschmerzt. Aber ich sehe, Du bist tief im Leid; ich möchte nicht von Dir gehen, ohne die alte Schwesterschaft und ein Recht an Dein Vertrauen geltend zu machen. Kannst Du mir sagen, was Dich beschwert? — Ist es Deines Vaters Tod? — Sieh', dann mußt Du versöhnen durch Gehorsam in seinen Willen! Du kannst noch viel gut machen. — Ist es die Mutter, die Dir die Reuethränen auspreßt? — Ja, so lauf' nur gleich, ich weiß, sie nimmt Dich mit offenen Armen wieder auf. — Auch nicht? Nun, Du wirst dann schon wissen. — Und Gott behüte Dich und segne Deinen Ausgang und Deinen Eingang. Leb' wohl, und vergeß die Thekla nicht ganz."

Friedl hielt ihre Hand so krampfhaft umschlungen, mit ordentlicher Angst, als sollte er sie dem Wasserschwall da unten entreißen.

„Muß es denn so schnell sein? O, warte nur noch ein wenig, nur eine kleine Zeit noch laß mich zu Dir

reden, in Deine treuen, herzigen Augen schauen. O, was bin ich für ein blinder Heide gewesen!"

„Sei ruhig — es wird sich Alles machen. Laß mich nur hören, daß es Dir gut geht, und vor Allem mache die Mutter gut. Das mußt mir versprechen. Du machst bald Hochzeit, wie ich höre, schau, Friedl, das ist eine schwere Sach'. Da gehört schon ein Segen dazu. Also thu', was an Dir ist, daß Du Dir den Segen Deiner Mutter erwirbst. Und jetzt behüte Dich tausendmal Gott, und bleib' gesund. Laß mich jetzt los. Es wird spät."

Friedl hatte nach Worten gerungen, wie ein Ertrinkender nach einer helfenden Hand. Diese faßte er nun fest in seine beiden und erzählte der Thekla, wie Alles gekommen war von Anfang an bis auf die heutige Werbung, von seiner wunderbaren Sinnesänderung, seine tiefsten Gedanken, wie er überall auf Widerstand traf, und doch nicht aus dem unglücklichen Bande los kam.

„Ach Thekla, ich bin tief im Verdruß und weiß mir nicht zu rathen und nicht zu helfen," so schloß er seine lange gedrängte Erzählung.

„O Du liebe Frau, wie dank' ich Dir, daß Du mein Gebet erhört hast. Jetzt sehe ich Deinen leibhaftigen Fingerzeig. Wie viel leichter wird mir jetzt das Leben werden, da mir dieser Stein vom Herzen genommen ist. Friedl, hier braucht es wohl Ueberlegen, und Du wirst es auch noch überlegen. Glaub' nicht, daß der Eigennutz aus mir redet, oder sonst eine gehässige Leidenschaft. Mein Herz will nur Dein Glück, und unsere Wege

geh'n weit aus einander. Aber wie Bruder und Schwester wollen wir einander anhangen, und als eine treue, redliche Schwester warne ich Dich, die Vefi ist keine richtsinnige Person, und die macht Dein Unglück. Kannst Du es über's Herz bringen, Deiner Mutter, die jetzt so allein dasteht, eine Tochter aufzudringen, die das Unheil in ihr Haus führte? Die Vefi macht Dich unglücklich. Ueber die Vefi wirst Du noch jammern und seufzen."

„Ich glaube es fast selber, aber was hilft es?" sprach Friedl mit traurigem Bedenken. „Ich muß an ihr gut machen und an ihrem Kind, was ich an einem Dritten verschuldet habe. Wie mir dieser Jäger nachgeht — ich kann und kann Dir's nicht sagen. Denk' nur, wie mir oder Dir wäre, wenn wir so frisch und jung und mitten in unseren Sünden aus dem Leben hinaus gestoßen würden! Ich habe Dir in München an keiner Kirche vorbeigehen können, ohne ein Vaterunser für seine arme Seele zu beten. Immer und immer sah ich ihn vor mir mit der Kugel im Herzen. Weil ich denn an ihm nichts gut machen kann, so will ich's an seinem Kind und der Vefi thun."

„Das lob' ich an Dir. Gibt es aber dazu nicht andere Mittel und Wege? Laß das Kind erziehen, gib der Vefi ein Heirathgut. Ihr könnt ja so Etwas leicht thun."

„Ja, und der Eidschwur, den ich ihr habe leisten müssen? Wer nimmt mir den ab? Thekla, Du glaubst es nicht, und ich möchte Dir es nicht sagen, mit wel=

chen schrecklichen Flüchen sie mich bedroht hat! So was kann ausgeh'n. Ein grausames Gemüth ist sie allewege."

„Was die Bösen fluchen, hört Gott nicht. Denk lieber an die letzte — Rede Deines Vaters. In der ganzen Landschaft spricht man davon. Alle Dienstboten sind scheu davon. Wird eine Frage sein, ob Dir Einer auf der Mühle bleibt. Hat nicht Dein Vater gedroht, die Räder Deiner Mühle müssen stehen bleiben, wenn Du gegen seinen Willen sündigst. Wenn Du Unglück hättest auf der Mühle! —"

„Ach, das waren Fieberreden. Was soll der Mühle geschehen. Mein ist sie einmal, nehmen kann sie mir Niemand. Nimmt sie das Wasser mit, so bauen wir sie wieder auf. Brennt sie nieder, so bauen wir sie ebenfalls wieder auf. Wer könnte sonst meiner Mühle was anhaben?"

„Unser Herrgott hat viele Wege und viele Ruthen, und ein Sterbender sieht weit, weiter als sonst schwache Menschen. Man muß das Schicksal nicht herausfordern. Gelt, der Expositus —"

„Nur den nenne mir nicht, der Alles durcheinander hetzt und bandelt. Wer ist denn Schuld, daß der Vater gar so zuwider geworden ist? Wer hat ihm denn Alles und Jedes zugetragen? Wer ist denn Schuld, daß ich so geschwind heraus kommen mußte? wer ist denn Schuld, wie er, daß die Vesi vom Testament gehört und mit ihrer unsinnigen Wuth auch mich angesteckt hat? Es ist wahr, ich hab' nicht gethan, wie ich sollte, wenn

aber Eins da bohrt und das Andere dort, schlagt endlich der ruhigste Mensch über die Stränge. Ich habe dem Menschen meiner Lebtag nichts zu Leid gethan, aber von Klein auf hat er mich verfolgt, und wenn er mir hat eine Tracht Prügel anschreiben können, so war ihm geholfen. Und auf derselbigen Hochzeit, über welche ich mich schämen werde, so lange ich lebe — war Alles sein Thun."

„Sei still, er ist nicht zu neiden, er sieht und schmeckt die ganze Welt nur durch ein Mixturglas. Ist er deßwegen nicht zu bedauern? — Ein Mensch, der einen andern nicht glücklich sehen kann, kann auch selbst nie glücklich sein. Aber ich verschwätz' mich ganz, und da kommt wieder ein Regen herüber, schon fängt es zu tröpfeln an. Nur das Eine versprich mir noch, daß Du nichts übereilen willst. Gelt, das versprichst Du mir? Gib mir die Hand darauf. Ueberlaß es unserm Herrgott, der wird's schon hinausrichten. — Ich weiß, heirathen mußt Du jetzt, allewege der Mühle halber. Da drüben in Oberaudorf weiß ich Dir ein Mädchen, die ist wie für Dich geschaffen. Brav, häuslich, guten Gemüthes und bildsauber. Die Vonbecker Franzi. Sie kennt Dich gar wohl, und Du gefielst ihr halt gar sehr. Da hätte ich doch den Trost an meinem traurigen Krankenbett, daß Du glücklich würdest, daß die Mutter auch noch helle Tage hätte, und dafür, — dafür ließe ich mich adern. Braucht ihr dann einmal eine Gevatterin, dann über-

geht fein die Thekla nicht. Kein Weg soll mir zu weit sein. Und jetzt behüte Dich Gott vieltausendmal."

In ihren treuen, guten Augen blinkten Thränen des herzlichsten Anhängens. Lange, fest und innig drückte sie ihm die Hand und eilte dann flüchtigen Schrittes den Berg hinunter.

Friedl starrte ihr nach, nachdem sie schon lange entschwunden war. Noch immer stand er da. Nicht trennen konnte er sich von der Stelle, wo er zum letzten Mal in ihr liebes, gutes, stilles Gesicht schaute, immer noch horchte er, als sollte er die liebe, traute Stimme nochmal vernehmen, die so voll guten, uneigennützigen Sinnes zu ihm sprach. Er fühlte den Regen nicht, der nun wieder in vollen Strömen herniederrauschte, er achtete des Sturmes nicht, der auf dieser Höhe pfiff und sauste, ihm war wie im Traume, oder wie Einem, der von Glück, von Schätzen geträumt hat und nun auf seinem elenden Lager zu einem öden, armen Leben erwacht.

Trunken und träumend ging er nach Hause, bis in die späte Nacht zehrte er an der letzten Stunde auf dem Petersberg. Hundert- und hundertmal rief er sich Thekla's Stimme, ihre Worte, ihre Miene zurück, und zugleich all' jene längst verschwundenen Tage, so voll Glückes und Befriedigung. Thekla! so ein liebes, einfaches, herzliches Wesen! — wie erbleichte neben ihr die feine Gräfin mit ihren Falbeln, Echarpen, Locken und Flottans! Diese hatte er wie einen kostbaren auslän-

dischen Vogel bewundert, Vesi hatte er mit den heißen, geschmeichelten Sinnen geliebt — Thekla liebte er mit dem Herzen, mit dem ganzen vollen warmen, erst jetzt zum Bewußtsein erwachten Herzen.

Aber Vesi — das Kind — der Jäger — der Hirschfänger — bald hatte er Thakla's Hand gefaßt, dann legte sich ihm wieder die schwere, volle Hand Vesi's auf die Achsel — dann fiel er tief in lauter Messer, und endlich entschwand ihm auch dieses Traumbewußtsein, und und er fiel unter dem Rauschen des Regens, dem Brausen des Mühlbachs und dem Klappern der Räder in tiefen Schlaf.

> Die Erde bebete und ward bewegt, und die Grundfeste der Berge regete sich und bebete da er zornig war.
> Da sahe man Wassergüsse und des Erdbodens Grund ward aufgedeckt.
> Psalm 18.

Mitten in der Nacht schrack Friedl auf. Er setzte sich aufrecht und lauschte erstaunt. „Wie ist mir denn?“ sprach er bei sich, „höre ich doch kein Wasser und auch keine Mühle — hat der Zumüller eingestellt — und warum?“ — Horch! — Es zittert kein Balken, es klappert kein Rad, es knarrt keine Grindel, es knattert kein Beutelkasten. — Wirklich — aber ich höre ja auch kein Wasser — sollte der Zumüller die Leier auf=

gezogen haben — aber dann müßte ich doch die Schleuße hören. — Oder bin ich noch in meiner Kaserne in München, und Alles, die Kirchweih', des Vaters Leiche, die Vef, die Thekla, war Alles nur Traum? Aber nein, das ist ja die Oberstube auf der Mühle — da die alte Uhr — und dort der Großvater im Portrait. —

Friedl stand auf, kleidete sich an und tappte sich durch das Mühlwerk. Alles war still und finster, kein Mensch zu hören und auch die Laterne verlöscht. Friedl trat auf die Laufplanke, die über den Bach führt — Alles todtenstill. Kein Rieselchen zu hören, nichts als das Rauschen des Regens. Es war wie ausgestorben.

Friedl'n stand der Verstand still. Von der Frau Feldwebelin hatte er, als er in der Kaserne wohnte, zuweilen Bücher geliehen bekommen. Er erinnerte sich, eine Geschichte gelesen zu haben, daß Leute eingeschlafen und erst nach vielen, vielen Jahren darnach erwacht wären. Alle Zeitgenossen waren unterdessen gestorben, von den Lebenden erkannte sie keiner mehr, und sogar ihre Namen waren verschollen.

„Wäre gar nicht übel, wenn ich auch verschollen wäre, wenn ich etwa so ein 40—50 Jahre geschlafen hätte und mich jetzt kein Mensch mehr kennte. Die Thekla wäre auch ein altes Weiblein geworden. — Das muß untersucht werden — gleich auf der Stelle.“

Er ging den Bach entlang bis dort, wo die Schlucht eine Mündung machte. Hier hörte er Stimmen.

„Gott sei Dank,“ sagte Friedl bei sich, „mit dem Ver-

schollensein ist's nichts. Dort sind meine Leute, und da kommt auch der Waldmandl mit dem Zumüller. Was ist denn los, Zumüller, wo ist denn das Wasser geblieben?"

„Ja, horcht nur, wie's da oben haust," erwiederte dieser, nach der Schlucht deutend. Friedl horchte. „Knack — Knack — Knack — ein Mal stärker als das andere Mal. Es ist gerade, als ob ein Riese ein Schock Bäume zumal über den Knieen abbricht, dann poltert es wieder, als ob man mit Felsenhäuptern schusserte, und wieder rauscht und rieselt es, als ob man einen ganzen Berg durch das Wurfgitter schaufelt. Hört nur."

„Was kann jetzt das bedeuten?" fragten sich die Leute, die nach und nach aus den Ortschaften herbeigekommen waren, mit langen Gesichtern.

„Was das bedeutet? Das kann ich Euch sagen," meinte der Zumüller. „Das bedeutet, daß der Regen ein Stück vom Berg herunter gewaschen hat, die Schandlspitz klafft ja schon lange — dieß Stück Berg ist gerade in unser Wasser gerutscht, hat es gestemmt und jetzt braucht es einen Regenguß, bis das Ding wieder schiebig wird. Nachher aber heißt's Acht geben, da wird's wild thun."

„Meinst, Zumüller?" fragte Friedl zweifelhaft, welchem um sein Mühlwerk bang war.

„Gewiß auch noch. Vor dreizehn Jahren — sellemals hat Euer Vater noch gelebt — ist's dasselbe gewesen. Der Berg druckt und druckt ja schon lange seine

Brocken herunter. Anderthalb Tage ist das Wasser ausgeblieben. Aber nachher ist's daher gestürzt, daß man gemeint hat, die Mühl und Alles nimmt's mit. Hört Ihr, wie's rebellt? — das ist heilig wieder die Schandlspitz. — Wie's kracht und donnert. — Jetzt rührt Euch aber, Burschen, daß wir uns fürseh'n. Hab' mir gestern schon gedacht, daß es was gibt, daß es was absetzt, weil die Ratzen gar so rührig waren. Eine um die Andere ist über die Laufplanke hinausspaziert und in den Wald hinüber. Gelt, habt mich ausgelacht? Da habt Ihr's jetzt. So ein Vieh ist oft gescheuter als ein Mensch. — Jetzt die Hände gerührt, und in die Mühl. Handknecht und Du, Drittler, auf die Wehr mit Euch und den Wasserschutz aufgezogen — zwei-, dreimal hängt Ihr ihn ein — die Laufplanken herein — den Steg mit Seilen angebunden, sonst nimmt ihn das Wasser mit fort. — Wir zwei gehen derweil in die Mühl, und stellen das Mühlwerk — die Ketten dort nehmen wir, die Grindel fest zu machen. 's wird eine Gewalt brauchen, dem Wassersturz zu widerstehen. Vorschau'n ist besser als Nachschau'n. Die Hauptsache ist, daß das Werk sicher zugestellt ist. — Heda, ihr Buben, ihr könntet derweil das Holz, die Bretter und die Hundshütte auf den Heustadl hinaufschleppen. Das wäre das Erste, was das Wasser mitnähme. Mehl und Getreid thun wir auf den Kasten — "

„Ei, was fällt Dir ein, Zumüller," unterbrach ihn Friedl in seiner Arbeitshitze. „Wir werden doch das

Wasser nicht in's Haus kriegen? so weit ist's doch noch nie gekommen."

„Könnt Ihr nicht wissen. Wär's auch nur auf eine Stunde, so thät's Schaden genug. Sellmals vor dreizehn Jahren ist's dahergeschossen, daß es nur so gebrüllt hat. Den Felsbrocken dort, den hat es dahergespült wie einen Schuster. Liegt heutig's Tags noch auf der Wiese, weil ihn Keiner weiter gebracht hat. Ist aber ein fruchtbares Jahr drauf geworden."

Friedl, der Zumüller, die Bau- und Mühlknechte, arbeiteten mit Seilen, Ketten und Stangen bis an den späten Morgen, und als der graue Regentag endlich anbrach, war die Mühle so gut versichert, um allen Wassergefahren trotzen zu können. Die Häuser, welche unterhalb der Mühle dem Bach entlang stunden, folgten dem Beispiele der Mühle, und Alles, was das Wasser mitreißen konnte, wurde ausgeräumt; denn obwohl sich die Schlucht weiterhin schon zu einem ansehnlichen Thälchen ausbreitete, kannte man doch hinreichend die Gewalt des von so vielen Quellen und Bächen genährten Bergwassers, um sich für alle Fälle zu rüsten.

Die ganze Nacht hindurch und auch am Tage wiederholte sich der Lärm und das Getöse auf eine grauenhafte Weise. Es donnerte, rollte und krachte, als ob der Berg in Stücke bräche, oder als ob Rübezahl spukhaften Andenkens da oben ein Preiskegelschieben gäbe. Die Burschen wagten sich eine Strecke weit die Schlucht hinauf, so weit es die flacheren Ufer gestatteten. Da, wo sie aber

recht abschüssig wurde, mußten sie wieder umkehren, da durch die Nässe das Erdreich so schlüpfrig und haltlos geworden war, daß man nicht festen Fuß fassen konnte, und im jetzt leeren Bachbette hinauf zu dringen, war auch nicht rathsam, da das Wasser schnell daher kommen konnte, und die Felsen und Bäume, die es gewöhnlich mit sich riß, Alles zerschmettert und jede Rettung unmöglich gemacht haben würden.

Gegen Mittag strömte der Regen, der etwas nachgelassen hatte, auf's Neue mit einer so unerhörten Gewalt herunter, als wären alle Wolkenbänder mit einem Male gerissen.

„Jetzt gebt Acht," sagte der Zumüller, „der Guß macht's flüssig. Jetzt wird's gleich kommen. Du, Drittler, Du stellst Dich hinauf auf's Höckerl, stell Dich nur unter den Heustadl, von da siehst Du ganz weit hinauf; und sobald Du es daher tosen hörst, dann schreist was Du kannst."

Der Drittler nahm einen Mehlsack zum Schutz gegen den strömenden Regen über den Kopf, nach Art der egyptischen Damen zur Zeit der Zenobia, und gab Acht, um zu schreien was er konnte, wenn das Wasser käme.

Gegen Nachmittag schüttete es nur so.

„Haltet die Stangen bereit, jetzt kommt's schon gewiß gleich," mahnte der Zumüller, und Alles stand auf dem Sprung.

Aber es kam Nichts, obwohl der Drittler Acht hatte, was er nur konnte, und schon naß war bis auf die Haut.

Am Abend sagte der erfahrene Zumüller: „All das Wasser, das vom Himmel gießt, hat sich da oben gestemmt. Je länger es ausbleibt, je wilder wird's hausen. Unser lieber Herr Gott verhüte nur, daß es in der Nacht daher kommt. Dann würde er uns bös herumjagen.

Aber die Nacht verging, und das Wasser kam immer noch nicht. Am Morgen endlich sagte der Zumüller gar nichts mehr, sondern schüttelte nur bedenklich den Kopf. —

Endlich am Mittag schrie der Drittler von seinem Lug aus, was er schreien konnte: „Das Wasser, das Wasser!"

Alles stürzte aus den Häusern und sammelte sich am Bach. Die Männer griffen zu ihren Stangen, zu den Seilen, schlupften in ihre Wasserstiefel, die Weiber nahmen ihre Kinder auf die Arme und zogen ihnen ihre Schürzen über den Kopf. Mit ängstlicher Spannung sah Alles den Bach hinauf, in dem endlich ein Wässerlein herniederrann, kaum groß genug, um eine Kindermühle zu treiben.

„Jetzt haltet Euch zusammen, jetzt wird's gleich herantosen. So ist's gerade vor dreizehn Jahren auch gewesen. Aber dasmal wird's schon ärger kommen, weil es so lange ausgeblieben ist."

Richtig, der Zumüller hatte dießmal Recht. Es kam. Das Rauschen, das Krachen, das Knattern kam näher und näher. Stumm und angstvoll sahen alle Leute die Schlucht hinauf, hinter deren nächster Biegung

es jeden Augenblick hervorkommen mußte. Endlich hatte es auch diese Biegung überwunden. Es kam. — Aber nicht in springendem, tosendem Wasserschwall kam es, nicht mit schäumender Welle stürzte es heraus, nicht jagte es heraus wie vom Wind getrieben — langsam — langsam, aber mit fürchterlicher Macht und Unwiderstehlichkeit kam eine schwere, gräuliche Masse herangeschoben, heranwälzte sich ein flüssiger Berg von Kies, Gestein, Felstrümmern und ganzen Rasenstücken, gespickt mit Planken, Brettern, Häuserspalieren und gebrochenen, zersplitterten Bäumen. Thurmhohe Fichten, mannsdicke Buchen knickten unter der gewaltigen Wucht, die Alles vor sich herschob, verschlang und in sich begrub, was sich auf ihrem Wege befand.

„O weh! jetzt ist's gefehlt!“ rief der Zumüller, „das ist ein Bergschlüpf. Dem widerstehen wir nicht. Besser wär's uns, der ganze Inn käm' da heraus, als dieser Berg. Räumt aus, Ihr Leute, schaut nach Euern Häusern, da ist nicht zu helfen, nicht zu rathen.“

Die größte Bestürzung hatte sich der armen Menschen bemächtigt. Keiner wußte, was thun oder lassen, Keiner, wo und was er zuerst angreifen sollte, was er forttragen und was er zurücklassen sollte. Wasser- und Feuersnoth wußte man zu begegnen. Dieses war ein fremder Feind, von dem man noch nicht wußte, wie weit sein Wirken gehe, mit welchen Waffen er zu bekämpfen sei. Rathlos lief Alles hin und her, die Kinder schrieen, die Weiber

klagten, und das Mannsvolk sah unthätig und wie festgebannt dem Walten dieser grausen Macht zu.

Ununterbrochen, gleichmäßig, wie aus Maschinen strömte unterdessen der Regen fort, und ununterbrochen leerte der angebrochene, von tausend Rinnsalen durchsickerte und aufgelöste Berg seine Eingeweide in das Thal aus, welches, nachdem sich die Oberkleidung, Rasen und Waldung abgelöst hatte, erst den rechten Zug bekam. Ganze Kieslager rutschten rauschend und rieselnd hinab, und ihnen nach und abgelöst von ihren Fundamenten stürzten donnernd ganze Felsstücke, Alles mit sich in die Tiefe reißend, was sich auf ihrem Wege befand.

Die entsetzliche Masse hatte, von dem strömenden Regen in gleichmäßigem Fluß erhalten, schon am zweiten Tage das Bett des Baches ganz ausgefüllt, am dritten Tag stand sie über Hauseshöhe, und die steilen Wände der Schlucht waren unter ihr verschwunden. Die Häuser, welche oberhalb stunden, hatte der Fluß bereits erreicht, ein paar Schritte weit wie Kartenhäuser vor sich her geschoben und sie dann überwälzt und in einem Moment in Splitter verwandelt. Nun aber wurden auch die unteren Häuser und die Mühle an der Thalmündung bedroht, denn unaufhaltsam schob es nach.

Die Noth war groß. Langsam und stetig quoll es herab, aber schon war auch die Tiefung bei der Mühle ausgefüllt, und der Lavaberg stieg die Wiesen hinan. Die Häuser mußten geräumt und abgetragen werden, wenn sie nicht umgestürzt sein wollten. Am vierten Tag

war die Thalmündung, sonst ein ziemlich tiefes Gesenk, ein haushoher Berg geworden; der Fluß, in der Ebene nicht mehr den raschen Abfall findend, stand plötzlich, unten wenigstens. Oben in der Bergschlucht sah es um so gefährlicher aus.

Ganz nahe wo der Bruch niederging, bildete das Gebirge eine leichte Einsenkung, eine steile Flucht hinab mit weichen, grünen Matten überkleidet, in deren Tiefe die Ortschaft und hart am Fuß derselben die Tafern zur Geißelmühle lag.

Gerade hier begann sich die Fluth, welche nach unten keinen Zug mehr hatte, zu stemmen. In wenig Stunden hatte sie sich zu einem Hügel angeschoben, und wieder in wenig Stunden war der Hügel ein Berg geworden, der leise hin- und herrückend sich allmählig der Einsenkung zuneigte und alle Wahrscheinlichkeit gab, daß er seine Masse dahinunter leeren würde, welche dann, wie ein wohlberechneter Guß aus der Douche, gerade auf die Dächer der Häuser treffen und mit der Macht einer Lawine Alles unter sich begraben würde.

Jammern und Wehklagen füllte die Gegend, Alles strömte herzu, um das schauerliche Schauspiel anzustarren, gegen welches keine menschliche Hülfe möglich schien. —

Ingenieure kamen mit ihren Arbeitern. Schutzdächer gegen die Fluth, die vom Himmel rauschte, wurden erbaut, Tag und Nacht brannten die Feuer darunter, Tag und Nacht wurde gearbeitet, um dem Fluß wieder Luft

nach der Mühle zu verschaffen. Aber was vermochten menschliche Kräfte gegen eine solche Macht der Elemente! Physische und intellectuelle Anstrengungen waren hier machtlos, wie ein Rohr im Winde.

Sieben Tage der Angst und Bange waren so vergangen; aber noch immer strömte der Regen fort und noch immer drückte die Muhre nach, und Alles, was die hundert und hundert Arme vermochten, war nur, den angeschobenen Hügel über dem Bergrücken so zu lüften, daß er sich nicht hinunterstürzte.

Da, eines Morgens, bemerkte man, nachdem es in der Nacht zuvor fürchterlich getost und gekracht hatte, daß der Berg seine Gestalt verändert hatte, die eine Kuppe war verschwunden und viel tiefer unten, etwa auf der halben Höhe des Berges hatte sich eine neue gebildet, die immer tiefer und tiefer sank. — Wenn der Mensch mit seinen irdischen Mitteln am Ende ist, dann sucht sein Blick die Höhe; es wurde beschlossen, das hochwürdigste Gut, welches schon seit Beginn der Gefahr in der Kirche ausgesetzt war, in Prozession auf die Stelle des Unglücks zu tragen und dort den anzuflehen, dessen Hand die Berge bewegt und die Wasser stehen heißt und den Winden gebietet.

Die ganze Gegend rüstete sich zur Theilnahme zu dem feierlichen Gang. In Festkleidern, aber mit erschreckten, bangen Herzen kamen die Bewohner des ganzen Thales herangezogen, um sich der Prozession anzuschließen, die in schwerem Regenguß einen seitwärts liegenden

Bergrücken zu erklettern hatte, um dem Schauplatz des Unglücks auf einer sichern Stelle nahe zu kommen. Und ein mühsamer Weg war es, auf dem vom Regen aufgeweichten Rasen die steile Anhöhe hinan zu kommen. Voraus der Meßner mit der weithin schallenden Glocke, dann die Chorknaben mit dem singenden Schullehrer. Diesen folgten die Fahnen, deren schwere Falten bald vom Regen durchnäßt hin- und herflaggten. Der greise Pfarrer mit dem Allerheiligsten mußte von zwei Männern geführt werden, und der seidene Baldachin schützte ihn kaum dürftig vor dem Regengusse. So klimmten sie langsam und mühevoll den Bergrücken hinan, bis sie, nur durch eine Schlucht getrennt, dem Bergschlüpf gegenüber standen. Hier wurde Halt gemacht und die traurige Gemeinde sank in die Kniee, die Augen auf den fürchterlichen Berg geheftet, der unaufhörlich seine Eingeweide ausspie, und dessen Krachen und Knattern oft die Worte verschlang, die der Priester betete.

„Dort schaut hin,“ hieß es auf einmal, „wie sich's dort bewegt — rutschen nicht die Bäume? Der Wald, der Wald kommt,“ kreischten plötzlich hundert Stimmen, und Aller Hände zeigten nach der Stelle, Aller Augen waren auf die grünen Wipfel geheftet. Und siehe da, hier trat die grause Vision des Dichters von dem wandelnden Wald in die Wirklichkeit. — Ein ganzer Wald kam angeschoben und rückte heran, von Nimrodischen Kräften bewegt. Starres Entsetzen füllte Aller Herzen. Eine ungeheure Strecke Holzung hatte sich von der lehmi-

gen Unterlage abgelöst und rutschte nun den Berg herab, dem Schlammwall zu, Alles unter sich begrabend. Aufrecht kamen sie dahergeglitten, die mächtigen, thurmhohen Fichten, die gewaltigen Buchen, die weitzweigigten Föhren und Eichen, von schreiendem Gevögel umkreist, dort und da einen erschreckten Fuchs aus ihrem Dickigt entlassend. Langsam rückte das Contingent herab, ihm nach schob ein zweites, und diesem folgte eine dritte Strecke; — es war, als ob die ganze Bergwelt auswandern wollte. Jammern und Wehklagen erscholl aus dem Haufen; wenn der Wald sich am Hügel anschob und überstürzte, war das ganze Thal verloren. Heiße Gebete stiegen auf; die Rauchfässer schwangen sich, die Häupter waren entblößt, die Kniee wurzelten in den aufgeweichten Boden, aber die Augen Aller waren dem Fortrücken des Waldes gefolgt — Zoll für Zoll — mit spannender Angst sah man ihn sich dem Erdwall nahen — jetzt — jetzt stieß der erste Baum an den Verhau, der sich dort von angeschobenen Stämmen gebildet hatte — ein Ruck weiter — ein fürchterlicher Krach — und eine ganze Reihe derselben, die Spitze der Phalanx war gefällt. — Ein Schreckensschrei folgten dem dritten Ruck — der Priester hob die Monstranz in die Höhe, alle Stirnen beugten sich, alle Hände bekreuzten sich. — Als sie wieder aufsahen, stand der Wald. Er hatte sich eingekeilt, so daß seine breite Strecke gleichsam ein Wehr für das Nachgeschiebe bildete. Das Thal war gerettet.

Am achten Tage wurde die Muhre langsamer, spär-

licher — am neunten floß nur noch schwaches Gerölle — am zehnten stand sie.

Auch der Himmel hatte sich erschöpft. Der Regen hatte aufgehört. Zum erstenmale nach vielen, vielen Tagen zeigte sich der blaue Himmel, strahlte eine Sonne hernieder auf einen Graus der Zerstörung, wie ihn nicht die verheerende Gewalt des Wassers noch des Feuers hinterläßt und dem beschauenden Menschen kam Furcht und Zagen an.

Das ganze Thal, umkränzt von grünen Matten und waldbewachsenen Bergen, war zu einer wüsten Ruine geworden, mit Schutt, Gerölle und Steintrümmern übersäet. Was Berg war, war zum Thal geworden. Wo frische Bergwasser brausten, hatte sich eine Schlammmauer aufgeworfen. Die Wiesen waren in ein Netzwerk versandeter Rinnsale verwandelt. Die grünen Hügel umher in zerrissene Schluchten und Rünste eingestürzt. Anstatt der Rasen und Moosdecken an den steilen Leiten klaffte lebendiger Urbau, und der ganze Gang des Flusses war ordentlich gespickt von tausend und aber tausend gefällten Bäumen, die in allen Abstufungen, vom grünen Wipfel an bis zu dem zerspliſſenen Stamm aus der erstarrten Masse hervorragten. Ueber sechzig Tagwerk schlagbare Waldung war darin begraben.

Traurige Menschen gingen klagend umher und suchten vergeblich nach der Stätte, die ihre Heimath gewesen. Jetzt erst konnten sie den Umfang ihres Elends übersehen. Ihnen war buchstäblich die Scholle unter den Füßen entwichen, sie konnten heute nicht mehr sagen, wo

ihr Gestern war. Derartig hatte sich die Gegend verschoben und verändert, daß jene, die seit ihrer Kindheit dort gewohnt, ganz fremd in ihr geworden waren. Keiner konnte mehr bestimmen, wo dieser Busch und jener Hügel war, und die Stätte ihrer Häuser war für ewig verwischt, unter dem gewaltigen Fußtritt der Elemente — nicht mehr zu finden.

Die Aenger umher waren bedeckt mit dem Holzwerk der abgetragenen Häuser. Ganze zerlegte Existenzen lagen zerstreut oder haushaltungsweise umher, wie sie der Zufall oder der Drang des Augenblicks zusammenstellte. Balken, Thüren und ihre Bekleidung, Fensterflügel, Backtröge, Kuhbarren, Hundehütten, Handwerkszeug, Stubengeräthe, Küchengeschirr lag und stand unter einander. Hier war ein Webstuhl, dort ein Schusterschemel, auf dem Schnittstuhl stand eine Wiege, in dem Kuhbarren logirten Teller und Schüsseln, und die Zicklein meckerten in der Hühnersteige. Am Rocken des Spinnrads baumelte eine Pelzmütze, und in der Futtertruhe strampelten Kinder. Dort lag ein abgebrochener Ofen. Auf den rußigen Kacheln stand eine Pfanne voll Mus. Hier ein leerer Uhrkasten, und in seinem Dunkel pipten Hühner. Dort unter einem nothdürftigen Schutzdach brüllten Kühe, hier zwischen einer Pferche von Streuhaufen blöckten Schaafe. Alle Thätigkeit ruhte. Die Leute gingen umher auf dem allmälig vertrocknenden Schlammberg, und suchten nach Spuren ihres früheren Segens.

Auch der Friedl kletterte auf und ab, stumm und schweigend mit trockenen, heißen Augen. Dort oben auf einer Abflachung des Schlammes ragte ein schwarzer Gestänð aus dem Gerölle hervor. Friedl klomm an dem Fils von Gestrüpp und Zweigen bis hin, und sah, auf den Leib gelegt, hinunter in den Schornstein der Mühle. Gleich daneben sprießte ein frischgrünes Zweiglein aus dem Schutt. — Es war der Wipfel des hohen Vogelkirschbaums neben dem Hause, welchen er sich selbst in seinen kühnsten Kletterperioden nicht zu ersteigen traute. Von der Fluth begraben streckte er den letzten grünen Gruß wie zum Abschied heraus. Dort auf dem Gemeindeanger lag das Mühlwerk, Balken, Räder, Spillen, Grindeln, Beutelkästen und Hausgeräthe todt und nutzlos wie seines Lebens Anfang.

Es litt ihn nicht mehr da. Er arbeitete sich die Schlucht hinauf durch Schutt, Gestrüpp und Baumstämme, dem Herd des Unglücks zu, wohin bis jetzt auf diesem sonst gewöhnlichen Wege noch Niemand gekommen war. Mit Waldung war die Muhre gespickt wie mit Nadeln. Hier ragte eine Fichte mit Aesten und Krone kerzengerade heraus, dort streckte eine tiefbegrabene Eiche die knorrigen Wurzeln in die Höhe. Hier war eine ganze Gruppe Birken ineinandergefilzt — dort lag eine Riesenföhre quer über das Flußbeet, wie ein Wellbaum, und in sie gespießt ganze Barrikaden von kleinerem Gehölz.

Der Bergkessel, wo der Bach entsprang, der die Mühle trieb, war eine Lieblingsstätte von Friedl's müßi-

gen Stunden gewesen, in dessen frischgrüner, schattiger Heimlichkeit er manchen Sonntagnachmittag verträumte. Dicht überwaldete Berge flossen dort sanft in ein enges frischgrünes Thälchen herab. Aus allen Einsenkungen, aus allen Rünsten rauschten volle, lebendige Wasser heraus, die sich alle dem Schlottenbach zugesellten. Saftiges, dichtes Buschholz bildete lebendige Hecken, und in der ganzen übrigen Welt, meinte er, konnte man keinen grüneren, zarteren, dichteren Rasen finden, als hier, in diesem schattigen, kühlen, naturkeuschen Thälchen. Nirgends konnten auch so große, duftige Veilchen wachsen wie hier, und die Erdbeeren, die sich in den Schlägen fanden, hatte selbst der Herr Graf als unvergleichlich gelobt. Hier hatte er mit Hülfe Thekla's, als sie noch Kinder waren, eine Rasenbank gebaut, aber auch in späteren Jahren ward viel Mühe auf ihre Unterhaltung verwendet. Hier lauschten sie zusammen dem schwätzenden Bächlein, dem Hacken des Holzspecht, dem Zirpen der Meise. Hier zählten sie die ersten Rufe des Kukuks, und wie viel Jahre noch bis zu ihrer Hochzeit wäre. Von hier aus sah man durch eine grüne Flucht bis hinüber nach Brannenburg und gerade auf des Wirthshauses Taubenhaus. Hier war ihm sein Liebesglück heraufgedämmert, hier fand er sonst Frieden, wie sehr es auch in ihm stürmte.

Wie sah es jetzt dort aus! —

Eine Stätte war es geworden des Grausens und der Verwüstung, so verschoben, überstürzt und verwüstet, daß

Friedl, der doch jeden Baum, jede Hügelschwellung kannte, völlig fremd war. Die sanft anschwellenden Wiesen waren in ein Steinfeld verwandelt. Ueber die frischen Matten hatten sich Schlammberge gewälzt, voll stehender schwarzer Tümpel, Filz, Geröll, Gestrüpp überall. Große Felsenstücke hatten sich im heftigen Wurf tief in den Rasen eingegraben, und der Berg, dessen sanft abfallende Waldbekleidung dicht und voll, sonst eine Weide für das Auge war, klaffte mit seinem lebendigen Kies und Felsenbruch wie eine offene Wunde, aus der die entblößten Wassergänge wie durchschnittene Adern rannen. Hier stand noch der entsetzliche Schlammwall, der jetzt verhärtet, vor einigen Tagen zum Schrecken der Anwohner auf- und abrückte, wie von einer selbstständigen Kraft bewegt. Hieher hatte auch der Wald seinen Niedergang genommen, und war, ein Heer stehender Baumleichen, erstarrt.

Hier standen sie noch, die Fichten, die Föhren, die Buchen, die Eichen, in ihrer vollen Laub- und Nadelbekleidung, wie sie die unberührte Einsamkeit des Waldes wachsen hieß. Nur an der Außenseite, wo durch den Zug der Humus abgestoßen war, hatte sich die Ordnung der Bäume aufgelöst, gleich den Nachzüglern eines Heeres, dessen Hauptmasse in geschlossenen Reihen einherzieht. Einzeln standen sie da, und in Gruppen vorwärts geneigt, wie in eilender Hast, rückwärts gesunken, wie unter der Last der Ohnmacht, zur Seite geneigt, halb gebückt, aber immer noch grün, die laubigen Aeste

wie nach Hülfe ausstreckend und konnten nicht leben und konnten nicht sterben. Die Bäume schienen ihm ordentlich lebendige, empfindungsfähige Wesen in ihrer Hülflosigkeit und machten einen tieftraurigen Eindruck. So weit man die Schlucht hinunter sah, nichts als Ruinen und Zerstörung blühenden Lebens; aber all' dieses wirkte nicht so tief wehmüthig auf ihn ein, als diese Waldesleiche mit ihren tausend und tausend gestorbenen Stämmen. Es war ihm, als ob er auf dem Grabe seines ganzen bisherigen Lebens stände. Sein eigener Verlust, das Schicksal seiner Nachbarn, die Erfüllung der Worte des sterbenden Vaters, seine Schuld und Verirrung, der ganze Umsturz seines Lebens kam in *einem* Eindruck über ihn, ein Schwergefühl, durch die Tage der Angst zusammengehalten, brach jetzt auf einmal aus seinem Herzen. Arm, heimathslos, von Allem abgelöst, woran er sein Herz gehangen, fühlte er sich gebrochen, aus dem nährenden Heimathsboden genommen, gleich einem dieser Bäume. Er setzte sich auf einen gebrochenen Stamm und stille, heiße Thränen quollen sammt seinem Weh aus seinem Herzen.

Ein Schauspiel, das die Augen letzt,
Wenn ein bissiger Hund den andern hetzt.

In der ganzen Gegend sprach man von nichts, als daß nächstens das Haberfeld gehen würde, dessen Schau=

platz dießmal das Städtchen sein sollte. So hatten die nächtlichen Gesandten berichtet. Von Woche zu Woche wurde es erwartet, und jedem Sonnabend sahen die Städter mit banger Erwartung entgegen, denn wie verlautete, hatten die Haberer dieses Mal einen solennen Unfug vor, welcher sich nicht auf bloße Reime beschränkte.

Es war wohl keiner unter den Bewohnern des Städtchens, der nicht so seine kleinen Gewissensbisse gehabt, und sich einigen Werges an seinem Rocken bewußt gewesen wäre. Wie wenig bedeutend nun im Allgemeinen so eine Handvoll Werg auch ist, bei solchen Gelegenheiten dreht die kleinstädtische Gehässigkeit aus so einem Bischen Werg ganz anständige Taue. Sie unter einander fürchteten sich fast mehr, als die Haberfelder draußen vor ihren Thoren, weßhalb sich Einer mit dem Andern auf den bestmöglichsten Fuß zu stellen suchte, um, im Falle sein Name auf der schrecklichen Liste vorkäme, doch einen befreundeten Rückhalt zu haben. Sie wurden über die Maßen christlich, freund- und mildselig. Alte, eingerostete Feindschaften wurden beigelegt, weiße und rothe Rosenkriege ausgesetzt — langjährige Streitigkeiten wegen einer unbefugten Zaunplanke wurden aufgehoben, tiefe Privilegiumskränkungen wegen Vortritt bei einer Leiche wurden vergessen, und auf hartnäckig vertheidigte Hühnerstalls-Conzessionen wurde verzichtet. Kurz, die Städter wurden wahre Musterchristen. Kein Handwerksbursche wurde

unbeschenkt abgewiesen, und die Burschen vom Lande — man sah es ja keinem an, ob er nicht ein Haberer war — wurden in Wirthshäusern und Kaufläden mit einer Liberalität behandelt, welche ein wenig an den bewußten Haushalter im Evangelium erinnerte, der es für klug und gerathen hielt, sich Freunde mit dem ungerechten Mammon zu machen. Bei den Krämern bekamen sie Uebergewicht, was bei den anderen Kunden wieder hereingebracht wurde, und in den Wirthshäusern reines, vollmäßiges Bier verabreicht, was durch einige Maß Wasserzuguß ebenfalls leicht wieder ausgeglichen war.

Eine andere, ebenfalls allgemein befolgte Politik war auch, daß man das eigene Licht in zufälligen oder absichtlichen Gesprächen auf den möglichst hohen Scheffel zu stellen suchte, und das des Nachbars darunter. Es war wohl Keiner und Keine, welche nicht im stillen Innern betete:

> O heiliger St. Florian,
> Verschon' mein Haus, zünd' andre an.

Die Meisten fürchteten aber nicht nur die Rüge, den Skandal, sondern andern angedrohten Unfug, Fenstereinwerfen, Hineinschießen, Demolirung der Häuser ꝛc., weßhalb auch der Gemeinderath zusammentrat und Maßregeln traf. Die Nachtwachen wurden verdoppelt, Wasser auf die Böden verordnet, die Thüren zu den Glockenthürmen verwahrt. Wer Trommeln oder Windmühlen im Besitz hatte, mußte sie einliefern, und von einer

Partei wurde beantragt, Feuerspritzen mit der nöthigen Mannschaft für den Fall eines Unglücks bereit zu halten, wogegen indeß die andere protestirte, indem die Feuerspritzen eine neue willkommene Waffe in den Händen der Haberer werden und gegen die Stadt selbst gerichtet werden könnten, indem sie mit selben leicht ihre Häuser bis in's oberste Stockwerk unter Wasser setzen könnten. Diese Maßregeln wurden eifrigst bis zum Sonnabend betrieben, um welche Zeit herum man auch lauter bußfertig gesenkten Häuptern begegnete. War aber der Sonntagsmorgen glücklich heran geschlafen, dann relaxirte man in dem Betrieb der Sicherheits-Maßregeln und trug die Häupter wieder in perpendikulärer Richtung gehoben.

Einer der am meisten Geängstigten war der Herr Expositus. Er war sich gar zu wohl bewußt, daß er einer der Ersten auf der Armensünderliste war. Seine allermeisten Feinde zählte er gerade unter der Klasse, welcher die Haberer angehörten, und Freunde — ach! deren waren wenige. Er lief den ganzen Tag herum, that den Leuten schön, und verhieß Vortheile über Vortheile, aber Alle verläugneten ihn jetzt, da die Zeit der Noth vorhanden war, und selbst solche, welche, um mit Hasenknopf zu reden, sich seiner Finger bedienten, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen, wendeten ihm den Rücken. Sogar der Apotheker, dem er sonst manch wichtiges Dienstchen geleistet hatte, der nach seinem eigenen Geständniß von der Kundschaft des Herrn Vetters

Brandassekuranz und Straßenbeleuchtung bestritt, sogar dieser war nicht für ihn zu Hause. Im Drange seiner Erbitterung hierüber und um sich an dem Apotheker zu rächen, beschloß er, sich den Hasenknopfischen zuzuwenden — in einer unglücklichen Stunde! —

Herr Hasenknopf hatte eben eines jener angenehmen und schmeichelhaften Billets doux erhalten, welche auf grobem grauem Papier mit großem Oblatensiegel versehen, in ellenlangen, stolpernden Buchstaben und überraschendem Amtsstyl die Meinung einer letzten und höchsten Instanz kund zu thun pflegen, und Signatur heißen. Es hieß in den Hasenknopfischen: daß dieser wegen unbefugter Gewerbsausübung, medicinischer Quacksalberei, widerrechtlicher Pulsfühlung, und angemaßt habender Verabreichung von Medikamenten und Geheimmitteln, so wie wegen Handhabung ärztlicher Befugnisse, bei geringen, die gewöhnliche concessionirte Krämereiprüfung nicht überragenden Kenntnissen, sonach Mißbrauch und Anmaßung von Privilegien und Rechtseingriffen in eine Strafe von 50 fl. und in die Tragung aller Kosten verurtheilt und schließlich verwarnt sei, daß ihm in fernerem Wiederbetreffungsfalle seine Materialisten-Gerechtsame entzogen und ihre Ausübung für immer untersagt würde.

Hasenknopf spie Gift und Tod nach Lesung dieser Epistel. Seine Glatze war unzweifelhaft ein kleiner Krater geworden, welcher, so oft er seine Mütze lüftete, Rauch und Flammen spie. Sein Bart brannte noch

viel röther als gewöhnlich, und seine Nase und Kinn, welche in einer Parallele abwärts schossen, wurden spitzig wie zum Einfädeln. Er, in Kosten= und Strafzahlung verurtheilt! Er, fortan gehindert an dem Verschluß so mancher kostbarer und wirksamer Geheimmittel! Er, Hasenknopf, der Verlierende und folglich der Verspottete! für eine Woche wenigstens der Gesprächsstoff auf allen Bierbänken! Aus der Haut hätte er fahren können vor Zorn, und wieder hinein vor Galle. Noch überdieß wußte er, daß da drüben hinter den Pelargonien mehr als ein Kopf auf dem Guckaus stand und alle Lebensregungen in seinem Hause ausspionirte. Er hatte schon heute in aller Früh Hobel, Kleister und Bleiweiß, drei Speciale des Apothekers, in die Apotheke gehen sehen, und es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß der malitiöse Mensch sie eigens auf die Ueberbringung der verdammten Signatur eingeladen hatte, um ihn so recht in seiner Demüthigung zu zeigen. Der Elende! Herr Hasenknopf hätte bersten mögen vor Wuth; er zerknitterte das Unglückspapier und stieß es mit den Füßen herum, bis es in ein Indigofaß fiel, dann öffnete er die Ladenthüre, rieb vergnügt die Hände, lächelte gemüthlich, schaute nach dem Wetter, alsdann schloß er die Thüre wieder, holte seine Schrift wieder aus dem Indigofaß und begann es zu treten und zu stoßen, als ob er den Apotheker unter seinen Füßen hätte, worauf er dann wieder die Thüre öffnete und den Unbefangenen, Vergnügten spielte. Er war im Begriff, die Thüre wie=

der zuzumachen und sich seiner Privatwuth zu überlassen, als er einen einzigen kleinen Blick hinüberwarf. Was sah er! anstatt des Mohren und der Pelargonien! Die Gesichter des Apothekers und seiner Freunde, wie sie ihn verhöhnten. Hobel fühlte dem Kleister den Puls, Bleiweiß hielt ein Mixturglas gegen das Licht und der Apotheker schabte ihm ein malitiöses Rübchen, und Alle Vier ließen ihn dann mit Weingläsern in den Händen hochleben.

Dieser Triumph jagte ihm eine Wuth ein von zehn Pferdekraft, in welcher er geneigt war, Alles, die Apotheke, die ganze Welt zu zertrümmern. Glücklicherweise trat eben der ausgefrorene Lehrling in den Laden, welcher das gewöhnliche Ableitungsmittel des Hasenknopfischen Zornes war, gleichsam ein moralisches Fontanell für allen Aerger und Zorn, der sich im Leben ergibt. An den Lehrlingen pflegte Herr Hasenknopf seinen Unmuth über seine Miethsleute, schlechte Losung im Geschäft oder mißlungene Waarensendungen auszulassen. Frau Hasenknopf dagegen ventilirte an ihnen ihre Bosheit, wenn die Magd den Rahm in's Feuer laufen oder Etwas in ihre Tasche gleiten ließ, oder wenn ihre Kinder einen Unfug anstifteten, der sich auf Niemanden anders schieben oder sonst bemänteln ließ. Alle diese kleinen Lebensunfälle wurden an den Lehrlingen abgestreift, von denen ein jeder in einem halben Jahr, in Folge des Gebrauchs, völlig abgenützt war. Herr Hasenknopf war ungemein feig, und traute sich den Leuten in's Gesicht auch nicht die kleinste Rüge zu sagen, und was half es ihm,

wenn er den Apotheker hinterrücks in Millionen Faserchen zerkleinerte wenn er ihn in Blausäure sott? Er spürte nichts. Eine Erleichterung aber mußte er haben, und er versetzte in diesem Bedürfniß dem Lehrling eine solche Ohrfeige, daß seine fünf indigoblauen Finger auf dessen rechter Wange abgedrückt waren. Der Klatsch dieser Ohrfeige rief die Frau Hasenknopf, welche eben an der Curcumeschublade stand und den Saffran ein wenig streckte, herein, um zu sehen, was es gäbe. Als sie die blaugefärbte Wange des unglücklichen Subjects sah, schoß ihr sogleich ein Licht auf.

„Habe ich mir's nicht gedacht! So ist doch nichts sicher vor seinem Naschmaul. Sogar über den Indigo kommt er. Ich spür' schon lange Etwas an den Schubladen. Dann muß man sich auch noch von den Leuten vorrücken lassen, er thut's aus Hunger. Da — das wird ihm den Magen für ein paar Stunden füllen." Mit diesen Worten versetzte sie ihm eine solche Kraftmaulschelle, daß der curcumegelbe Abdruck ihrer Hand für einige Zeiten, wie es schien — auf der linken Wange des Lehrlings zurückblieb. Der unglückliche Jüngling, der nicht wußte, wie ihm geschah, und sich gerade dem Spiegel gegenüber befand, in welchem er seine frostrothen, aufgedunsenen Wangen, die eine gelb, die andere blau leuchten sah, ließ in seinem unaussprechlichen Schrecken hierüber eine Flasche mit Salmiak fallen, welche er in der Hand trug. Dieser Salmiak war ein Signal für die Eheleute, über den Lehrling herzufallen,

und ihre gereizten Gefühle und Kränkungen an ihm abzusetzen. Die Madame ergriff ein Käsemesser, womit sie seinen Rücken bearbeitete. Herr Hasenknopf ein paar Tabackrollen, die er in raschen Schlägen auf das struppige Haupt des Jünglings fallen ließ. Gerade als er genugsam gefärbt und zerknüllt war, trat der Herr Vetter Expositus herein.

Herr Hasenknopf, der schnell seine Fassung wieder erlangt hatte, berichtete den erstaunt fragenden Besuch, daß er bei dem nächsten Schützenzug seinen Lehrling in altdeutscher Tracht, die eine Seite blau und die andere gelb, werde mit ausziehen lassen, da es ihm immer bei diesen Vorstellungen ein Mangel gedünkt habe, daß die Stadtfarben bei dem Collet aufhörten und nicht auf den ganzen Menschen hinausliefen; er habe daher eine Probe gemacht und auch das Gesicht altdeutsch abgetheilt, und hoffe, er werde mit dieser Neuerung Ehre einlegen.

„Und was den Geruch betrifft,“ fügte Frau Hasenknopf, die gerne für eine Fromme galt und nicht gerne bei solchen Exekutionen betroffen sein wollte, schnell besonnen hinzu, „so leidet unser Lehrling an Nervenkrämpfen, und in der Angst habe ich nach dem Salmiak gegriffen. Aber gelten's, den Geruch können Sie nicht vertragen. Spazieren's doch herein in's Ladenstübel, Herr Vetter, und nehmen's Platz.“

„Der kommt mir g'rad recht,“ sprach Hasenknopf giftig in sich hinein, wohl wissend, daß es der Herr Vet-

ter war, der dem Apotheker einblies, wie er ihn mit den verstellten Kranken fangen könne. „Der kommt mir g'rad recht, dem will ich die Suppe salzen und das Kraut einbrennen. So, da nehmen's einstweilen Platz, hab' ihnen was zu vertrauen, was Wichtiges. Ganz unter uns. Wissen Sie schon, daß nächstens getrieben wird? — Wissen's, daß vor Ihrem Haus getrieben wird? — Wissen's, daß ein Skandal verabredet ist, wie er noch nie dagewesen? — daß Sie die Hauptperson dabei sein werden? — So? das wissen's also Alles. Wissen Sie aber auch, daß es auf eine Entführung abgesehen ist — daß Sie auf einen Sessel gesetzt und in der Procession herumgetragen werden sollen? Geltens, das wissen Sie nicht? Aber ich, als Ihr guter Freund, warne Sie und vertrau' es Ihnen an. Ich weiß, Sie haben mir auch schon manchmal einen Gefallen gethan."

„Ah bah! Lügen, Uebertreibungen. Man will mich schrecken, einschüchtern, aber man kann mir nichts anhaben."

„Lügen, meinen Sie? Nein, Sie! Lügen haben kurze Füße, die laufen nicht weit. Aber was ich von Ihnen weiß, dasselbe hat mir heute schon die dritte Kundschaft erzählt. Also muß doch was d'ran sein. So was bricht man nicht vom Zaun."

„Gut! Sollen nur kommen, ich gehe auf's Landgericht, das Landgericht muß mich schützen. Gensdarmen, Gerichtsdiener müssen aufgestellt werden."

„O je! das Landgericht und schützen! das ist ge-

rade, als wenn man den Mäusen pfeift. Was wollen denn die drei Gensdarmen und die paar Gerichtsdiener gegen dreihundert Menschen ausrichten. Militär können's ja nicht requiriren, die Haberer erfahren ja Alles und dann kommen's nicht. Hülfe, Schutz — vom Landgericht! das heißt so viel als: Wasche mir den Pelz und mach' mir'n nicht naß. He he he, Herr Vetter. Nützt Ihnen Alles nichts, müssen schon ausessen, was Ihnen die Spitzbuben da draußen vor Ihrem Haus einbrocken werden.“ — „Aber warten's nur noch — bah bah — der Salmiak thut Ihnen nichts, ist nervenstärkend — warten's, ich zeig' Ihnen noch was — sein Sie so gut und halten Sie mir mit Ihrem Daumen eine kleine Minute diese Flasche zu — aber recht fest — lassens ja nicht aus, es ist Steinöl drinnen, und der Geruch davon ist schlagtreffend — bin im Augenblick wieder da, hole nur den Stöpfel.“

Der Hasenknopf witschte hinaus und schloß wahrscheinlich in Gedanken die Thür zu und kam nicht wieder.

Dem Herrn Vetter thränten von dem durchdringenden Salmiakgeruch die Augen, und die Angst über das Gehörte trieb ihm den Schweiß auf die Stirne, welchen er sich wechselweis mit dem Aermel abtrocknete und wechselweis die Hand vor die Nase hielt. Er fühlte sich fast einer Ohnmacht in dem engen verschlossenen Stübchen nahe und traute sich doch die große Standflasche nicht zu verlassen, an welche ihn der boshafte Hasenknopf gefesselt hatte, aus Furcht, augenblicklich

todt hinzufallen, und sein Rufen war umsonst. Er konnte in der geruchgeschwängerten Luft fast nicht mehr athmen, sein Gesicht glühte, seine Augen quollen ihm zum Kopfe heraus, seine Sinne drohten, ihn zu verlassen, als endlich der Hasenknopf hereintrat, unter vieler Entschuldigung über seine Vergeßlichkeit, und den Pfropf mitbrachte.

„Danke vielmals, daß Sie mir zugehalten haben — ja, ein recht kräftiger Geruch das — he he he — ja, was in dieser Küche gekocht wird, riecht einmal nicht anders.“

„Nun, ich werde Ihnen diesen Streich nicht vergessen,“ schrie der erboste Mann mit zitternden Lippen und keuchender Brust. „Werd' ihn Ihnen nicht vergessen, verlassen Sie sich darauf.“

„Glaub's,“ meckerte Hasenknopf boshaft gekitzelt. „Es sucht Keiner den Andern hinter dem Ofen, der nicht selbst dahinter gesteckt ist. Hören Sie, einen Mantel sollten Sie doch auf alle Fälle mitnehmen, wenn's ja was würde mit der Procession, die Nächte sind schon höllisch kalt,“ schrie er jenem noch nach, als er um die Ecke bog.

Der zieht ab, als ob er ein Glas gefunden hätte, dem habe ich die Sohlen geschmiert — so hinterrücks Einem was einzurühren, das ist meine starke Seite. Wer hat mir denn die Proceßgeschichte eingerührt wie er? Es ist aus der Weis! Kosten zahlen, Strafe zahlen, dazu den Aerger und die Schand' — zwar die schüttelt man ab. — So viel ist gewiß, daß ich Keinem den

Puls mehr fühle, da, nicht dem Nachbarn seinem Waldmann. Keine Mixtur wird mehr verabreicht, als ganz im Geheimen. Und nur Geduld. Die Vergeltung kommt schon nach. Erst sollen ihm die Haberer recht einheizen, dann heize ich ihm ein. An Lügen und Verläumdungen habe ich keinen Mangel. Bin zehn Jahre auf Pech und Alaun gereist. Ein paar alte Weiber eingefädelt, und sie werden an den Hasenknopf denken.

Und sie trugen Perücken von rother Seide und geeler Seide und hatten Knäuflein d'ran. Aber ihre Worte waren Lug, und ihre Herzen eitel Falschheit, so daß sie stanken. Sela.

Auf einem Wägelein saß Thekla und fuhr der Stadt zu, allwo sie verschiedene Einkäufe und Geschäfte zu besorgen hatte. Ihr Aussehen war nicht frischer und blühender geworden. Sie hatte auch keine fröhliche Zeit gelebt. Aber das getragene Leid, der Sieg des Schmerzes hatten eine Weihe auf ihr Gesicht gedrückt, die alle Rosen und den Schmelz des Glückes überbot, und es nur um so anziehender machte.

„Beim Schwinghammer stellst Du ein, holst in der Apotheke die Mixtur und Senfpflaster, und auf der Post die Zeitung für den Herrn Pfarrer. Vergiß fein auch das Griesmehl nicht. Das Säckel liegt im Wägerl da. Ich komm schon bei Zeiten wieder,“ so sprach

Thekla zum Knecht, als sie am Thor beim ersten Kaufladen abstieg.

„Was sehen meine Augen! schon in aller Früh so weit herein?" rief eine lange, dünne Gestalt mit meckernder Stimme, welche sammt dem spitzen Fuchsgesicht, einem röthlich gewaltigen Backenbart und ungemein großen, immer wie in sprachlosem Schrecken geöffneten Augen dem Herrn des Geschäfts, welches die erste Spezerei- und Materialienhandlung, zugehörte.

„Schönen guten Morgen, Jungfer Thekla, und mit was können wir aufwarten? — Zucker — Kaffee — Rosinen — Weinbeeren — Oel — Mandeln — Wein — Indigo? kann von Allem mit der feinsten Qualität dienen. Ein Schälerl Kaffee werden Sie doch bei uns trinken — oder ein Gläserl Wein — ah bah — machens keine Spreißel. Wenn man in der Morgenluft so weit gefahren ist, kann man schon Etwas vertragen. Geschwind, Xaver, ruf' die Frau. Xaver — Xaver, wo ist denn die Frau?"

„Ich hab' schon in's Ladenstübel hinausgeschaut, sie war nicht draußen," antwortete der Lehrling unter der Budel hervor mit einem Gesicht und Händen von Winterfrost so aufgedunsen, daß sie aussahen, wie ein Erdbeerauflauf, seine Stimme schien mit eingefroren, denn sie war so dünn und hoch, daß Jedermann glaubte, einen Bauchredner sprechen zu hören.

„Sie wird halt auf dem Boden sein und nach den Camillen und dem Thomaszucker schauen. Ist Dir denn

der Weg abgegraben? Geschwind hol' sie. Nun, und wie geht's denn zu Haus? Frau Mutter will sich halt nimmer zum Guten wenden. Ja, ja, heute mir, morgen dir — Freut mich aber recht, daß ich die Ehre hab' — nun, unverhofft kommt oft. Hat's aber die Meinige schon in aller Früh gesagt, wie sich unser Kater so gestriegelt und geschleckt hat. Gib Acht, Stefan, hat sie gesagt, heut kriegen wir einen unverhofften Gast, und Recht hat sie gehabt. Aber Platz werden Sie doch nehmen?"

„Ich kann mich wirklich nicht aufhalten, Herr Hasenknopf, ich hab' so viel zu thun und einzukaufen und zu besorgen, und Sie wissen schon, wie geschwind in der Stadt von einem Haus zum andern die Zeit vergeht."

„Guten Morgen, schönen, guten Morgen," grüßte die Frau Hasenknopf mit stotternder Zunge, welche mit thaunassen Strümpfen und die Schürze voll Salat in den Laden trat. Müssen schon exkusiren, komm' gerad' vom Garten herein, Du Mann, mit diesen Wollblumen ist's nichts mehr, hab's eingespritzt und an die Sonne gelegt, aber es ist nichts mehr mit ihnen zu machen, sind eben schon dreijährige, dämpfig und verdürrt —"

„Thut nichts, etliche heurige drunter. Auf's Land hinaus sind sie gut."

„Schau nur den Salat an, wie uns die Gevatterin angeführt hat. Lauter Narren und Faxen, das will ich ihr aber gedenken."

„Ja, das ist noch nichts. Es ist noch keine Viertel-

stund', habe ich ihre Tochter ertappt, wie sie mit der Magd da drüben —" hiebei sträubte sich Herrn Hasenknopfs Backenbart auf wie der Buckel eines gereizten Katers, wenn er einen Boxerhund zu Gesicht bekam, und er zeigte mit dem Daumen über die Straße hinüber — „gesprochen und gelacht hat. Von heute an sperrst Du ihr den Durchgang durch den Garten, sie soll jetzt nur eine Viertelstunde weit umgehen und durch die nasse Wiese patschen. So wie Du mir, so ich Dir, und wie der Hall in den Wald hinein geht, so geht er wieder hinaus auch."

„Ja, wie die Leut' mit einem umgehen heut zu Tag — aber so nehmen's nur ein wenig Platz, werden uns doch die Ruh' nicht hinaustragen?"

„Ich kann mich halt nicht länger aufhalten, liebe Frau Hasenknopf, ich muß auf's Landgericht auch. Wann trifft man denn den Herrn Landrichter? Wir brauchen einen Hypothekenextrakt wegen dem Anwesen. Der Georg will ja jetzt heirathen!"

„So, und die Wirthschaft übernehmen. Ist's Gescheidteste, die Mutter wird's etwa so nimmer lang treiben. Aber Baserl — wann heirathen denn Sie einmal? — ab, bah, bah, nicht heirathen! Jede Schachtel hat ihren Deckel, und so eine saubere Person wird ledig bleiben! Da sollten sich die Mannsbilder bedanken. Ich wüßt' Ihnen gleich Einen, der von Herzen gern möcht', und alleweil den Zaun wegen des Gartens grüßt, aber d'Hand von der Butten, sind Weinbeerl drinn. —

Ja, aber was ich sagen will, heut haben Sie's schlecht getroffen mit dem Landgericht. Heute ist große Vernehmung — der Kauderer Harbl — den sie nur den Bratenhans nennen, der schon so lang wegen Diebstahl sitzt, der ist auf den Tod krank und will aussagen, wer sellmals den Jäger erschossen und den Wachtelsepp eingegraben hat. Alle haben herein müssen, die dabei gewesen sind, geht die Geschicht auf's Neue wieder los. — Ja, da werden's heut nicht vorkommen."

„Geht's schon wieder an?" fragte Thekla mit stockender Stimme, und das Blut war ihr aus dem Gesicht gewichen. „Habe ich gemeint, es ist Alles beigelegt!"

„Man hat's auch geglaubt, aber dem Bratenhans wird halt Zeit lang, glaub's schon, so ein zwei Jahre sitzen ist kein Gespaß, da will er sich halt loskaufen, und unser Herr Assessor wird kurzen Prozeß machen. Apropos, Prozeß — können Sie denken, daß ich jetzt auch einen habe? Ja — und weßhalb — weil ich zu gut bin, rein zu gut. Der Apotheker da drüben" — Herr Hasenknopf spuckte aus — „ist mein geschworener Feind. Weil er lauter schlechte Waaren den Leuten für ihr theures Geld anhängt, Mäusedreck für Coriander, Repsöl für Mandelöl verkauft, so kommen die Leute zu mir und holen ihr Glaubersalz und Tannenöl bei mir. Und ich habe als Materialist meine Berechtigung dazu. Was thut nun der Erzschelm. Er schickt mir seine Näherin, die setzt sich dort auf den Stuhl hin, sagt, es drückt sie da, und es grimmt sie dort, ich nehm' sie bei der Hand,

schauen's, nur so, grad nur um sie zu trösten, und geb ihr, weil's mich zu stark erbarmt hat, ein Gläserl voll von meiner Frau ihren Tropfen, ein Hausmittel. Aus lauter gutem Herzen. Was thut sie nicht? Geht standepede hinüber — da — hinüber, hinterbringt es dem Fuchsschelm, und am andern Tag werd' ich vorgeladen wegen Gewerbsbeeinträchtigung! Sagt die Person aus, ich hätt' ihr den Puls gegriffen, und zeigt mir die Tropfen, die sich über Nacht in eine Laxanz verwandelt haben müssen, in eine helllichte Purgir. Und jetzt hab' ich den Prozeß. Sehen Sie, so kommt man hinein mit seinem guten Herzen — aber nur Geduld — ich laß mich nicht so leicht in's Bockhorn jagen — warte nur — warte — ich will dir schon auch eine Suppe einrühren —" Herr Hasenknopf war in so großer Aufregung, daß die Quaste seines Sammtkäppchens hin und her baumelte, wie von Dampf getrieben, und sein Gesicht war dermaßen geröthet, daß man fürchtete, so oft er sein Käppchen lüftete, die hellen Flammen hervorbrechen zu sehen. Er öffnete die Ladenthür und blickte hinüber zu dem gefährlichen Nachbar über der Straße, ein Experiment, das er des Tags wohl zwanzigmal machte, wie man etwa, vom Drang des Abscheus getrieben, einen Drachen oder Basilisken anblicken würde. Da drüben aber, hinter dem glänzend schwarzen, gebeizten Mohren, mit der Federkrone auf, leuchtete ein rothes, apoplektisches Gesicht herüber, und wie von dem Drachen verfolgt fuhr Hasenknopf, nachdem er ein ganzes

Arsenal von Dolchen und Bajonetten hinüber geblickt hatte, wieder herein. Dieses wiederholte sich des Tags unzähligemal, und wie sehr er auch den Mohren da drüben haßte, er konnte sich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit hinüber zu schauen. „So geht man mit uns um.“

Die Frau nickte beistimmend und zerzupfte, im Vollbegriff ihrer Unterdrückung, symbolisch ein Köpfchen Salat nach dem andern.

„Ei, das ist zuwider. Sie müssen sich halt auch wehren,“ sagte Thekla.

„Ja, da wehren Sie sich brav. Die Apothekerin ist mit des Landrichters seinem Onkel seiner ersten Frau verwandt, so aus dem hundertsten Suppenschnitzel, und Sie wissen schon, Schinder, Schergen und Jäger sind lauter Brüder und Schwäger.“

„Meinen Sie denn, Herr Vetter,“ fragte Thekla, von der Hindeutung Hasenknopfs geängstet, „es könnte Jemand in's Unglück kommen? Kann der Bratenhans etwas verrathen?“ —

„Ja, wer weiß. Uebrigens sitzt er schon zwei Jahr, und ein solcher ist in allen Listen und Kniffen so erfahren, daß ein Verhörrichter eben so leicht ein Ferkel beim eingeseiften Schweiferl fangt als ihn. Nun, nun, Baserl, so leben's halt wohl, ich seh' schon, es zieht Ihnen auf's Landgericht. Werden auch warten müssen. Aber mit Geduld zwingt die Katze die Bratwurst. Einen schönen Gruß an die Frau Mutter.“

Thekla, voll schwerer Gedanken, war nur froh, wieder auf der Straße und frei von dem Geschwätz Hasenknopf's zu sein, das ihr vorkam, wie das Raspeln der Hanfbreche, so leer und so betäubend.

Also Friedl neuerdings in Gefahr!

Von einer innern Angst getrieben, wandte sie sich dem Landgerichtsgebäude zu. Sie konnte bei Gelegenheit ihres Geschäfts vielleicht doch erfahren, wie es mit ihm stünde, ja gar wohl auch ein Fürwort einlegen, oder doch hören, bei wem ein solches anzubringen sei.

Beklommen und schüchtern stieg sie die steinernen ausgetretenen Stufen hinauf. Auf dem weiten, leeren Vorplatz standen Bauern. Handwerksburschen und Dienstboten an den Wänden gereiht, denen ein langes, zielloses Warten auf den ungeduldigen Gesichtern geschrieben stand und sich auch zuweilen in klagenden Worten Luft machte. Sogleich aber verstummten diese, wenn ein Gerichtsbote mit schweren Schritten durch den Vorsaal schritt und sie mit groben Blicken musterte, und die Leute schlüpften fast in die Wand vor furchtsamer Demuth.

Thekla klopfte, von dem Gerichtsboten mit einer Handbewegung über die Achsel an eine der nächsten Thüren gewiesen, an diese. Da sie kein Herein hörte, so wiederholte sie ihr Klopfen mehrmals mit nicht besserem Erfolg und öffnete endlich die Thüre, wo sie fünf bis sechs Herren in eifriger Beschäftigung gewahrte.

Der Eine, ein langer junger Mann mit steifer Cravatte und einem altmodischen schwarzen Schnürenrock, lehrte in einer Ecke seinen Boxer aufwarten. Ein Zweiter, in schmutziger Wäsche und Schreibärmeln kämmte vor einem Duodez-Spiegelchen seinen ungeheuren Bart, der einzige Luxus, dessen er sich rühmen konnte. Ein Dritter, mit städtischer Eleganz Gekleideter, kritzelte seinen Pult voll Carrikaturen. Als er Thekla erblickte, legte er den Bleistift aus der Hand, sich in seinen Stuhl zurück, zwickte die Lorgnette in's Auge und blickte sie mit unverholener Verwunderung an. Die Uebrigen waren in ähnlicher Weise beschäftigt, und aus einem innern Zimmer ließ sich heftiges Hin- und Herreden vernehmen.

„Hören's, wie er wieder schreit und haspelt," sagte der Eine, „heut' wird's wieder zugehen. Keine Kleinigkeit, so ein siebzehn Vernehmungen und noch dazu solche wie der Kehraus und der Harttmeyer, vulgo Bratenhans, die sind Erzkalfakter."

Der Elegante lachte hoch auf, dann sagte er, indem er geziert mit der Zunge anstieß: „Bratenhans, ha ha ha, ihr habt famose Benennungen, ihr Leute hier. Und wie sich der da drinnen allemal ärgert, wenn sie ihn so recht aus dem ff für'n Narren halten, ha ha ha, daß er nur so leuchtet."

„Ja, Sie bringen ihn erst gar außer sich mit Ihren Kindereien, Herr Graf, und Ihrem Falschschreiben."

„Kann ich dafür! Er schreit und haspelt ja, daß

man kein Wort versteht, ganz durch die Nerven geht es Einem, wenn er diktirt. Was mich der Mann Eau de Cologne und Aether kostet mit seiner Heftigkeit."

Thekla, von welcher bis jetzt Niemand die mindeste Notiz genommen hatte, außer dem Grafen, wandte sich schüchtern an diesen.

„Dürfte ich wohl fragen —"

Dieser griff geschwind wieder zur Lorgnette, beguckte sie eine Weile und antwortete dann geziert:

„Fragen? Alle dürfen Sie fragen, Schönste. Ob ich aber antworten kann, das ist ein Anderes."

„Ich meine nur — ob der Herr Assessor — oder derjenige, der die Sache der Haberer hat, ein — — ein — guter Mann ist?"

Alle brachen in ein lautes Lachen aus.

„O, eine Seele von einem Mann, ein wahres Lamm. Hören Sie, Naivste, wie er bäht." — In der That ließ sich auch ein fürchterliches Aufbegehren einer dünnen, heiseren Stimme vernehmen. „O, Naivste, hören Sie, wie das Lamm bäht." Damit lorgnettirte er sie beharrlicher, als vorher.

Beschämt und geärgert wandte sich Thekla an den kleinen Bärtigen, welcher sein Bartkämmchen an dem Aermel abwischte und ihr eine aufgestülpte Stulpnase, ein wahres Fragezeichen zukehrte.

„Sagen doch Sie mir, was dem eigentlich geschehen kann, der geschossen hat — wenn er aufkommt, heißt das!"

„O wenig. Er kommt Zeitlebens in's Zuchthaus, oder wird hingerichtet, wenn es gut geht."

„Gut geht! Wenn er hingerichtet wird, dann geht es gut?"

„Mir wär's schon lieber, gleich hingerichtet zu werden, als Zeitlebens Ketten tragen, sagte ein Anderer, welcher eine ungeheuer dicke Nase auf einem Bogen Papier herumspazieren ließ."

„Ja, nachdem es Ketten sind," sagte der elegante Graf. „Ketten der Liebe zum Beispiel fesseln so süß. Was meinen Sie, Frauenzimmerchen, wenn Sie mich fesselten? Aber nur ein paar Wochen — länger verspreche ich Nichts. — Sie antwortet nicht, sie wendet sich gar ab. Sie ist vielleicht spröde — spröde gegen mich — noch nicht da gewesen. — Ah!" fuhr er hochaufgähnend fort, „wenn man hier nur nicht gar so viel schanzen müßte —"

„Ja, Sie strengen sich an. Haben noch nicht einmal die Abschrift gemacht."

„O, ich meine das Schanzen in dem Tanzsaal. Wahrhaftig, diese alten Damen herumzudrehen, das ruinirt die beste Natur. Diese ländlichen Schönheiten dagegen —"

„Sie, der Ihrige wird Ihnen die ländlichen Schönheiten geben. Da kommt der Jodlbauer von Prien um seinen Auszug zum fünften Mal, und er ist noch nicht fertig."

„Und was folgt daraus? daß er zum sechsten Mal kommt; den lasse ich abfahren.“

Es klopfte leise drei bis vier Mal. Niemand sagte herein. Leise öffnete sich endlich die Thüre und der Jodlbauer trat herein. Nachdem er, den Hut in der Hand, sich mit fragenden Blicken unterthänig von dem Einen zum Andern gewendet hatte, die natürlich von Keinem bemerkt wurden, ersah er den Grafen und erkannte in ihm seinen Mann.

„Wollte nur unterthänigst gehorsamst bitten um die Protokolls-Abschrift von dem Vertrag, wissen schon, Ihr Gnaden, Herr Praktikant. Bin jetzt das fünfte Mal herein gekommen, hab' alle Mal vier Stunden zu gehen, und der Herr Gerichtsvorstand sagt, so lang ich die Abschrift nicht bringe, kann der Kauf nicht abgeschlossen werden. Wollten's halt die Gnade haben, Ihr Gnaden, Herr Praktikant —“

Der Graf entriß sich gewaltsam dem tiefsinnigen Geschäfte, eine Fliege in dem Dintenfaß zu baden. „Wie, habt Ihr denn den Auszug noch nicht bekommen? Ah! der ist schon gestern in den Einlauf gekommen. Geht nur heim, Jodlbauer, Ihr werdet ihn schon vorfinden. So behüt' Gott, und grüßt mir die Bäuerin. Du siehst, wir haben gewaltig viel zu thun. Behüt' Gott.“

Der Bauer schaute verblüfft von Einem zum Andern, da aber Alle eifrig über ihre Pulte gebeugt waren

und Niemand Notiz von ihm nahm, begab er sich gehorsamst grüßend auf den Rückweg.

„Der ist abgeführt für eine Weile," nickte der Graf lachend seinen Gefährten zu. Plötzlich nahten sich heftige Schritte. Die Thüre, welche in ein zweites Zimmer führte, wurde aufgerissen und im Augenblick waren alle Köpfe über die Pulte gebeugt und alle Federn in knarrender Bewegung.

Herein trat der Assessor, ein mageres, gelbes, grämliches Gesicht, in dem jede Fiber von einem andern Leiden gespannt schien. Diese res complex schlechter Gesundheit warf ein Blatt Papier auf das Pult des Grafen hin und begann:

„Was haben Sie denn da wieder gemacht, Graf Leerhaupt? Wo haben Sie denn Ihre Gedanken? Wo in der Welt werden denn ein Paar Ochsen wegen Weidbeschädigung vorgeladen und wegen Nichterscheinen zur Tragung der Kosten verurtheilt? Ist das eine Arbeit? — Ein Unsinn ist's, und nicht einmal orthographisch geschrieben! Und solche Leute schicken sie Einem zum Arbeiten. Der Schlag möchte Einen rühren zehn Mal des Tags. Geh'n Sie hinein, protokolliren Sie, und nehmen Sie sich zusammen."

„Geschieht ihm Recht, dem aufgeblasenen Gecken, der Alle über die Achsel anschaut, weil sein Papa ein Bruder des Präsidenten ist. Wenn ihn sein Wauwau nur recht durchnähme?"

„Wird nicht fehlen, der hat heute sichtlich einige

Dutzend Pillen im Leibe, und da schenkt er ihm nicht das Tüpfel auf dem I."

Sicherlich ist die Moralität, der sittliche Charakter eines Beamten eine unerläßliche Nothwendigkeit in dem Staatsleben. Nicht weniger aber sein physisches Wohlbefinden. Dieses ist von unberechenbarer Wichtigkeit, nur fast gar nicht beachtet. Wir Alle wissen, wie wir zu Geschäften aufgelegt sind, wenn uns die Nerven quälen, oder Zahnweh oder der leidige Katzenjammer in unserm Innern wühlt. Der willensfesteste Mensch kann sich nicht geistesfrei erhalten, wenn der Körper leidet. Wo ist die absolute Gränze zwischen Körper und Geist? — wo hört der Eine auf? wo fängt der Andere an? — Wo ist das Organ, welches bei Ergießung der Gallendrüse den Zorn auf die Oberfläche treibt? — was vermittelt bei Oeffnung der Adernklappen das geistige Schämen? Was treibt den Ausdruck der Leidenschaften, Zorn, Haß, Neid in die Fibern und Muskeln des Gesichts? — und wie kann man von einer gestörten Organisation, einem unglücklich gebildeten Habitus Klarheit und Unabhängigkeit des Geistes verlangen? wie von Gallenüberfluß Milde und Mäßigung? von gereizten Nerven Nachsicht und Billigkeit? —

Machen sich nun schon kränkliche Zustände im Privatleben unangenehm fühlbar, von welchem Einflusse sind sie nicht bei dem Richter? wie kann ein Referent ein schwieriges Object klar und wahr entwickeln, dem die Dämonen seines Unterleibs Alles blau und schwarz ma-

len? Wie wird ein Richter ein mildes Urtheil fällen, der an Herzensverknöcherung leidet? — nach welchem Maaß Strafen diktiren, wenn ihn selbst die Gicht in allen Gliedern peinigt? —

Da nun kein Mensch für die Störungen seiner Organisation verantwortlich gemacht werden kann, und keiner die unspürbaren Seelenschwingungen hemmen kann, welche unsere Handlungen bedingen, so sollte man nur gesunde und wohlorganisirte Menschen zu Juristen machen. Wenn man bedenkt, von welcher großen Verantwortlichkeit, von welchem Einfluß die Wirksamkeit des Juristen ist, sollte er nicht bei dem Examen seines geistigen Inventars auch das seines körperlichen zu bestehen haben? und sollten bei Schwurgerichten, bei Entscheidung wichtiger Rechtsfälle, bei folgenreichen Verhandlungen nicht auch Aerzte zugezogen werden, welche den Richtern Puls und Zunge prüften?

Endlich gelang es Thekla, sich nach dem Landrichter zu fragen. Das Zimmer, in welches sie gewiesen wurde war geräumig, hell und gut möblirt. In einen bequemen Lehnstuhl versenkt, welcher in einem großen Bogenfenster stand, befand sich ein steifer, hagerer Mann von militärischem Zuschnitt, welcher in einer Zeitung vertieft war und kein anderes Zeichen des Antheils von sich gab, als daß er von Zeit zu Zeit die Asche seiner Cigarre an einer vergoldeten Kaffeetasse abstieß.

Am zweiten Fenster, an einem Pult, stand eine dürre, lange, verkümmerte Gestalt, welche Thekla schon als

den einflußreichen Oberschreiber kannte. Von Fett glänzende Schreibärmel ergänzten die eigentlichen des abgetragenen Oberrocks, aus welchem die skelettartige Gestalt schon lange gewachsen schien. In seinem Gesicht mußte sichtlich der kümmerliche und ganz willkührlich dort und da hervorsprießende Bart den Mangel des Fleisches ersetzen. Seine großen, breiten Zähne fletschten beständig zwischen den dünnen Lippen hervor und ein eigenthümlicher Ausdruck von Hunger und Ingrimm gab ihm das Aussehen eines bissigen Pinschers, der fortwährend im Kampf mit Knochenkonkurrenten liegt.

Diese Zutrauen einflößende Persönlichkeit, schrieb eifrig, während eine dicke, aufgeputzte Frau mit rothem Gesicht eine Summe Geldes in ihren Korb strich, welches ein Bäuerlein hingezählt hatte, und andächtig zusah, wie der Oberschreiber das Papier mit der Feder zerstampfte. Endlich hatte jener geendigt, und nachdem er mit einem Tuch, an welchem die ursprünglichen Farben nicht mehr zu erkennen waren, die Nase gereinigt hatte — begann er, was er geschrieben hatte, vorzulesen, in einer Weise, daß nur jedes fünfte oder sechste Wort verständlich hervortrat, und die andern in einem eigenthümlichen Zischlaute aufgingen.

„— erscheinen — — Landgericht — Adam Scheinacher, — Anna Greifauf — — dreihundert Gulden Capital — Anwesen — — folgende Realitäten — — fünfzehnte Hypothek —“

„Bitt' unterthänigst, Ihr Gnaden, Herr Oberschrei-

ber," unterbrach hier das Bäuerlein, welches vor Beklemmung von einem Fuß auf den andern getrippelt war, den Oberschreiber, der besonders über die letzten Artikel mit besonderer Schnelligkeit hinweggeeilt war; „mit Verlaub, so hab' ich's nicht gemeint — auf eine fünfzehnte Hypothek kann ich halt das Geld nicht hergeben — die Posthalterin hat mir ja die zweite Post verheißen, und —"

„Und —? und was?" fuhr ihn der Oberschreiber mit einem Faßan-Gesicht und einem vorhergehenden Blicke auf die lauernde Frau an, „Esel, wie kannst Du eine zweite Hypothek verlangen, wenn keine mehr da ist?"

„Ja, da kann ich halt das Geld nicht hergeben — es gehört meinem Ziehsohn — ist sein Einstandsgeld — der Michel hat vier Jahre darum dienen müssen — und — und — ich kann's halt nicht herlassen. Gib her, Posthalterin, das Geld."

„So! nicht herlassen," quikste der Oberschreiber mit einem wohlgemachten Zorn, indem er seine Zähne bis an die Wurzeln zeigte, „das sagst Du jetzt, wo Alles geschrieben und eingetragen ist. Warum hast Du das Maul nicht eher aufgethan? Glaubst, wir machen Dir hier die Narren?"

„Ja — aber — ich kann halt nicht," stammelte Adam Scheinacher, und zerknüllte in großer Bange seinen Hut, „auf keine fünfzehnte Post —"

„O Jesus!" nahm die dicke Wirthin das Wort, „ich werd' Dir wohl noch gut sein für die paar Gulden.

Jesus! ist das eine Wirthschaft, bei solch einem Anwesen und Alles. Ich bin ganz andern Leuten schuldig, als Dir, geltens, Herr Oberschreiber! und bei mir darf Niemand was verlieren. Jetzt geschrieben ist geschrieben, geltens, Herr Oberschreiber?"

„Aber ich kann halt nicht, ich darf halt nicht; Ihr Gnaden, Herr Landrichter, haben doch Sie ein Einsehen!" jammerte der Bauer.

„Es ist zum Schlagtreffen. Jetzt kommt er gar an den Herrn. Ihr Gnaden, Herr Landrichter, bitt' um Verzeihung für die Unterbrechung. Jetzt arbeit' ich den ganzen Vormittag an dieser Verbriefung, und nun fällt's ihm ein, daß er das Geld nicht hergeben will. Ob das nicht die Obrigkeit kujonirt ist?"

„So kann man doch nicht einmal seine Zeitung mit Ruhe lesen! — Sind durch das eiserne Thor passirt. Schau, schau, haben's die Donau gar mit einem eisernen Thor gesperrt. Schliffel, die Walachen — Was gibt's denn?" fragte er, sich befremdet zu den Parteien herumdrehend.

„Ihr Gnaden, Herr Landrichter," nahm die Posthalterin geläufig das Wort; „werden verzeihen, aber Sie werden einer armen Wittib nicht zu weh geschehen lassen. Auf den Sonntag ist bei uns draußen Kirchweih, und ich hoff', Ihr Gnaden werden mir die Ehre schenken — und auch einkehren. — Nun schauen's, ich brauch' Geld für den Metzger, den Bräuer und so weiter. Da hab' ich das Capital vom Scheinacher Adam da geheißen ge-

habt. Auf einmal ist dem Adam meine Post nicht gut genug. Da müßt ja doch kein Recht und keine Gerechtigkeit im Land mehr zu finden sein, wenn man die Leut' so zum Narren halten und in's Unglück setzen dürft', Ihr Gnaden, Herr Landrichter! Er hat mir's einmal zugesagt."

„Zugesagt! Scheinacher, hast Du ihr das Capital zugesagt oder nicht? Antwort!"

„Ihr Gnaden, — zugesagt — hab ich ihr's wohl, aber nicht auf die fünfzehnte —"

„Eigenes Geständniß! jetzt sei nur still. Du sagst, Du hast ihr das Geld zugesagt und bist es ihr schuldig, oder hast alle Unkosten und den sie treffenden Schaden zu tragen, laut — laut — Paragraph —— hm — hm — schlagen's einmal den betreffenden Paragraph auf, Oberschreiber, und schließen's die Verhandlung."

„Aber, aber," stammelte das Bäuerlein de profundis seiner Angst — „anvertrautes Geld —"

„Aber, aber, Scheinacher!" dräute der Gnädige, „besinn' Dich zweimal, ehe Du mich erzürnst, noch ist Dir der Holztheil nicht zugeschrieben, von derselben Theilung — Quittung sind keine da, eingetragen ist Nichts und so kannst prozessiren, mein Gutachten weißt schon! Kann viel Geld kosten. Fahren's fort."

„Unterschreiben!" schrie der Oberschreiber. Das zerknirschte Bäuerlein machte seine drei † † † und verließ das Zimmer.

„Hab' mich die Ehr' unterthänigst zu bedanken, Ihr Gnaden," knixte die Posthalterin, „und geben's mir auf den Sonntag fein die Ehre mit der ganzen hochgeehrten Familie, hab' einen Indian eigens für Ihr Gnaden gefüttert — ein wahres Unvieh! und altes Bier von Aschau. Also geben's mir die Ehr'."

„Kann geschehen, Posthalterin," nickte der Gnädige, „Adies, und wenn Sie Ihre Pferde herein schicken wollte, so bring' ich Ihr meine Fräul'n auch mit."

„O freilich, Ihr Gnaden, die Fräulein und die gestrenge Frau. Meine Pferde sollen schon da sein zu rechter Zeit. Kommen's fein auch, Herr Oberschreiber, mit der Frau Liebsten und den Kinderln, alle achte," setzte die Frau leiser hinzu und zog Etwas in Papier eingewickelt hervor. Da ist das Mittel für's Rothlauf, die Frau Liebste weiß schon. Und haben's schönen Dank. Und die Post?" — „Hat keine Gefahr, wird gar nicht eingetragen in's Grundbuch." Mit diesen geflüsterten Worten wickelte der Schreiber das Papier ohne Rücksicht auf die zarte Verblümelung auseinander, besah sich den Inhalt und ließ ihn dann befriedigt in die Tasche gleiten. Die Wirthin ging.

„Was will Sie?" fragte der Landrichter, einmal aus seinem Gedankengang gebracht, Thekla, welche fast nicht den Muth hatte, ihre Bitte vorzubringen. „Aha, weiß schon, ist die Thekla von Brannenburg. Habt's schon mit hinausgebracht auf d'Wochen, wo Commission beim Klosterrichter ist? Geben's nicht Ruh beim Probsten?

Muß wieder ein etliche in den Bock spannen lassen. So komm nur mit mir," sagte er huldreich und leitete den Weg in die Registratur.

Auf dem Vorplatz wartete eine junge, saubere, wohlgekleidete Frau, die freundlich bekannt knixte, mit großer Weitläuftigkeit ihren mit einem schneeweißen Tuch bedeckten Korb niederstellte, ein Tuch aus der Tasche zog und nach diesen Vorbereitungen bitterlich zu weinen begann."

„Ihr Gnaden, wie's uns die Leute machen, das ist nimmer zum Aushalten. Immer heißt's, wir hätten unsern Bruder vom Haus getrieben und in's Elend gebracht. Erst gestern beim Bier hat mein Mann wieder Reden hören müssen — solche Reden — nein, das halt' ich nimmer aus. Sie gönnen's uns halt nicht, daß uns der Herr Landrichter gewogen ist. Weiter ist's nichts. Ich wein' mich noch zu Tod.

„Sei Sie ruhig, Glaserin," sprach der Landrichter huldreich und kniff sie in die vollen Wangen, „braven Leuten bin ich immer gewogen, tröst Sie sich, meine liebe Glaserin, wir wollen die Sache schon beilegen. Der Bruder ist ein Lump, und wer noch ein Wort von Forttreiben sagt, den lasse ich hauen, daß ihm die Haut raucht. Da bin ich schon noch Mann dafür und braven Leuten immer gewogen."

„Das hab' ich ja auch gesagt zu meinem Mann," erwiederte die Glaserin, schnell erheitert, „schau," habe ich gesagt, „lasse die Leute reden, sie können uns doch nichts

anhaben, so lang uns Ihr Gnaden gewogen sind und einen Schwager beim Hofkammergericht haben. Aber der Meine hat halt so ein feines Gefühl, es kränkt ihn Alles zu stark. Ist gestern sein Namenstag gewesen, da hab ich ihm einen Rehziemer heim, sein Leibessen, meinen Ihr Gnaden, er hätt' ihn nur angeschaut? — Nein, fort muß ich ihn tragen. „Geh'," hat er gesagt, „mir schmeckt doch kein Bissen, vielleicht thut uns aber Ihr Gnaden die Ehre an." Da hab ich ihn dann eingemacht und hergetragen. Schaun's nur her, die gnädig Herrschaft in Aschau hat auch keinen schönern auf ihrer Tafel, und ich hab' dann noch ein paar Forellen dazu gethan, die mir mein Vetter, der Kammerlaquai des Grafen, verehrt hat. Diese Trummer! hat eine fast ein Pfund. Und jetzt lassen Sie sich's schmecken."

„Geh' Sie nur, Glaserin, geh' Sie nur," sagte der Landrichter, nachdem er mit zufriedener Bewunderung den Inhalt des Korbes gemustert hatte, „grüße Sie ihren Mann, und ich werde der Sache schon abhelfen. Etliche Haselstöcke abgeschlagen, und ich hab' jetzt einen Gerichtsdiener, der die Sach versteht, keinen weichlichen leid ich nicht, etliche Stunden in's Halseisen, und ich steh' Ihr gut, es redet kein Mensch mehr davon. So, adies, adies. Vielleicht kehre ich am Abend selber ein Bissel ein.

Trotz allen diesen zerstreuenden Vorgängen hatte Thekla das Andenken an Friedls Schicksal keinen Augenblick verlassen, im Gegentheil, eine unbestimmte Furcht drang ihr mehr und mehr an's Herz, je mehr sie dieses

Treiben sah, und der Muth zu einer Frage über ihn, die wohl zehnmal auf ihren Lippen schwebte, fiel ihr tiefer und tiefer. Ein wahres Fieber ergriff sie, als sie in der Registratur ihre Papiere ausgefertigt erhielt, sich minutenweise die Gelegenheit entschwinden sah und nicht wußte in ihres Herzens Bedrängniß, im Kampfe zwischen dem heißesten Wunsche, etwas zu bezwecken, und der Furcht vor der abstoßenden Weise, mit welcher hier Alles und Jedes abgethan wurde. Was thun, was beginnen? Sie suchte nach irgend einem Faden, ihr Auge irrte von Gegenstand zu Gegenstand, sie besah die mächtigen numerirten Actenstöße, welche einen seltsamen staubigen Geruch ausathmeten, und auf welchen hier ein Messer, dort Schlüssel und sonstige Dinge krimineller Verhandlungen lagen, sie tauchte in die kolossalen Dintenfässer, welche inmitten ganzer Heerden von Klexen ruhten, sie schweifte von den staubigen, abgenützten Lederstühlen wieder in die Höhe, wo zahlreiche Spinnweben einen ungeheuren Ofen überschatteten und es wollte ihr nichts einfallen. Innige, betende Wünsche richtete sie an das Krucifix, welches sich auf einem Schrank zwischen zwei Lichtern befand, Gott möchte ihr einen guten Gedanken, einen Leitfaden schicken, an welchen sie eine Thätigkeit zu Gunsten des ach zu theuren Friedls knüpfen könnte, als im Sinken ihr Auge gefesselt wurde durch einen Zettel, welcher auf einen mächtigen Actenstoß vor ihr gebunden war. Dieser Zettel enthielt nur wenige Zeilen, aber es war unverkennbar Friedl's Schrift. Diese

hier zu wissen auf diesen Acten, richtete mit einem Male ihre ganze Seelenkraft dahin. Was konnten diese paar Worte enthalten, daß man sie wichtig genug fand, sie hieher zu legen? Ließ sich aus ihnen etwas entnehmen, waren sie beschuldigend oder eine Vermittlung zulassend, waren sie guten oder bösen Inhalts? — Diese Fragen drangen an sie mit einem Strom des Verlangens, daß es ihr fast den Athem benahm.

Bösen Inhalts? — Nein, das waren sie gewiß nicht, sie waren guten Inhalts. Warum waren sonst ihre Blicke gerade auf sie in dem Augenblick gelenkt worden, wie sie in innigster Sehnsucht um eine Leitung betete. Darin lag eine Verheißung. Gott hatte sie erhört, hatte ihr einen Wink gegeben, daß diese Zeilen zum Heile Friedls würden geschrieben sein. Wie es sich damit verhalten konnte, das konnte sie nicht errathen, aber es war so, und jetzt mußte sie den Inhalt kennen lernen.

Das war nicht leicht. Der Zettel war gegen sie gekehrt. Der Tisch, worauf der Act lag, stieß an die Wand. Nachdem Thekla mit forschendem Seitenblick auf den eifrig schreibenden Praktikanten bereits alle Stellungen angenommen hatte, um zur Lesung der Zeilen zu gelangen, griff sie muthig entschlossen darnach. Aber noch ehe sie ihn unter der Kreuzschnur heraus lösen konnte, hatte auch der Gerichtsmann seine Hand darauf.

Thekla stand verwirrt und erröthend.

„Was?“ — fragte der junge, eifrige Mann nicht unfreundlich. Ich — ich, verzeihen Sie, ich — wollte

nur.“ — „Dieß sind Kriminalacten und dürfen nicht angerührt werden.“ Das Wort Kriminal schlug wie ein Donner in Thekla's Ohren. „O, ich wollte nichts von diesem großen Pack, Gott bewahre mich — nur diesen Zettel, der obenauf liegt.“

„Interessirt Dich der —?“ fragte der junge Mann mit forschender Freundlichkeit, noch immer den Zettel halb mit der Hand bedeckend, „wohl ein Liebesbrief? — Wie —?“

„Ja wohl! nichts weniger. Nur ein guter Freund,“ stotterte Thekla erröthend.

„Ist's auch gewiß nur ein guter Freund? nicht vielleicht doch —?“

„Nein, nein, wir sind zusammen aufgewachsen, sind mit einander in die Schule gegangen.“

„Aha! daher erkanntest Du die Schrift so schnell Sieh — sieh, wenn Du Dich aber doch irrtest? — wenn es die Schrift eines Andern wäre —?“

„O nein, Friedl's Schrift wollte ich unter Tausenden erkennen; wie oft habe ich nicht seine R und T gebessert.“

„So? — nun sieh' sie auch einmal recht an, diese Schrift und sage mir, daß Du Dich nicht irrst.“ — Damit hielt der Praktikant Thekla den Zettel auf eine gewisse Ferne hin, ohne ihn aber aus der Hand zu lassen, als sie darnach langte.

„Sie können sich darauf verlassen, daß es des Geißelmüllers Friedl Schrift ist. Das sind Verse — nun

darf ich ihn aber auch lesen. Und dann möcht' ich Sie doch auch fragen, Herr Schreiber, wie es denn eigentlich mit Friedl steht? Wie Sie mir drüben gesagt haben, ist er noch immer nicht von dem Proceß gereinigt und mir drückt die Angst fast das Herz ab. —"

„So? nun ja natürlich." Friedl ist ein hübscher Bursche —" erwiederte jener bezüglich.

„O, nicht so — das ist lange vorbei — aber wenn man mit einander aufgewachsen ist, Freud' und Leid getheilt hat, so kann man sich des Antheils nicht ganz abthun. Die Sache hat seinen Vater das Leben gekostet, seine Mutter grämt sich hinunter — da wollte ich Sie denn bitten, daß Sie für ihn ein gutes Wort einlegen. Zu den anderen Herren hab' ich mir nichts zu sagen getraut, sie sehen Alle so trotzig und rasch aus; aber Sie sind gut und freundlich und werden mir's gewiß nicht verübel haben, wenn ich Sie recht schön, recht schön bitte —"

„Nachher — nachher — wir werden ja sehen," unterbrach sie der junge Mann und winkte einem Andern, das, was er geschrieben hatte, vorzulesen.

Thekla hatte nicht gemerkt, daß gleich Anfangs ihrer Unterredung mit dem Praktikanten ein Dritter Papier und Feder zurecht gerichtet und jedes ihrer Worte aufgeschrieben hatte. Und nun wurde ihr dieses Protokoll über ihre Anerkennung von Friedl's Handschrift vorgelesen, so wie der Zettel vorgelegt, welcher nichts enthielt als die Worte:

Dem Sixten die Kuh und das Fülley zu büßen,
Haben die Burschen ihre Beutel zerrissen,
Die Haberer, wo sie geschädigt haben,
Wollen auch allen Schaden tragen,

Alsdann gab man ihr eine Feder in die Hand und hieß sie unterschreiben. Mit einem Blicke, der die ganze unendliche Bitterkeit ihres Herzens über seinen Verrath ausdrückte, schob sie dem Praktikanten den Bogen hin. Dieser in seiner Freude, hier gleich ein Meisterstück juristischer Feinheit geliefert zu haben, übersah wohl den Schmerz, der darin lag.

Thekla ward sich jetzt deutlich bewußt, nicht in wie fern, aber doch, daß sie Friedln mehr geschadet, als genützt hatte. Ihr war so weh, so krank zu Sinne, daß sie nicht wußte, wie sie die Stufen der Stiege hinunter kommen sollte. — Was nun thun, was beginnen. Zuverlässig stand Alles jetzt schlimmer, als vorher, sie hatte nichts bewirkt, und wer weiß, wann sie wieder vom Krankenbett der Mutter ab, und in die Stadt kommen könne, und wie groß war die Unruhe ihres Herzens! — „Halt!" besann sie sich, „ich gehe zur Fräuln. Sie war schon lange nicht mehr bei uns draußen; ich lade sie ein, und wer weiß, gibt sie mir nicht auch einen guten Rath. Sie hat vornehme Freunde', die könnten ja dem Friedl ganz und gar heraushelfen."

Thekla hatte sich durch enge, finstere, lange Gänge und leiterartige Treppen in die Tiefe eines Hinterhauses

gegriffen und zog an einer Klingel. Ein Mädchen mit einem äußerst frommen Gesichte machte auf.

Die gnädige Fräuln wär' halt nicht zu Haus, lautete die Antwort auf Thekla's Frage nach dem Fräulein.

„Ist sie aber jetzt zu Haus?" —

„Nein, sie wär' halt noch nicht zu Haus, aber sie wird bald kommen, sie wär' halt in der Messe. Meine gnädige Fräuln kann halt keinen Tag sein, ohne ihre heilige Messe. Wollen Sie warten? Spazierens herein."

„Die Fräuln ist wohl recht fromm und gut?"

„Nun, da habens Recht, daß die fromm und gut ist," sagte das Mädchen, fast entrüstet mit verdrehten Augen und halb schluchzend vor Durchdrungenheit. „Wenn man nichts thut wie in die Kirche geh'n, mit lauter Herren Geistlichen verkehrt und so schöne Trostsprüche im Munde hat, da ist man wohl fromm und gut. Wenn die nicht fromm und gut ist, so weiß ich nicht, wer es sonst sein soll. Ich sag' alleweil, wie es nur möglich ist, daß sie noch auf der Erde wandelt. Oft ist's mir, sie müßt' sich vor meinen sehenden Augen in den Himmel aufheben."

Das klang wie vom Himmel selbst herab. Um ein Gutes ermuthigt, fragte Thekla das Mädchen, das mit gefalteten Händen vor ihr stand und die Augen bald nach rechts, bald nach links hinauf verdrehte, ob es denn wahr sei, daß das Fräulein so angesehene Bekannte habe!

„Nun, das will ich meinen," sprach sie, halb entrüstet über eine solche Frage, „wenn die nicht angesehen

wär, wer sollt's dann sein? Ist sie etwa nicht Kammerfrau oder so was bei einer Herzogin gewesen, wo sie die Fräuln erzogen hat wie leibhaftige Engel. Nun! und was die geschenkt bekommen hat — Gold und Silber und Alles. Ich sag' aber, es ist Alles noch nicht genug. Wenn man sie auf einen Altar stellte, so wär's noch nicht zu viel. Das sag' ich. Jetzt läutet's. Das wird sie sein. Meine liebe Frau. Lassens Ihnen die Zeit nicht lang werden." Das Mädchen ging hinaus, die Thüre zu öffnen.

Thekla schaute sich in scheuer Verwunderung in dem Zimmer um. Die Wände waren mit Heiligenbildern bedeckt. Lithographieen biblischer Sprüche lehnten sauber eingerahmt in den Ecken. Gebetbücher und Rosenkränze lagen auf den Tischen, und auf der unansehnlichen Kommode war eine ganze Kunstausstellung weltlicher eleganter Sachen, die zu der sonstigen Möblirung übrigens gar nicht paßten. Da waren Zeichnungen von schönen Damen und Kindern, Tassen, Brochen, Ringe, Leuchter, Ohrenringe, Armbänder und Anderes aufgestellt. Thekla betrachtete sich eben das Porträt einer wunderschönen Frau, welches in ein Armband gefaßt, und in einem roth saffianenen Etui das Mittelstück dieser Etalage war, da schwebte eine große, etwas robuste Gestalt herein und auf Thekla zu.

Fräulein Eulalia Sommerbesen, wenn sie nicht die leibhafte Muttergottes vom Birkenstein selbst war, so hatte sie doch die entschiedene Absicht, sie zu sein. Ihre

etwas groben, ordinären Züge überfloß ein wahrer Guß von Milde, Huld und Gottseligkeit. Ihr Gesicht schwamm ordentlich in einem Lächeln voll Milde und Vergebens, wie ein Pfefferkorn in einer Schale voll Oel. Ganz unwillkührlich sprach man innerlich, wenn man ihr begegnete: Gegrüßt seist Du ꝛc.

„Mein liebes Kind,“ sprach sie in ihren süßesten, schmeichelndsten Tönen, „was bringt Dich zu mir? gewiß ein Anliegen? Komm, setze Dich und erzähle. Ich bin ja Tag und Nacht bereit, die Traurigen zu trösten und die Bedürftigen zu erquicken. Komm, mein Kind, und sprich, was wünschest Du?“

Thekla neigte sich fast unbewußt, und sprach in sich: „Herr, ich bin nicht würdig.“ Dann sagte sie laut, wenn auch schüchtern: „Wir fürchten, Sie beleidigt zu haben, gnädige Fräuln, daß Sie uns gar nicht mehr die Ehre geben. Sonst haben Sie unsern Rahm und unsere Butter gut gefunden, jetzt aber waren Sie schon so lang nicht mehr in Brannenburg, daß wir gar nicht wissen, mit was wir die Ehre verscherzt haben.“

„Mit gar nichts, gutes Kind,“ lispelte die Fräul'n mit halbgeschlossenem Munde, theils um den Mangel der Zähne zu verbergen, theils weil sie — eingedenk der hohen Kreise, in welchen sie gelebt hatte — sehr streng Deutsch sprach und die Diphthonge doppelt accentuirte. „Mit gar nichts habt ihr mich beleidigt, und hättet ihr's auch, so — wüßte ich zu vergeben. Die Liebe trägt Alles, duldet Alles, vergibt Alles. Nur das Wetter hat mich an

dem etwas weiten Gange gehindert, sonst wäre ich schon längst gekommen. Uebrigens freut es mich, daß man mich vermißt. Sei versichert, daß ich nächstens kommen werde an das Krankenbett Deiner Mutter. Wo sollen wir denn auch lieber sein, als da, wo wir Trost spenden können! Ich meine es Dir anzusehen, daß Du ihn auch brauchst. Ach!"

„Freilich könnte ich den brauchen," seufzte Thekla erleichtert, „und nicht nur Trost, sondern auch Hülfe."

„Hüülfö? wie gern. Aber kann ich Dir den verlorenen Geliebten zurückbringen? Denn darum handelt es sich ja doch," wandte das Fräulein sanft scherzend ein.

Thekla schüttelte den Kopf. „Damit ist's aus. Und mein Anliegen ist folgendes."

Thekla erzählte nun, wie seit der Hochzeit vor fast zwei Jahren, wo Friedl sie so beleidigt und verdächtigt hatte, zwischen ihnen Alles aus sei. Aber diese Hochzeit hatte noch andere üble Folgen gehabt. Bei der Rauferei, in welche Friedl damals gezogen wurde, hatte es blutige Köpfe gegeben, und Friedl wurde in der Untersuchung als einer der Hauptschläger erfunden. Er wurde eingesperrt, und mußte schwere Straf- und Heilungskosten zahlen. Dem empfindlichen Ehrgefühl des Geißelmüllers hatte diese Procedur eine tiefe Wunde geschlagen. Er konnte den Friedl nicht mehr vor Augen sehen, und das Verhältniß wurde ein sehr herbes. Zudem sah der Müller die Vesi als die Grundursache alles Uebels an. Sie verführt Friedl zum Trinken, zu schlechter Gesellschaft, und die

Rauferei von damals war eine reine Anstiftung von ihren Helfershelfern. Dennoch ließ Friedl nicht von ihr, was gar nicht sehr zu verwundern ist, denn oft ist so Einer der Bravsten und Schönsten nicht treu, während er von so Einer gar nicht mehr los kommen kann. Nun, der Geißelmüller, der seinen unbefleckten, überall geehrten Namen bei Gericht mußte herumziehen lassen, wurde fast krank von den ewigen Streitigkeiten, welche Friedl herbeiführte, der unter der Leitung der Vefi ganz meisterlos geworden war. Da dachte er, es sei der kürzeste und beste Weg, Friedln aus dem Weg zu schaffen. Seinem Einstandsmann, den er sich gestellt hatte, war eine kleine Erbschaft zugefallen, mittelst welcher er und durch eine Heirath ein kleines Anwesen erwerben konnte. Gar recht war es ihm gewesen, daß er seiner Verpflichtung quitt werden konnte. Auch dem Müller war es gar recht gewesen. Friedl sollte nun selbst einrücken, Gehorsam und Disciplin lernen, und vor Allem von seinem Anhang los kommen. Ja, selbst dem Friedl war es recht, denn des ewigen Verdrusses war er ganz müde, und die Hauptstadt hatte auch ihr Lockendes. Und die Müllerin, die sonst mit allen Kräften dagegen gearbeitet hätte, ihren einzigen Sohn fern von ihr im Soldatenrock und unter dem Zwang des Reglements zu wissen, hatte nicht viel einzuwenden, denn vor vielem Vermitteln, Schlichten und die Stange halten waren ihr die Kräfte ausgegangen.

Wie dann Friedl in München gut that und ein paar

Jahre Alles ruhig war, erzählte sie weiter, und er dann den unglückseligen Einfall hatte, auf die Kirchweih zu kommen, an welcher vor lauter Aerger und Verdruß den Müller der Schlag traf, wie das Unglück mit dem Bergsturz dazu kam, der Friedl's Eigenthum verwüstete, und nun überdieß jetzt der Prozeß mit dem Haberfeldtreiben wieder aufgenommen wurde, und wie sie eben jetzt auf dem Landgericht vernommen habe, Friedl selbst mit in die Untersuchung gezogen, und wie sie in ihrer einfältigen Weise wahrscheinlich selbst dazu beigetragen habe, diese auf eine richtige Spur zu leiten, indem sie die Schrift des Zettels als von Friedl herrührend erkannt und bestätigt habe.

„Nicht mehr zufrieden könnte ich mich geben, mein ganzes Leben lang," fügte sie weinend hinzu, „wenn ich den armen Friedl nach so vielem Unglück erst in das allergrößte gestürzt hätte."

„So meinst Du, kann es schlecht gehen?" Thekla nickte.

„Ach, diese jungen übermüthigen Leute! das ist die Sündenschuld! Warum verfolgen sie mit Schmähungen die Diener des Herrn. Aber was erwartest Du denn, daß ich thun soll?" fragte das Fräulein himmlisch mild.

„Ja, das weiß ich wirklich nicht. Ich dächte, ob Sie nicht bei dem Assessor ein gutes Wort einlegen wollten, daß er ein gnädiges Urtheil spricht."

„Das Urtheil, mein Kind, spricht dieser nicht. Er untersucht nur die Sache und berichtet darüber."

„Aber, daß er halt gut berichtete — den Friedl nicht zu hart mitnähme — ihn vielleicht gar durchschlüpfen ließe —“

„Also hat Dein Friedl den Jäger erschossen?“

Thekla erglühte unter dem lauernden Blick der grauen Augen, die auf sie geheftet waren. Sie fühlte, sie hatte zu viel gesagt, und stockte.

Fräulein Sommerbesen ergriff ihre Hand, umschloß sie mit ihren beiden, drückte sie innig, sah sie an und sprach nach einer langen Pause mit engelhafter Milde: „Mein Kind, so Du nicht Vertrauen hast zu mir, wie kann ich Dir helfen? Du stockst, Du weißt um die Begebenheit, aber ich muß sie auch wissen, muß die ganze Wahrheit wissen, wenn ich Dir helfen soll. Sieh' mich an, als Deine Mutter, wollte ich sagen, wenn wir uns nicht zu nahe im Alter stünden. Aber sieh' mich an als Deine Schwester, die es so treu mit Dir meint.“

Sie drückte Thekla's Hand so innig, blickte sie so holdselig an, und über ihre fahlen, schwammigen Wangen war ein solcher Teig von Liebe und Duldung geflossen, daß Thekla dachte: nicht meiner Schwester, der leibhaften Mutter der Gnaden vertraue ich und beichte ich jetzt. Sie erzählte denn, daß allerdings Vefi einstmals geplaudert hatte, daß sich ihre Ansprüche an Friedl darauf stützten, daß dieser ihr den Liebhaber erschossen habe, und ferner auch, daß sich die Burschen wieder zum Treiben zusammenthäten, wobei die Herren vom Landgericht nicht gut wegkommen dürften, da diese

ihren Kameraden und Freund wegen falschen Verdachts so lange sitzen ließen. Thekla meinte ihrer Sache hiemit einen Sporn zu geben.

„Hm — hm — hm — das ist schlimm. Das ist ein sündliches Gehaben, und findet nicht Gnade vor den Augen Gottes. Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr, wie wollen diese sündigen Menschen solche richten, die über ihnen stehen, die Richter und die Geweihten des Herrn?“

„Ich weiß es wohl, es ist nicht recht, aber ich kann es auch nicht verhüten. Nur für den Friedl, wenn Sie möchten ein gutes Wort einlegen, daß ihm nicht zu streng vergolten würde, was er ganz unfreiwillig gethan hat. Denn absichtlich geschah es gewiß nicht, und die Eifersucht hat ihn nicht dazu getrieben, denn damals kannte er ja die Vesi noch nicht, und erst seit diesem unglücklichen Treiben,“ — Thekla seufzte schwer auf — „datirt sich ihre Verbindung her. Ach, wenn Sie doch Etwas thun könnten, gnädige Fräuln, sehen Sie, mich geht der Friedl gar nichts mehr an, aber kein Morgen- und kein Abendgebet wollt' ich sagen, in keine Kirche mehr gehen, ohne daß ich brünstig für Sie betete. Und nicht wahr — verrathen thun Sie nichts von dem, was ich Ihnen gesagt habe — nicht wahr, Sie begraben das in ihr tiefstes Herz, liebe, gute gnädige Fräulein. Es wäre Friedl's und mein Unglück, denn ich könnte mich nicht mehr zufrieden geben, keine ruhige Stunde hätte ich mehr, wenn durch mich Unheil angerichtet

würde. Nicht wahr, liebe, gnädige Fräulein. Sie verrathen nichts?“ flehte Thekla dringlich. Sie hatte einestheils ein unheimliches, abmahnendes Gefühl, anderntheils achtete sie es ordentlich für eine Sünde, des Fräuleins Stillschweigen zu fordern.

Das Fräulein sagte gar nichts. Sie ließ ihre grauen, fahlen Augen lange, lange auf ihr ruhen, mit einem Ausdruck von so erhabenem Mitleid, solch' himmlischen Verzeihens wie etwa der heilige Nepomuk zeigen mochte, als er seine Schweigenstreue mit dem Wassertode besiegelte. Dann drückte sie ihr drei-, viermal die Hand, fest — bieder — und schüttelte lächelnd leise das Haupt. Thekla sah in Gedanken die fünf Sterne des heiligen Nepomuk über dem Haupt des Fräuleins, und war zufrieden.

Lächelnd und himmlisches Bewußtsein im Gesichte, begleitete sie Thekla an die Thüre, an der Ausstellungskommode vorüber. Thekla's Augen blieben auf's Neue von dem wunderschönen Gesichte mit dem klagenden Zug um den Mund gefesselt, das aus der goldenen Fassung des Armbandes blickte.

„Das — das ist meine edle, gute Gräfin —“ war ihre Antwort auf die stumme Frage — „die anbetungswürdige Mutter meiner himmlischen Zöglinge — die jetzt im Himmel ist!“ Fräulein Sommerbesen trocknete sich mit einem Battisttuch, das zu dieser Funktion in einem zierlichen Körbchen auf der Kommode sich befand, die Augen — „o! wie sie himmlisch — wie sie gut war

— wie sie Alles auf mich hielt — wie sie mich an Namenstagen und Christkind beschenkte — wie mein Wort Alles regierte, Gouvernanten, Dienstboten, Arbeitsleute — Aller Schicksal war in meinen Händen — nun ist sie in höheren Sphären — hier — ja, ich versichere Dich, mein Kind — hier auf meinem Arm starb sie," die Stimme brach ihr bei dieser unglaublichen Thatsache — „sieh' — so zog sie mich auf ihr Lager herab — küßte mich — küßte mich zum Abschied, und dann starb sie — hier auf diesem Fleckchen, auf meinem Oberarm." Nachdem sie noch einige Thränen und sonstige Battisttuchfunktionen vorgetragen hatte, entließ sie Thekla, ganz saturirt von dem erhabenen Kuß und seiner Empfängerin. „Sei getrost," hatte sie gesagt, „gute Nacht kommt über Rath." Wie wohl und leicht war ihr, als sie wieder auf der Straße stand! Wie waren ihre Hoffnungen gestiegen! — Welche Last von Sorgen trug sie über diese finsteren Treppen hinauf, und mit welchen heiligen Offenbarungen bereichert stieg sie herunter!

Wer war in seinem Leben nicht schon einmal in der Lage, daß er all' sein Hoffen, Wünschen und Erwarten, den Inhalt und das Heil seines ganzen Lebens in den Moment einer Mittheilung zusammendrängen mußte. Wer erwartet nicht von einer solchen Mittheilung, daß sein Hoffen und Bangen nach dem Maß der inneren Dringlichkeit und Wahrheit, nach dem Maß des heißen Bedürfnisses, das ihn selbst bestürmt, gewürdigt werde. Wie wird ihm aber, wenn er alle Gründe erschöpft,

alle Saiten des Mitgefühls angeschlagen, alle Fibern der Theilnahme in Bewegung gesetzt zu haben glaubt, und von seinem Zuhörer, welchen er von seinem Erguß hingerissen wähnt, den Aufschrei des Mitgefühls, der Mitentrüstung erwartet, wie wird ihm, wenn dieser am Schluß seiner Rede ruhig die Pfeife ausklopft, oder nach einem verlegten Papier kramt, oder die Stiche an der Straminarbeit nachzuzählen beginnt! Nicht so ward Thekla's Vertrauen empfangen. Mit aller Herzenswärme ward es aufgenommen und ihr der ganze Einfluß der Fräulein Sommerbesen zugesagt. Und der war nicht gering. War nicht gering in dem Städtchen, denn sie hatte mehr zu verzehren, als selbst der Bürgermeister, und war nicht gering in der Residenz, denn das Fräulein hatte dort Zutritt zu allen frommen, moralischen und philanthropischen Vereinen, ihrer Frömmigkeit und distinguirten Gefühle wegen.

„So ist das auch wieder beseitigt,“ dachte Thekla in frohem Dankgefühle, und bestieg wieder ihr Wägelein.

„Stanzi, wer war denn sonst da?“ fragte das Fräulein ihre Magd, indem sie vor dem Spiegel die falschen Locken über beginnende Blößen an ihren Schläfen rückte und sich die seidene Mantille über die Schultern drapirte.

„Niemand, meine liebe gnädige Fräulein, als der Herr Vetter, wegen der Magd für die Frau Pulververschwörerin.“

„Pulververschwörerin! wie einfältig Du bist,“ lä-

chelte das Fräulein mild, „wie oft habe ich Dir nicht schon gesagt, daß sie Pulververweserin heißt, oder eigentlich Frau Pul — ver — fabrik — Verweserin! Pulverfabrik-Verweserin!“

„Ja, gelten's,“ lachte die Magd in ihre Schürze, „was ich dumm bin — ein wahrer Esel — und was Sie Geduld haben — ja, über einen Engel — verzeihen Sie nur dießmal, ich will gewiß aufmerken.“

„Irren ist menschlich, und Richten ist meine Sache nicht (ein frommer Blick nach Oben). Wenn aber diesem Mädchen nochmal nachgefragt wird, merk' wohl auf — so kann ich sie — nicht empfehlen. Bei der Frau Rentamtmännin, wo sie vorher diente, sind kurz vor ihrem Austritt zwei Gulden abhanden gekommen. Die Frau Rentnerin will sie zwar wieder gefunden haben, indeß — gewiß weiß man Nichts. Ich halte es für eine Gewissenssache, der Pulververweserin, meiner Freundin, eine nicht ganz unbescholtene Person zu empfehlen, verstehst Du, wir dürfen das Zutrauen, das unsere Freunde in uns setzen, nicht täuschen. Der Julie aber sagst Du nichts — wenn sie herauf kommt, bist Du freundlich mit ihr, und will sie Dir ihr Vertrauen in Bezug auf das Thun und Treiben ihrer Dame schenken, — so ein armes Geschöpf fühlt sich oft erleichtert, wenn es sich nur aussprechen kann — so weis'st Du es nicht zurück — frage sie auch, woher ihre Dame ist, und ob der Shawl, den sie trägt, ein ächter ist. Man darf nicht ungefällig sein. Und wenn die arme Klöpflin

kommt, so geb' ihr den Kaffeesatz, welcher für sie gesammelt worden ist, und sage ihr, daß ich ihrer heute beim heiligen Meßopfer gedacht habe. Ich habe einen wichtigen Gang der Menschenliebe vor, von dem ich nicht gleich zurückkommen werde. Ach, wie gesegnet ist, wer seinem Nächsten beistehen kann. Vergiß nicht die zwei Rosenkränze zu beten. Ich werde heute nicht Zeit haben."

Die Magd, welche mit weit aufgerissenen Augen bei jedem Satz ihrer Dame genickt hatte, laborirte unter einem gefährlichen Anfall von Bewunderung. Sie küßte die Mantillespitzen, schlug die Hände zusammen, rannte dem Anschein nach den Kopf an die Wände und rief:

„Wenn Sie nicht ein leibhaftiger Engel sind, der nächstens Mir und Dir nichts zum Fenster hinaus und in den Himmel fliegen wird, so weiß ich's nicht. Eine solche Güte, ein solches Christenthum wird man nicht gleich wieder finden, geht man das Land auf und ab." Das Fräulein lächelte mild und nachsichtig und schwebte zur Thüre hinaus.

„Gehorsamster, meine Gnädige," grüßte Herr Hasenknopf, der eben eine Wage von der gewundenen Schlange über seiner Ladenbudel genommen hatte, die Kundin aber, welcher damit Pfeffer zugewogen werden sollte, dem Erdbeerauflauf zuwies, und sich respektvoll dem Fräulein zuwendete.

„Wie steht's Befinden? mit was können wir auf-

warten? — Bitte Platz zu nehmen, auf's Beste, wie ich sehe, schauen aus wie mein Carviol draußen — nun, wer lang hat, läßt lang hängen — Selbst essen macht fett — Ein Pfund Stearinkerzen! Xaver, ein Pfund Stearinkerzen!“

Die Stearinkerzen wurden herabgelangt und mit einiger Feierlichkeit überreicht; denn außer dem Herrn Pfarrer und dem pensionirten Major brannte Niemand im Städtchen Stearinkerzen. Das Fräulein ließ sich auch den Nimbus dieses Aufsehen erregenden Kaufs nie entgehen und holte sie jedes Mal selbst. Diese Stearinkerzen stellten sie mit der haute volée gleich.

„Nun, mein Befinden, ja, wenn man keine Nerven hätte.“

„Haben Sie Nerven? das hätt' ich Ihnen nicht angesehen. Sehen so — so robust aus, aber es ist Einem halt nicht Alles auf die Stirn geschrieben — mir auch nicht, daß ich einen Proceß habe — der da drüben.“ —

„Einen Proceß — gegen einen Nächsten, einen Mitbruder? ist das auch christlich — fürchten Sie sich nicht der Sünde?“ fragte Fräulein Sommerbesen, sanft mit dem Finger drohend.

„So! wenn mir aber dieser Nächste, dieser Mitbruder Schlingen legt? Wie du mir, so ich dir. Bei dem heißt's aber, erst komme ich, dann wieder ich, dann kommen andere Leute. Aber ich bin auch nicht auf's Maul gefallen, und wenn man den Mist aufrührt,

dann stinkt er. Aber das ist mir eine gemähte Wiese. Ich kann ihm auch was einbrocken. O, wer mich für dumm kauft, der gibt sein Geld umsonst aus. Das hat gute Wege. Er verkauft auch, was ihm nicht zusteht, aber nur Geduld, es kann ihm was in dem Garten wachsen, das er nicht an's Fenster stellt."

„Nun, nur Mäßigung. Gute Nacht kommt über Rath, will ich sagen, guter Rath kommt über Nacht, Sie werden sich noch bedenken, bester Herr Hasenknopf — Ihr Recht sollen Sie wahren, aber nicht streiten, den Bruder nicht angreifen," sprach das Fräulein und schielte seitwärts nach dem Spiegel.

„Das heißt so viel als: wasch' mir den Pelz und mach' mir ihn nicht naß," meinte Herr Hasenknopf, bei welchem die Hitze wieder unter die Kappe gestiegen war, daß sie sich ordentlich von selbst hob.

„Sagen Sie mir doch, bester Herr Hasenknopf, was für eine Art Mann ist denn ihr Einwohner, der Herr Assessor? aber ganz im Vertrauen."

„Ja, Sie, das ist ein Mann! der hört das Gras wachsen und die Flöhe husten, der läßt sich kein Hälmchen durch's Maul ziehen. Haben Sie vielleicht? —"

„Etwas mit ihm zu sprechen. Ja. Wann treffe ich ihn am besten?"

„So — Etwas zu sprechen — hm — das wird wahrscheinlich wegen der zwei Unterröcke sein, die Ihnen vorige Nacht gestohlen wurden, nicht wahr —? Ja, ja, wollt' schon auch errathen, wer sie hat, ja, der Hasen-

knopf kommt hinter Alles, ist nicht so dumm, wie er aussieht — hat mir schon lange nicht gefallen, selbige — springt Alles zu viel aus — wollte leichter ein Sieb voll Flöhe hüten, als die. Aber Vertrauen, Verehrteste. Ich kenne alle Mägde und alle alten Weiber — ich bring' es heraus, wenn's Jemand im Stande ist."

„St! — St!" lispelte das Fräulein und drohte sanft warnend mit dem Kerzenpack. Niemand anklagen, Sie sind übrigens ganz irrig, es ist nicht deßhalb —"

„Nicht deßhalb — so habe ich den Fleck neben das Loch gesetzt, aha, jetzt fällt's mir ein, das wird wegen der Matraze sein, auf welche die Schneiderin schon Geld geborgt hat, und welche Ihnen die Seilerin verkaufen will, ja, die möchte zweimal verkaufen; aber lassen Sie sich lieber nicht ein mit der Seilerin, die hat einen Kniff, so oft sie auf den Boden schaut. Die Haube, die sie jetzt für Sonntag trägt, ist offenbar nicht auf ihrem Mist gewachsen, meine Frau hat keine schönere — wo hat sie's her? — aha! Die Wascherei neulich mit der Karrenlouisel und dem Corporalen rührt von Niemand her als von ihr. Denn wo der Teufel nicht hinkommt, kommt ein altes Weib hin. Lassen Sie sich warnen — die Hände von der Butten — wer ungeschafft an die Arbeit geht, geht unbedankt davon. Denken Sie an mich, mit der nimmt's noch ein garstiges End'. Ich spür' Alles aus — ich — Keine Klatscherei, in der ich nicht bin."

„Es ist auch nicht deßhalb, obwohl ich gern zum

Besten meiner Mitmenschen vermittle, es ist was Geheimes, was ich mit dem Herrn Assessor zu reden habe."

„Was Geheimes!" starrte sie der Krämer an, und seine Mütze stieg ganz sichtlich einen halben Zoll von selbst in die Höhe.

„Etwas Geheimes, ja, und deßhalb möchte ich Sie fragen, wann die beste Zeit ist, ihn zu sprechen?

„Etwas Geheimes," wiederholte Hasenknopf in sinnendem Staunen — „warten Sie gnädigst, ich will meine Frau fragen, die kann Ihnen am besten Auskunft geben. Xaver, wo ist die Frau?"

„So viel ich weiß, im Keller, sie filtrirt den Roussillon, der gestern gekocht worden ist. Gleich, gleich hole ich sie. Nur ein wenig Geduld," quikte Xaver.

An der Kellerstiege ward ein blasses, mopsnasiges Gesicht sichtbar, das der Frau Hasenknopf gehörte.

„Denk' Dir, Frau," flüsterte Herr Hasenknopf, „die Fräulein Sommerbesen ist da, sie hat mit dem Herrn Assessor was G e h e i m e s zu reden. Was kann das sein?"

„Das wird sich finden," sprach die Frau, und lud das Fräulein ein, ihr zu folgen und sich nicht vielleicht durch einen barschen Empfang abschrecken zu lassen. „Der Herr Assessor sind rasch wie eine warme Semmel, so etwas schwarzblutig, aber sonst grundgut, ein grundguter Mann, nur immer leidend."

Sie zeigte der Dame das Zimmer, und postirte sich dann auf ihr gewöhnliches Observatorium, die Ecke vor

der Thüre, welche von einem großen Kleiderschrank gebildet wurde.

Die Unterredung war lang und heimlich. Mit ungewohnter Höflichkeit begleitete der Assessor seinen Besuch an die Thüre und dankte ihr für ihre Mühe. Des Fräuleins Gesicht drohte, sich ganz aufzulösen in Süßigkeit, denn der Assessor war ja noch ledig.

„Sie haben mir einen wichtigen Dienst geleistet. Sieh, das Geschmeiß! also wieder Treiben, nun, ich will ihnen das vertreiben," rief die heisere, hektische Stimme. „Und dem Bewußten will ich zusetzen, daß er nach Gott schreien soll. Ich versichere Sie, wir Criminalisten sind nicht zu beneiden. Um so einem Kerl ein Geständniß abzulocken, das kostet Hitze, seitdem diese verfluchte Humanität Daumschrauben, Leiter und Stiefel abgeschafft hat. Damit hat ein Inquirent noch was ausrichten können, aber jetzt! es thäte noth, man redete solche Spitzbuben mit Sie an; wir müssen uns aber an das Mädchen halten. Die will ich schon zum Beichten bringen."

„Nein, das nicht," bat Fräulein Sommerbesen mit einiger Verlegenheit, „das müssen Sie mir schon versprechen, daß das Mädchen wenigstens nicht hier vernommen werde. Es würde meinem Herzen zu wehe thun. Sie hat es mir im besten Vertrauen gestanden und —" Frau Hasenknopf wartete das Ende des Gesprächs nicht ab.

„Jetzt ist's nicht übel, Mann," sprach Frau Hasenknopf ganz verblaßt, als sie nach Abgang des Fräu-

leins in den Laden trat, wo ihre Ehehälfte eben unter das Kaffeepulver gebrannte Rüben mischte. Komm herein in's Stübel und höre. Also weißt, was geschehen soll? die Haberer kommen wieder, wollen ihre Kameraden heraus haben und die Stadt mit Feuer und Plünderung übergehen. Alles hab' ich nicht verstanden, aber das ist die Hauptsache. Wenn es also dazu kommt so lassen wir alle Sachen von Werth in den Keller schaffen, denn wir sind hier neben dem Landgericht und werden am ersten angestoßen."

„Richtig," rief der zum Tod erschrockene Mann, „und den Imitations-Roussillon herauf, brav Spiritus darunter, den geben wir preis, da werden sie recht besoffen, er taugt dießmal so nicht viel, der Wein."

„Auch den verschimmelten Käse lassen wir ihnen, vielleicht daß sie uns dann schonen. Aber geheim müssen wir es halten," stotterte die Frau.

„Versteht sich. Das vor Allem. Dem da drüben, o, wie sollt' es mich freuen, wenn sie ihm alle seine Büchsen und Gläser in den Mund strichen. Kein Wind so schlecht, der nicht Einem was Gutes zuweht. Der soll sich die Hörner nur abstoßen. Der soll in keinen alten Schuh mehr hinein taugen. Und für den Igelmeier, den Neidhammel, ist auch nicht Schade, dem sagt man gar nichts, verkauft den Zucker um einen Kreuzer, immer wohlfeiler. Keinem Menschen sagt man was. Wir bringen unsere Sachen in Sicherheit, und die Andern mögen zusehen. Haben es Alle an mir ver-

dient, die mich so oft geärgert haben. Und wie freue ich mich, wenn sie recht mitgenommen werden. Ich wollte den Haberern allerlei Beiträge liefern, ich." Herr Hasenknopf rieb sich die Hände.

Die Frau Hasenknopf, eine besonnene, entschlossene Frau, ging auf die Ansicht ihres Mannes ein, und betrieb schon vorläufig die Anstalten zur Bergung ihrer werthvollen Habe. Hinsichtlich der Geheimhaltung aber mit einigem Vorbehalt. Die Frau Gevatter Lotterieschreiberin würde es ihr nie mehr verzeihen, wenn sie erführe, daß die Hasenknopf um das Geheimniß wüßte und es ihr nicht mittheilte. Die Lottorieschreiberin aber hatte ihre intimsten Freundinnen, darunter die Hasenknopf, ein= für allemal an jedem Lotteschlußtag zum Kaffee eingeladen. Diese Kaffeepartieen, wo man mit Muße in die Geheimnisse der Lotteriesetzer sehen und zugleich die muthwilligen Schuldenmacher, welche für Zucker und Kaffee, für Lichter und Tabak nie Geld hatten, wohl aber zum Einsatz in die Lotterie, unter dem Daumen halten konnte.

Auch die Frau Forstwartin durfte mit dieser Mittheilung nicht übergangen werden, denn das Wildpret war rar und theuer, und Hasenknopf aß nichts lieber, als einen saftigen Ziemer, vorausgesetzt er kostete wenig oder nichts. Und welch' ein vortreffliches Revanche=Mittel war es nicht für die drittletzte Frau Bürgermeisterin. Die wird von der Mittheilung ausgeschlossen und erfährt nichts; erstlich ist sie dadurch in der Neuigkeits=

Skala auf Null gesetzt, zweitens ist ihr die Gelegenheit benommen, ihre guten Sachen zu bergen, und muß die Umstände nehmen, wie sie kommen. Dieses allein war schon einen Haberfeld-Schrecken werth, und damit konnte sie eine ganze Reihe kleiner Chikane hinausbezahlen.

Die Frau Hasenknopf und die drittletzte Frau Bürgermeisterin waren vormals die besten Freundinnen gewesen. Unter mancherlei wechselseitigen Verbindlichkeiten war auch diese, daß die Frau Hasenknopf durch die Connivenz des Gemahls der drittletzten Frau Bürgermeisterin, welcher gemeiner Stadt-Seifensieder und Beisitzer gemeiner Stadt-Anlagen-Verschönerungs-Commission war, ihre Gänse und Schweinchen in den sogenannten Freundschafts-Hain, einer neuen Anlage, welche dicht an ihren Garten stieß, und sonach große Annehmlichkeit bot, treiben durfte. Da Kindern und Hunden der Eintritt dorthin verboten war, aus Rücksicht für die Anlagen, so genossen ihre Pfleglinge in der schattigten Zurückgezogenheit dieses Plätzchens eine ihr Gedeihen sehr fördernde Ruhe, denn der Freundschafts-Hain stand das ganze Jahr hindurch einsam. Bei schlechtem Wetter fanden die Thierchen Obdach in dem Freundschaftstempel, und die Pflanzen und Gräser umher lieferten eine vortreffliche Weide.

Einst aber in einer unglücklichen Stunde verwirkte die Frau Hasenknopf nicht nur diesen Vortheil, sondern überhaupt jeden andern, der von der drittletzten Frau Bürgermeisterin abhing.

Es begab sich nämlich einst, daß Herr Hasenknopf, welcher Seife und Lichter von dem drittletzten Bürgermeister bezog, dieselben untersuchte und dabei schlechter und leichter im Gewicht erfand als sonst. In der Hitze darüber geschah es, daß das Hasenknopf'sche Ehepaar den Herrn Seifensieder schlechtweg Herrn Seifensieder und nicht Herrn Bürgermeister nannte.

Wer seinem Bruder zürnet, sagt die Schrift, der ist des Todes schuldig. Wer saget: Racha! der ist des Rades schuldig. Wer aber zu einem gegenwärtigen oder ehemaligen Bürgermeister Herr Seifensieder oder Herr Kaminfeger, und nicht Herr Bürgermeister sagt, der ist des höllischen Feuers schuldig.

Eine solche Würde erlischt nie, und dieser Titel wird eifersüchtig gehütet, wie die Oriflamme, das goldene Vließ und andere Kostbarkeiten.

Die Frau Hasenknopf sollte die Wirkungen ihres Mißgriffs bald spüren.

Nicht nur, daß sie fortan von der drittletzten Frau Bürgermeisterin mit angemessener Entrüstung behandelt wurde, sondern der Rathsdiener bekam auch die gemessene Weisung, die Gänse und Schweine als nicht hingehörig aus dem Freundschafts-Hain zu vertreiben. Ueberdieß noch den Wink, die Gänse und Schweine tüchtig hinauszuklopfen, wofür ihm eine Gratifikation von einem Glas Branntwein und überdieß seiner Frau, welche für die Leute wusch, die Mange der Frau Bürgermeisterin für alle Zeiten zugesichert wurde. So wurde denn

der Trockenboden der Frau Hasenknopf, deren es mehrere gab, der Mang der Frau Bürgermeisterin geopfert, da sie die Einzige war, und das Urtheil vollzogen.

Zum großen Schrecken der Frau Hasenknopf kamen eines schönen Morgens ihre Pfleglinge schreiend und quiksend heimgelaufen, die einen lahm, die andern blutend, als Opfer der bürgermeisterlichen Rache.

Von diesem an begann zwischen den Damen ein stiller hartnäckiger Guerillakrieg. Fast jeder Tag war von einem Ausfall oder einem Scharmützel bezeichnet, zu welchen die Herausforderungen jederzeit Morgens in der Messe gemacht wurden, denn sie hatten ihre Kirchenstühle hart neben einander.

Frau Hasenknopf hatte alle Anstrengung nöthig, der Frau Bürgermeisterin nur einigermaßen gewachsen zu sein, denn jene war mit einem ausgezeichneten Mundstück gesegnet, während sie nur stotternd ihre Worte hervorbrachte, zweitens hatte die Bürgermeisterin eine zahlreiche Verwandtschaft, welche sämmtlich Partei gegen die Hasenknopf nahm.

In kleineren Städten, wo Zustände und Verwandtschaften so eng in einander verwebt sind, wo Einflüsse und Einwirkungen so unmittelbar und unausweichlich sind, wo sich die Fäden der Abhängigkeit und Protection so vielfach kreuzen und in's Unverfolgbare verlieren, muß man sich sehr hüten, in schlechtes Vernehmen auch mit dem Geringsten zu gerathen, indem auch der Geringste sich fühlbar machen und positiv schaden könnte, während

der Gerichtsbarkeit durch tausend nothwendigen Connivenzen die Hände gebunden sind. Auch bei der geschärftesten Hundeordnung wage es keiner, sich über den bissigen oder die Nachtruhe störenden Hund — etwa des Metzgers zu beklagen, wenn er nicht künftig seinen Fleischbedarf in Knochen, Häuten und Abschnitzeln beziehen will. Der Bierwirth darf den Ziegen der Frau Aufschlägerin nicht wehren, seine Hecken abzunagen, will er sich nicht den Herrn Aufschläger auf den Hals setzen. Gartenbesitzer müssen sich zur Zeit der Obstreife schon die Besuche der Doctors-, Apothekers- oder Magistratsraths-Familien gefallen lassen, will er nicht riskiren, daß der Erste im Falle des Bedürfens über Land ist, daß ihm der Zweite Weidenrinde für China verkauft, und der Dritte auf sonstige Weise sein Müthchen kühlt. Es wäscht da eine Hand die andere mit eifrigster Consequenz.

Die Staatsbetten, das englische Zinn, die Wäsche war gepackt, nur werthlose Dinge lagen noch herum, als es zum Rosenkranz läutete. Da sollte die Mine der Frau Hasenknopf springen, wie sie triumphirend schon in Gedanken voraussah. Sie sah nach den Schlüsseln, nach dem Laden und eilte fort.

Madl'n, macht's d'Fenster zu,
's kommen Zigeuner,
Hab'n rothe Hösla an,
Schlupfen gleich eina.
Madl'n macht's Thürl zu,
Kommen Zigeuner,
Fangen gleich d'Hennen z'samm,
Sind böse Streuner.

Bei Fräulein Sommerbesen war Gesellschaft.

In dem behaglich durchwärmten Zimmer saßen um den Theetisch Fräulein Mohrenkopf, Fräulein Ziegenschön, Herr v. Prelldi und ließen sich Thee und Kuchen trefflich schmecken. Fräulein Sommerbesen handhabte die Theemaschine. Sie saß in einem weichen Fauteuil, neben welchem ein Tischchen stand, auf welchem das kolossale Armband mit dem Portrait, welches jetzt in einem eigens dazu gemachten Gestell ruhte, und andere Reliquien aufgereiht waren, damit sie bei irgend einer Pause des Gesprächs oder einer mißliebigen Wendung desselben Trost und Zuflucht bei ihnen finden konnte.

Bereits hatte der Baron alle seine Neuigkeiten ausgekramt, denn eine unterdrückte Verläumdung, eine zurückgetretene Stadtgeschichte hätte ihn offenbar auf's Krankenlager geworfen. Ueber die geheime Geschichte von der Base des Lottokollekteurs hatte er berichtet, über das üble Aussehen der Melbenliesl, und von der sechsunddreißigsten Magd, welche die Lehrerin geohrfeigt hat. In diese Mittheilungen waren viele Lehren und Bibel=

sprüche hineingestreut, so manch erquickendes Gericht Gottes und manch erbauliches Beispiel, wie Hochmuth vor dem Fall kommt, darüber gewoben. Allein Fräulein Sommerbesen wurde nicht dadurch aufgeheitert. Mechanisch hanthirte sie mit den Theekannen. Ihre sonst so milden, gedehnten Züge waren finster wie der Novembernebel draußen, und weder die Reliquien, noch Fräulein Mohrenkopf's Anekdoten konnten ihr ein Lächeln ablocken. Fräulein Mohrenkopf führte allein das Gespräch. Sie beutete den Finessensepperl aus und kam dann auf die Wohlthätigkeits-Vereine, deren Mitglied sie war.

„Ach, ich sage Ihnen, daß die Armen unserer Theilnahme gar nicht werth sind. Wenn man zu ihnen geht und ihnen gute Lehren und Bücher bringt, und das in eigener Person, so könnte man doch erwarten, bei ihnen aufgeräumt zu finden. Aber wie sieht's da oft aus! in einem seidenen Kleide kann man gar nicht zu ihnen gehen."

„Nein, liebe Ziegenschön," sagte Fräulein Mohrenkopf, daran ist nicht zu denken. Ich habe auch für meine Armewöchnerinnen-Schnuller-Versorgungsbesuche einen eigenen Habit. In welche Spelunken kommt man nicht da!"

„Ja. Und ihre Impertinenz dazu. Als ich neulich die Taglöhnerin am Bürgersteg darüber zur Rede stellte, was meinen Sie, daß sie mir antwortete? Wenn man von früh 5 Uhr bis Nachts 9 Uhr um's Tagelohn

arbeitet, hat man keine Zeit, seine Stube aufzuwaschen. Ich habe sie aber dem Verein angezeigt und das nächste Mal wird sie übergangen."

„Nun, über diese Sachen setze ich mich hinweg," sagte die Mohrenkopf, „mir ist kein Haus zu schmutzig, kein Weg zu weit, keine Krankheit zu eckelhaft. Die Mohrenkopf muß Alles sehen, muß überall gewesen sein. Denken Sie, was passirt mir neulich! Mir wurde eine Schuhflickerin zugetheilt, welche schon sieben Kinder hat und neuerdings mit Drillingen entbunden wurde. Als ich hinkam, war Alles in der größten Verwirrung, denn auf den dreifachen Segen hatte sie nicht gerechnet. Um diesen Leuten Muth zu machen, thue ich gewöhnlich wie zu Hause und rede mit ihnen wie mit Unsereinem. Das halte ich für eine heilige Pflicht. Die Frau mit ihren drei schreienden Bälgen vor sich auf dem Bette wußte sich vor lauter Demuth und Verlegenheit nicht zu lassen.

In ihrer Schwäche zeigte sie wiederholt nach einem Sessel und wollte mich durchaus nicht auf den hölzernen Schemel, der neben ihrem Bette stand und mit einem Tuche überdeckt war, niedersitzen lassen. Ich dachte, es geschieht aus Respekt. Weil ich aber sehr nachsichtig und herablassend in solchen Fällen bin, so setze ich mich kräftig, trotz allen Abwehrens, nieder, und worein glauben Sie —? in eine Pfanne voll heißen Brei's, der für die Kinder dort stand und aus Respekt schnell mit einem Tuche bedeckt wurde. — Solche

Dinge passiren mir täglich, aber ich lasse mich durch nichts deconzertiren; ich behalte immer meine gute Laune, ich lache dann wie närrisch, das ermuthigt diese Leute."

„Gehen Sie denn auch zuweilen solche Wege, Fräulein Sommerbesen? Sie sind ja auch Armekindbetterinnen-Schnullerversehen-Vereinsmitglied?" fragte Baron Prelldi.

„Ja, dann und wann. Oft auch schicke ich meine Mädchen."

„So? können Sie das? nun, da kommen Sie wohlfeil zur Wohlthätigkeit. Noch ein Täßchen Thee, wenn ich bitten darf," sagte der Baron, welcher schon lange die üble Laune der Fräulein Sommerbesen mit Mißbehagen beobachtet hatte, weil sie dieselbe bei weitem weniger aufmerksam gegen ihre Gäste machte, und er immer erstum eine Tasse Thee bitten mußte, welche ihm sonst angeboten wurde. Er hatte schon lange beschlossen, sie dafür zu strafen, und sagte endlich mit falschem Bedauern:

„Wissen Sie schon? mit der Frau von Zeterding ist's also richtig. Der Verein verliert sein thätigstes Mitglied. In vierzehn Tagen ist die Trauung. Ich hab' es von ihrer Nähterin, die ihr die Nachthauben macht. Ganz einfach von Percal und dreitheiliges Muster. — Excellenter Thee das! Gewiß von dem Grafen," fügte er mit verstellter Gleichgültigkeit hinzu, die Wirkung seiner Worte innerlich genießend.

Wenn er ihr die Tasse mit einem Filtrum von

Quassia, Wermuth und Allem, was bitter und giftig ist, gefüllt hätte, so würde er keine schlimmere Wirkung erzielt haben als mit diesen Worten.

Fräulein Sommerbesen wurde erst grün, dann grau, dann athmete sie schwer, dann griff sie nach ihrem Taschentuch, so daß ihr die beiden Damen mit Aether und Eau de Cologne beisprangen und sie wieder in ihrem Fauteuil zurechtsetzen mußten.

„Ich darf hoffen, daß dieser Name nicht mehr in meiner Gegenwart genannt wird,“ seufzte sie endlich tief auf.

„Ei der tausend, warum denn nicht? sie waren ja die besten Freundinnen, wie die Zeterding hierher kam.“

„Ja! wer hat sie hier aufgenommen, wer hat sie hier eingeführt! Schlange, die ich an meinem Schlangen nährte — will sagen an meinem Busen nährte.“

„Warum nicht gar! weil sie wieder heirathet? Thut recht,“ sagte der Baron, dem es Freude machte, das Feuer immer mehr zu schüren. „Sie ist jung, hübsch, reich, kriegt einen braven Mann — was kann sie Besseres thun? — Ich bin überzeugt, wenn der Gutsbesitzer bei Ihnen angeklopft hätte, der Herr von Harros, unsere liebe Sommerbesen hätte tapfer Herein gesagt. Ist's nicht so, meine Damen? Und Sie wohl auch. Hehe, ich kenne meine Leute.“

Die Damen und Fräulein Sommerbesen machten Miene, als ob ihnen der Baron Prelldi ein Krokodil

zum Küssen hingehalten hätte. Mit der Würde der beleidigten Tugend wurde ihm Schweigen geboten.

„Nun, nun, ich bin schon still. Aber nicht wahr, Fräulein Ziegenschön, der Herr Doktor, wenn er nicht so steifsinnig gewesen wäre, ja ja, man weiß schon — nach dem haben Sie geschmachtet! Wußte sein Glück nicht zu schätzen, der — nun vielleicht glückt es ein anderes Mal besser — ja ja, ich bin ja schon still — aber was ich sagen wollte — wissen Sie schon, daß die — die Christiane ist ja jetzt drüben — bei der Frau von Zeterding — an- und aufgenommen, so viel ich hörte. Der Herr Prälat hat ja sogar davon Notiz genommen, und machte dort Besuch.“

Damit war das Maß voll. Der Heiligenschein von Milde und Duldung, der sonst Fräulein Sommerbesens umfangreiches Haupt umfing, hatte sich in eine Flammenkrone verwandelt. Ihre sonst grauen, unscheinbaren Augen blitzten Zündhölzchen und ihr ganzes Wesen spiegelte die mit Undank belohnte Tugend ab.

„Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch Böses gethan haben,“ schloß sie athemlos die lange Aufzählung aller der Vergehungen und Mißhandlungen, welche die Frau von Zeterding sich gegen sie schuldig gemacht hatte. „Du aber, Stanzi, gehst sogleich hinüber und sagst, ich ließe mir den blechernen Christenspiegel und Sinzel's himmlischen Tortenmodel — will sagen — Sinzel's Christenmodel — nun, Du weißt ja, was ich meine.“

„Sonst nichts?“ fragte Stanzi, die mit offenem Mund und Augen zugehört hatte, „sonst soll ich der saubern Madam nichts sagen, die uns so belogen und betrogen hat! So ein Engel von einer Herrschaft.“

„Schweige. Es ist nicht an uns, zu richten und zu vergelten. Diese Vergeltung wird ein Höherer übernehmen.“

„Da kann man sehen! Jetzt sehen Sie's doch selbst, ob mein Fräulein nicht eine leibhaftige Heilige ist! Ich sag's immer und sag's noch tausendmal, wenn sie nicht vom Mund auf in den Himmel kommen, so kommt kein Mensch hinein. Wenn ich's doch nicht selbst gesehen hätte, wie die — da drüben — da gesessen hat — da auf diesem Fleck, wo Sie jetzt sitzen, gnädiges Fräulein Ziegenschön — — ist's nicht so? ist sie nicht da gesessen?“

Fräulein Sommerbesen nickte in bitterer Zustimmung dieser gravirenden Thatsache.

„Da ist sie gesessen, sie könnt' es nicht läugnen, und wenn sie heut darauf vereidigt würde. Und wie hat sie sich verschworen, und wie hat sie es verredet, nicht mehr zu heirathen — keine Rosen hätte sie gepflückt in ihrer ersten Ehe — sie hätte Manches zu kosten bekommen, und was diese Heucheleien mehr waren, und jetzt geht sie hin und läßt sich aufkünden —! ist das nicht schandvoll? —

Und wie hat sie sich mit dieser Christiane — pfui, man sollte sie mit gar keinem Christennamen nennen, diesen Ausbund von Schandbarkeit — wie sie mein gnädiges Fräulein aus ihrem ketzerischen Unflath auf die

Straße des wahren Heils geführt hat — wie hat sie sich nicht mit ihr angestellt — und was hat ihr die gnädige Fräulein, meine liebe, gute gnädige Fräulein, für Lehren gegeben, wie sie jetzt wandeln und das Kreuz Christi suchen soll — ich hab' gar nicht anders geglaubt, als ich hör' unsern allerheiligsten Herrn Bischof. Gerad' so. — Geweint hab' ich Ihnen den ganzen Tag beim Aufwaschen, daß ich gar keine Lauge gebraucht hätte, und jetzt geht der Ausbund zu diesem Fräulein von Pfuidich hinüber und läßt sich dort füttern — wenn das kein Undank ist, dann weiß ich nicht mehr, was man Undank heißt.“ —

Stanzi verdrehte die Augen, rang die Hände, fuhr in ihrer Aufregung mit der Schürze über den Tisch und dem Baron über den Rücken, und glotzte ihre Dame so außer Fassung an, als wie ein Muttergottesbild unter dem Kreuz, das plötzlich zu seufzen anfing.

Um kein Haar weniger schmerzenreich und gottselig sah auch das Fräulein aus, und als Alles auf den Gipfel der Rührung gebracht war, erklärte diese, solchen Prüfungen nicht mehr gewachsen zu sein und die undankbare Stadt verlassen zu wollen.

Nun verhielt es sich damit folgendermaßen:

Als das Fräulein in diese Stadt zog, war sie für deren Bewohner mit ihren Reliquien, ihren Herzoginnen und Grafen, ihrer Frömmigkeit und hauptsächlich ihren Geldmitteln eine Notabilität, ein Stern, dem allenthalben gehuldigt wurde. Ihre ausgebildete Mildthätigkeit besonders war etwas Neues. Man konnte gewiß sein,

daß man wenigstens alle Woche einmal, seitdem sie in der Stadt lebte, von ihr für einen wohlthätigen Zweck angesprochen wurde, und ihre Aufmunterung zur Frömmigkeit wirkte auf Alt und Jung. Die Geistlichkeit respektirte sie, die Honoratioren huldigten ihr, und die geringen Classen strömten ihr zu wie einem Gnadenbild. Nichts geschah in der Stadt, wobei nicht ihre Meinung berücksichtigt wurde, nichts unternahm man, ohne sie um Rath zu fragen — sie hielt alle Fäden der Verhältnisse in den Händen und war in diesem guten Vernehmen mit ihren Mitbewohnern so glücklich, daß sie versprach, ihnen ihre Protektion niemals zu entziehen.

Da erschien auf einmal die Frau von Zeterding, die in derselben Stadt ihren Wohnsitz genommen hatte, und Fräulein Sommerbesen hatte nicht nur die Betrübniß, sehr bald in der von ihr Anfangs mütterlich Protegirten und Geleiteten eine gefährliche Rivalin zu sehen, sondern zu erfahren, wie wankelmüthig der Sinn der Welt ist. — Frau von Zeterding war lebhaft — klug — gebildet — von Stand — und vor Allem — reich, und Alle strömten jener zu, die Alles viel energischer in's Werk setzte.

Was immer die Fräulein Sommerbesen unternahm, um die schon wankende Verehrung und Bewunderung auf sich zu leiten, sie wurde von Frau von Zeterding überstrahlt. So entstand bald ein Wettstreit unter den beiden Damen, welcher Fräulein Sommerbesen fast außer Athem, um alle ruhigen Nächte brachte.

ließ Fräulein Sommerbesen ein Altarkissen von der prächtigsten Arbeit mit Glaube, Liebe und Hoffnung sticken, so hielt es die Frau von Zeterding für angemessen, einen ganzen Teppich zu stiften.

Fräulein Sommerbesen theilte kleine, wohlfeile Traktätchen aus, Frau von Zeterding ließ vom Buchhändler ganze Stöße Erbauungsschriften kommen und theilte Suppen nebenbei aus. Kaum hatte Fräulein Sommerbesen mit Mühe und Noth einen Jungfern- und Tugendverein zu Stande gebracht, so war Frau von Zeterding mit ihrer Kleinkinderschule fertig. So ward sie in Allem überflügelt. Vergebens führte sie ihre Hülfsmannschaft von Connexionen von Grafen und Gräfinnen in's Gefecht, vergebens ließ sie ihre ganze Munition von Portraiten, Geschenken und Autographen auffahren, vergebens sah sie gesegnet und verklärt aus und verbrauchte ein Unmaß der schönsten Gefühle, Alles sprach nur von der Frau von Zeterding, Alles rannte nur zu jener. Sie war ecclipsirt, wie eine bereits verewigte Fromme sagen würde. Und all ihr savoir faire weggeworfen.

Einen letzten Trumpf hatte sie noch in ihren Karten. Ein glücklicher Zufall führte ihr ein armes Mädchen, eine Waise zu. Vermögenslos, abhängig, schwachen Gemüthes, gelang es ihr, diese zu ihrer Kirche zu convertiren. Damit lebte ihre Sonne wieder auf einige Zeit auf. Man sprach wieder von Fräulein Sommerbesen, ihrem Glaubenseifer, ihrer aufopfernden Menschenliebe.

Aber wie gesagt, nur eine kurze Zeit. Die arme Convertitin konnte von dem Brod des Glaubens allein nicht leben und hatte bei Fräulein Sommerbesen außer diesem und einem unerschöpflichen Vorrath schöner Gefühle und Worte nicht viel Anderes. Durch ihren Abfall von ihren Verwandten verlassen, und allen sonstigen Hülfsquellen abgeschnitten, auf sich selbst angewiesen, warf sie sich der Frau von Zeterding in die Arme, welche sie an- und aufnahm.

Wieder herrschte nur das Gestirn Zeterding am städtischen Horizont, wieder sprach man nur von ihrem Edelsinn, ihrer Anspruchslosigkeit und — Fräulein Sommerbesen beschloß, sich einen andern Schauplatz ihrer Thaten zu suchen.

„Da sehen Sie, was da kommt,“ rief Fräulein Mohrenkopf.

Ein Schauspiel auf der Straße lenkte glücklich die düstere Stimmung, welche dieser Entschluß über die Anwesenden brachte, in ein anderes Bett.

Neben einem Wägelchen auf niederen Rädern, das mit einer Plane bedeckt und von einem Esel gezogen war, schritt ein großer, leibiger, olivenfarbiger Mann einher, das gelbe Gesicht voll Bart, das krause, rabenschwarze Haar mit einem alten Seidenhut bedeckt, und um den kurzen Hals einen bunten Wollenshawl gewickelt. Seine übrige Garderobe bestand aus ungarischen Hosen, beschnürt und belitzt, und einem gelben Paletot drüber. Eine Schaar von Weibern und Kin-

dern von allen Altersstufen, junge Bursche mit langen Haaren, schwarzgelben, ausgehungerten Gesichtern und Augen wie Dolche durchwateten den Koth der Straße. Ohnerachtet die Weiber nur nothdürftig bekleidet und schlecht genährt waren, hatte jede lange, schwere Ohrringe, und auf den nachtschwarzen Flechten einen zierlichen Kamm. Die Kinder schien der Zufall bekleidet zu haben. Das Eine hatte eine Zwilchhose und ein Jockeyjäckchen dazu an, ein Zweites war in eine große Mannsjacke geknöpft, die ihm bis auf die bloßen Füße reichte. Ein Drittes hatte auf dem groben Hemd nichts als einen Strohhut auf und ungeheure Pelzhandschuhe an den Händen. Ein Viertes schleifte sich mit einem Teppich, darunter Trikothosen und rothe Schnürstiefel sichtbar waren, ein Fünftes steckte in einem zerschnittenen Sack mit Löchern für die Arme, und trug ein Castorhütchen mit einer Feder. Die Kleider waren mit einer gewissen Unparteilichkeit vertheilt, so daß keines zu viel oder zu wenig bekam. Alle sahen so elend und verhungert aus, nur der Mann und eine Schaar wohlgenährter Hunde machten eine Ausnahme.

Die schmutzige, dunkle Hautfarbe dieser Leute, die feinen, scharfen Züge und die dunkeln, rattenscharfen Augen bezeichneten die Caravane als zu jenem Stamm gehörig, der von Asien nach Europa fluthete.

„Gott, diese armen Menschen!“ jammerte Fräulein Mohrenkopf, „wie verhungert und erfroren sie aussehen!“

„Ach! und die Kinder!“ seufzte ihr Echo, die Zie-

genschön. „Sehen Sie doch nur dort das kleine Geschöpf, welches das junge Weib in ihren Shawl gewickelt trägt. Ach, wie schrecklich, so ohne Obdach und Nahrung in dieser Kälte herumirren zu müssen. Ach!“

„Ah bah! sie wissen's nicht anders,“ meinte Prelldi. „Patschen das ganze Jahr im Freien herum. Darf ich bitten um eine Tasse?“

„Gleich. Ich habe so eben aufgegossen,“ antwortete Fräulein Sommerbesen. „Es wird gleich anziehen. Stanzi, bringe die kalte Crême, ah so, da ist sie schon — ach ja, mir blutet das Herz, wenn ich solches Elend sehe — wo habe ich denn den Seiher —? aber die Behörden sollten diese Leute doch nicht in die Stadt herein lassen. Gesetzt, dieser schon längst gedrohte Spektakel des Treibens ginge vor sich, wie würde solches Gesindel die Verwirrung benützen?“

„Wohl wahr. Da zeigt sich wieder unserer Sommerbesen edles Herz und ihr Verstand,“ sprach Fräulein Mohrenkopf. „O, diese Einsicht! — Aber irgendwo müssen diese Leute doch sein. Irgendwo müssen sie doch ein Bleiben haben, nicht, Baron?“

„Müssen sie?“ sagte dieser gleichmüthig, ein Mandelplätzchen aus seiner Tasse fischend, „je n'en vois pas la raison.“ So hat einst Louvois einem armen Teufel geantwortet, der ihn um eine Pension ansprach. Er sagte auch: ich muß doch leben, und jener antwortete: je n'en vois pas la raison. Und wenn ich als Jurist gefragt werde, daß dieses Gaunervolk doch irgendwo blei-

ben muß, so antworte ich ebenfalls: je n'en vois pas la raison. Was sind sie? Diebe — Was werden ihre Kinder? — ebenfalls Diebe. Also prädestinirtes Galgenfutter. Warum sollte dieses irgendwo zu bleiben haben?"

„Sehen Sie diese Kindergesichter? Welche Schlauheit! welche Reife. Und dieser Bursche mit der Militärmütze, der eben heraufblickt, sieht er nicht aus, als ob er die Wände durchschauen wollte nach Fleisch, die Mauersteine anbeißen wollte anstatt Brod. Pfui, verhungerte Race, bitte um einen Mandelbogen, sind kostbar."

„Ach, schweigen Sie, Baron, Sie machen mich schaudern. Mein Gott, welch' ein Leiden, wenn man ein gefühlvolles Herz hat. Diese armen Menschen. Und dieser Schmutz. Ich vermeine ihn zu riechen. Stanzi, werfe etwas von dem feinen Räucherpulver auf den Ofen".

In eine Ecke des alterthümlichen Thores gedrückt paßte die finsterblickende Vefi auf ein junges Weib mit einem kleinen Kinde auf dem Arm. Sie gehörte zu den Zigeunern und war auf einen Wink jener hieher gefolgt.

Ungeachtet Vefi eine weiße Haut und röthliche Haare, und das Zigeunerweib die dunkelsten Tinten ihrer Race hatte, war doch eine Familienähnlichkeit zwischen Beiden nicht zu verkennen.

„Aus muß es sein, sag' ich Dir," drohte Vefi finster, „von der Andern muß er lassen, sonst gebe ich mich nicht

zufrieden. Ich kann ja gar nichts mehr mit dem Laffen richten. Seit dem Wasser ist er ganz verkehrt worden. Aber dafür mußt Du ihm thun. Mach nur was, daß ihm vor der Andern graust. Bist sonst nicht ungeschickt gewesen in diesen Sachen, wenn Du schon der Alten das Wasser nicht reichst. Ich hätte um die Alte sein sollen, ich wollte meine Zeit besser benützt haben. Da, in dem Papierl sind Haare von ihm, und das sind Haare von ihr. Hab's aus seinem Betbüchel genommen, wo sie der Narr aufgehoben hat.“

„Schon recht. Ich muß halt sehen, daß ich die Sachen zusammen bring,“ antwortete das dunkle Weib fast unterthänig. „Es sind lauter verbotene Sachen, die ich brauche. Aber dort der Materialist gibt schon ab, wenn er Geld sieht. Aber wenig wird's nicht kosten, sind lauter kostbare, scharfe Specereien.“

Koste es, was es will. Da hast Du Geld. Jetzt mach' geschwind — mach' sicher, und vor Allem mach's nicht zu schwach. Hörst? Heut Abend kriegt er es im Bier.“

„Ja. Will's zusammenrichten, wenn er im Bett ist. Wir stellen draußen in der Vorstadt ein, im letzten Wirthshaus. Schleich Dich um's Haus, wenn's finster ist. Sehen darf er Dich beileibe nicht. Er sagt, von uns sieben Schwestern bist Du die Schlimmste, und hat mir verboten, mit Dir zu reden. Wüßte er, daß ich mit Dir zusammentreffe, so kriegt' ich wieder die Peitsche, und das wie! Und gelt, Vesi, gib es vorsichtig. Ein

Tropfen mehr, als ich Dir sage, macht ihn hinschwinden wie der Reif am Zaun.

„So,“ spach Vesi lauernd. „Thät es das?“

„Ja, und die Andere müßte auch sterben. Abzehren müßten sie Glied nach Glied, und wenn sie tausend Leben werth wären.“

In Vesi loderte bei diesen Worten des Weibes ein solch' wildes Feuer auf, daß jene trotz ihrer dunkeln Farbe und scheuen, blitzenden Augen fast sanft neben ihr aussah. Sie war erschrocken an dem Aufblitzen in Vesi's Gesicht.

„Vesi, Vesi, ich seh' Dir's an, Du hast Böses im Sinn. Besinne Dich! Wenn Du mich, Dein eigen Fleisch und Blut, in's Unglück brächtest! Da sieh' die Stirne dieses armen Kindes. Diesen Makel hat es Deinetwegen bekommen, ehe es noch geboren war. Du weißt nicht, wie er die Peitsche führt und was ich leiden mußte, da ich Dir damals geholfen habe. Er hat gedroht, er bringt mich um, wenn wieder so was herauskommt wie mit dem Soldaten damals. Und er hält Wort. Ich bitte Dich, Vesi, versprich mir, daß Du keinen Mißbrauch treibst.“

Schweig' mit Deinem Gewinsel,“ herrschte ihr Vesi zu. „Auf einmal mehr oder weniger Prügel wird's Dir nicht ankommen! Es ist Dir nur um's Geld zu thun. Euch habsüchtigem Volk kann man nie genug thun. Da ist für den Materialisten, und da für die Prügel. Und jetzt rath' ich Dir, mach' Deine Sache gut, sonst paß auf mich auf.“

Gierig griff das Weib nach dem Silber, schlüpfte seitwärts die Straße hinab und eilte ihren Leuten nach. Finster und dräuend sah ihr Vefi nach und ging in entgegengesetzter Richtung zum Thor hinaus.

„Das trifft zu," sprach sie bei sich. „Heut' Abend find' ich ihn beim Kochwirth, wo er auf mich wartet. Ich werde schon einen Augenblick finden, ihm das Bier zu würzen, denn die Stinna hält Wort, und dumm ist sie auch nicht. — Er und sie —! das wäre Etwas. — Mit der Mühle ist's nichts — mit der Heirath wird's wieder nichts, — ich müßte am Ende zusehen, daß er eine andere Hochzeiterin hätte — das müßt' ich sehen —! Nein — nimmer — Besinne Dich nicht lang, Vefi. Er und sie.

Heisasa! Hopsasa!
D' Haberfeldtreiber sind schon da!
  Trommeln und Windmühlschlag;
  Schrei'n, wie am jüngsten Tag.
Piff, Paff, Puff! Dirum, dum, dum!
Schuß auf Schuß, Pum, Pum, Pum!
  Daß Alles zittern muß,
  So ist der Habrer Gruß.
Leute, Maulaffen,
Zahlreich d'rauf gaffen.
  Bis der im Federbusch winkt,
  Und kein Laut mehr klingt.
Dann liest der Habermagister
Dieß grausige Sündenregister.

Es war später Abend. Ein dicker, schwerer Nebel hatte den ganzen Tag auf der Erde gelagert, der sich gegen die Nacht hin zu einer wahren Wolke verdichtete.

Die näßliche Kälte hatte die Leute in der Stadt schon bei Zeiten in die Häuser getrieben, wo das Ofenfeuer brannte, an welchem Erdäpfel brodelten, Aepfel sangen, und man der behaglichen Wärme bedürftiger war, als selbst im Januar, wo man die Kälte schon mehr gewohnt ist.

Die Zerknirschung und Bußfertigkeit, welche früher gleich einer Wolke über den Städtern hing, hatte dem früheren guten Muthe Platz gemacht. Die Gerüchte von dem gefürchteten Treiben hatten sich so oft wiederholt und waren so oft in Nichts zerfallen, daß Niemand mehr daran glaubte — für dieses Jahr wenigstens, daher es auch keiner mehr weiter als nöthig erachtete, besser, freundnachbarlicher, oder versöhnlicher zu sein, als es früher Brauch und Sitte war. Die alten Familienfeindschaften wurden wieder aufgenommen, die Rosenkriege entbrannten heißer als je. Zaunpfähle wurden bestritten, Hühnerhaus-Concessionen eingezogen, und die Privat-Klatschanstalten wurden in Betracht des langen Stillstands heftiger geübt als vorher. Hasenknopf u. Comp. hatten ihre Betten, Zinn 2c. wieder hervorgeräumt, die Artillerie wieder gegen den Mohren gerichtet, kurz Alles war wie vorher.

In der sicheren Stube beim vollen Bierkrug spottete man des früheren Kleinmuths, man zog sich gegenseitig auf, bedrohte sich scherzhaft mit persönlichen Ladungen, und Manche trieben die Verwegenheit so weit, die Haberfeldtreiber herauszufordern. Sie sollten nur

kommen, hieß es, und Etwas sagen, welches man noch nicht allgemein wüßte, wenn sie nämlich die Straßen nicht zu kothig und die Felder zu grundlos fänden.

Einer aber trieb sich umher in den finsteren, feuchten Straßen, dem nicht so kühn zu Muthe war. Und das war der Herr Vetter. Bei diesem war den Abend vorher angeklopft und ihm gesagt worden, daß die nächste Nacht für ihn getrieben werde. Seine Wohnung befand sich in der Nähe des Thores und war abgelegen genug, um jeder angedrohten Gewaltthat allen möglichen Spielraum zu lassen. Auf einen Stuhl gebunden und in's Haberfeld getragen, oder sonst wie gehudelt zu werden, das wollte er nicht abwarten, auch wenn er riskiren sollte, daß man ihm aus Zorn und verfehlter Rache das Häuschen demolire. Nein — daheim sollten sie ihn sicher nicht finden, und auch sonst nirgends, bei keinem Bekannten — bei Niemand, denn er traute Niemanden — aus guten Gründen.

Deßhalb hatte er sich auch vorgenommen, der Vefi die Ladung zu verschweigen, die glücklicherweise abwesend war. Die Vefi sollte allein zu Hause bleiben, das Haus hüten, und im Nothfall als Ableiter dienen. Die wollte er preisgeben.

„Schadet ihr nicht, wenn sie einen Schrecken kriegt, hat es hundertmal um mich verdient," sagte er bei sich, als er heim gekommen, und berief sie gleich darauf, um ihm Thee zu machen, Tücher zu wärmen, denn ihm sei sehr unwohl, klagte er ihr.

Bei der Vesi hatte er ein leichtes Spiel. Schreck und Angst vor dem kommenden Abend schüttelten ihn derartig, daß sie nicht im Mindesten zweifelte, er habe einen seiner häufigen Anfälle, und ihn, vergnügt über diesen glücklichen Zufall, der ihren heimlichen Ausgang so begünstigte, mit ungewohnter Freundlichkeit mahnte, bald zu Bette zu gehen. Seit nämlich der Anschlag auf die Mühle fallirte, standen die Vesi und ihr Herr nicht sonderlich gut mit einander. Sie warf ihm allein zu, daß die Sache mit Friedl'n schief gegangen, und die wilde, böse Laune, die sie an ihm ausließ, und wohl zehnmal des Tags Streit herbeiführte, machte, daß er sie zu allen Teufeln wünschte.

Nachdem er sein Licht ausgelöscht, die Thüre versperrt, und unter Aechzen und Jammern die Vesi glauben gemacht hatte, er liege tief in den Federn, stieg er leise zum Fenster hinaus. „Soll's nur allein ausbaden, die böse Loos, hat's hundertmal an mir verdient," sagte er und lehnte den Laden zu.

„Sollen ihn nur ängsten, den falschen Judas, geschieht ihm g'rad recht," sagte sie und schlich zur Hinterthüre und durch's Höfchen hinaus. Auf Umwegen ging sie der Vorstadt und dem Wirthshause zu, wo sie die Zigeunerin treffen sollte, um dann verabredeterweise Friedl'n aufzusuchen, gegen den sie das Herz voll Gift und Bosheit hatte, und nicht nur, weil sie sich nicht länger über den Widerwillen täuschen konnte, in welchen sich seine frühere Neigung verkehrt hatte, sondern hauptsächlich weil

er ein armer Teufel geworden, und es gar nicht mehr der Mühe werth war, die alten Künste zu üben und den Widerwillen zu besiegen.

Sie kannte genau das Resultat seiner ersten Vernehmung auf dem Landgericht, und welche Aussichten Friedl hatte. Durch seinen eignen Leichtsinn, durch eine unglückliche Verkettung der Umstände, hauptsächlich aber durch den geschriebenen Zettel, der einst in ihren Händen war und jetzt den Akten beilag, so wie durch die Angabe der Fräulein Sommerbesen, war die Sachlage eine höchst nachtheilige geworden und alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er kriminell behandelt werde und eingesperrt würde, im Falle seine Mutter nicht Caution leistete, und das konnte sie nicht, da ihr, so lange Friedl nicht von der Vefi ließ, die Hände gebunden waren.

Für sie also war er verloren.

„Was für ein trauriger Lump ist der Friedl geworden," sagte sie voll höhnischen Zorns vor sich hin, „'s ist keine Freude mehr mit ihm — Geld hat er keines mehr, lustig ist er auch nicht mehr — die Mühle ist spazieren gegangen, da ist kein langes Besinnen. Alloh— Marsch — und um was Anders umgeschaut. — Aber die käsige Thekla soll ihn auch nicht haben — nein — die soll ihn nicht haben, und wenn ich —" sie ballte grimmig die Hände, als ob sie inzwischen schon hätte, was sie zu vernichten gedachte. „So, da ist die Schenk, da steht der Wagen — da will ich warten."

Den Herrn Vetter trieb die leidige Furcht in allen Winkeln und Gassen umher. So oft er Schritte hörte, glaubte er sich verfolgt und duckte sich in eine Hausthüre oder schlüpfte hinter einen Pfeiler. Es litt ihn nicht mehr in der Stadt und er lief hinauf in die einsamen Anlagen des Tugendhaines; da schreckte ihn jedes welke Läubchen, welches sein Fuß aufstörte. Fort, weiter hinaus. — Er kam am Kirchhof vorüber. Hu, wie die Papierkränze auf den Gräbern wispelten und säuselten, gerade, als ob sie einander etwas zuflüsterten.

„Der Meine da unten ist am Gallenfieber gestorben, vor lauter Verdruß. Weiß schon, wer ihm den gemacht hat.“ — „Die Meine hat sich alterirt, weil er ihren Mann gegen sie aufhetzte — ist im Kindbett gestorben.“ — „Dem Meinigen hat er einen Prozeß angehängt, und die Prozeßkosten haben ihn dahinunter gedrückt.“

So flüsterten die Kränze unter sich. Hu, hu, wie schauerlich. — Er konnte nicht länger mehr zuhören; als wenn ihm der Kopf brannte, lief er wieder in die Stadt zurück. Die Gassen waren jetzt leer, finster, todtenstill. Er ging jetzt etwas langsamer und schaute die schwarzen Häuserreihen hinab. Da war aber auch kein Haus, in welchem er nicht Einen gekränkt, verläumdet, oder sich sonst mit ihm verfeindet hätte. Die Pfarrkirche stand schwarz und formlos da. Der Schein der ewigen Lampe brach ganz schwach durch eines der Fenster. — „Dort — dort drinnen war ich auch nicht im-

mer der, der ich sein sollte! Aber will denn diese Nacht kein Ende nehmen! Muß mir denn gerade heute Alles einfallen, was mir keine Ruhe läßt. Es ist ja doch wie verhext. — Nur die Vesi — den Apotheker — und — etwa den Friedl noch — dann kann ich ja noch immer ein anderer Mensch werden."

Jetzt hallten Schritte die Straße herab. Zwei Männer kamen. Sie unterhielten sich laut und schienen guter Dinge zu sein. Kamen wahrscheinlich aus dem Wirthshaus.

„Alle guten Geister," flüsterte der Herr Vetter, „diese gurgelnde Stimme sollte ich kennen — das wäre mir gerade der Rechte — der wenn mich sähe —" schnell bog er in eine Seitengasse ein — sie folgten — „Donnerwetter! dort über den Platz —" sie sind hinterdrein immer schwätzend und lachend. Es blieb ihm nun kein anderer Ausweg übrig, als wieder zum Thor hinaus zu gehen.

Er streicht zwischen Hecken und über schweren Ackerboden, so daß er kaum mehr seine Füße heben kann. Da hat er aber bald einen Anblick, der ihn noch mehr ängstigt als die Stimmen der Männer. Bald schlüpft hier eine kuriose schwarze Gestalt aus einer Hecke hervor, bald tauchen dort ein Paar auf, wie aus dem Boden gewachsen. Dort schleichen gleich vier auf einmal heran. Lieber wieder zur Stadt zurück. Kaum ist er aber wieder zwischen Häusern und in Gassen eingetreten, so hört er die Stimmen wieder hinter sich und hier keinen Ausweg — nichts als Mauern und

das offene Feld, — und das Wägelein vor der schlechten Schenke. Er duckt sich unter dieses, sie gehen vorbei — offenbar plan- und zwecklos — Gott sei Dank — halt, da kehren sie wieder um — es ist Zeit, meinen sie — sie nähern sich gefährlich von der andern Seite, wo der Lichtschein aus dem Fenster auf die Straße fällt — schnell in das Wägelein gekrochen, bis sie vorüber sind. Gesagt — gethan, der gejagte Mann kriecht unter die schützende Plane.

„Schau einmal das Zigeunerpack an, lassen ihren Karren da mitten im Weg stehen,“ sagte ein hoher Mann mit Spitzhut und Jägerjoppe in fideler Laune, „hätte mir bei einem Haar die Pfeife vom Munde weggestoßen, hätte gute Lust und schöbe ihn ein Bissel weiter, daß sie morgen nach ihrem Ungeziefer zu suchen hätten.“

„Thu's, schieb ihn in die Stadt hinein, und vor'm Landgericht laß ihn stehen,“ sagte der Andere beistimmend.

„Greif an,“ sagte der wieder mit dem Spitzhut. „Oder —? Wie? — schieben wir ihn gleich ganz hinaus auf den Anger — das gibt einen Hauptspaß; wer weiß, wer eine Equipage zum Heimfahren brauchen kann, weil keine Fiaker da sind, wie zu München?“ —

„Thun wir's,“ sprach der Andere offenbar in lustigem Biermuth, denn sein straffes, brüskes Wesen und seine Uniform paßten nicht ganz zu diesem Scherz. „Alloh — angegriffen — fertig — hinaus,“ komman-

dirte der Spitzhut, und das Wägelein raste über das holprige Pflaster durch die Thore über den Platz ab.

„Zeter! Mordio — Feuer — helft — laßt mich hinaus,“ schrie eine gellende Stimme in dem Wägelein, in welchem ein leiser, aber dringender Kampf entstand. „Nur fort,“ riefen die Männer, und ihnen schlossen sich außerhalb des Thores Andere an, und wieder Andere, und das Wägelein verschwand endlich in einem Gewühl von maskirten und vermummten Gestalten, die alle einem Anger zueilten.

Im Städtchen wurde Alles lebendig; ein panischer Schrecken trieb die friedlichen Bewohner aus ihren Betten, und der Ruf: „Sie sind da, sie sind da,“ pflanzte sich von einem Hause zum andern fort. Die Fenster wurden helle, und von Köpfen aller Arten und Formen, mit Schlafmützen, ohne Schlafmützen und mehr oder minder schreckensbleichen Gesichtern darunter sichtbar.

„Sie sind da, sie sind da!“ rief Herr Hasenknopf am Fenster seines Schlafzimmers zum Baron hinüber, und hatte den Kopf des unglücklichen Lehrlings zwischen beiden Händen als Bollwerk vor sich — der Baron, im Nachtkleid, das runde Köpfchen mit einem bunten Foulard umwunden, gleich dem straffen, koketten Papierkäppchen auf einer Arzneiflasche, stotterte: „Meine Damen, sind Sie wach — Um Gottes willen stehen Sie auf und lassen Sie mich ein, ich bin hier so ausgesetzt, und dort sehe ich schon die Zigeunerfamilie an=

rücken. Schicken Sie mir Ihre Stanzi herunter, ich komme hinüber.“ Das braune Gesicht und der kahle Kopf der Fräulein Mohrenkopf schaute aus dem bunten Wollshawl heraus, wie ein Haubenkopf aus der Draperie einer Modistin, während sie sich vergeblich bemühte, die Bänder- und Spitzencoeffüre noch über den Shawl zu befestigen. Fräulein Sommerbesen war züchtig verhüllt, wie ein Nomadenweib der Wüste, mit einer Serviette um das Kinn, mit einer Serviette um den Kopf, mit einer Serviette um den Hals, gleich einem wohleingebundenen Pudding, erschien sie ebenfalls am Fenster und hielt sich ihre falschen Locken auch in diesem kritischen Moment sittsam, keusch an ihre kahlen Schläfe. Alles fragte, schrie, jammerte. Bestürzung und Schrecken herrschte in den Häusern, und eine namenlose Thätigkeit auf den Straßen.

Der Nachtwächter tutete, der Thürmer blies, Feuerspritzen langten an, der Commandirende in Unterkleidern, mit dem Landwehr-Tschako auf dem Kopf, und einer Boa seiner Frau Gemahlin um seinen Hals, wie eine Riesenraupe, schrie nach dem Schlauchwärter und den Brunnenhausschlüsseln, der Brunnenhauswärter schimpfte auf den Rathsdiener, der Rathsdiener agirte auf ein paar Spritzenmänner ein, Mägde kamen gerannt mit Laternen, Ueberschuhen und Pulswärmern, welche die Frauen ihren Eheherrn auf die nächtliche Expedition nachsandten, alle diese aber wurden verschlungen und fortgewälzt von einem Menschenschwarm,

der sich unterdeß gebildet hatte und dem Schauplatz des Treibens zudrängte.

Auf dem weitschichtigen Anger flimmerten Laternen und leuchteten Fackeln in eine seltsame Versammlung. Die große, schwarze Masse bildete ein dicht geschlossenes Carré. Hatte das Auge sich an das zweifelhafte Licht gewöhnt, so traten die abenteuerlichsten Gestalten hervor. Verkleidungen aller Art wurden sichtbar, so daß der Zuschauer zwischen dem Lächerlichen und Grausigen schwankte. Jeder, der nicht eine Flinte hatte, war wenigstens mit einer Trompete oder Trommel, oder mit einem Dreschflegel bewaffnet. Die Gesichter hatten sie mit Ruß, Mehl oder Ziegelstaub gefärbt, und mit Bärten von Roßhaar und Werg überkleidet.

Rings um das Carré standen die Zuschauer in Masse und wurden von den Außenposten in gehöriger Entfernung gehalten.

Hoch zu Roß, in der Mitte des Carré, war ein langer, schlanker Mann. Er hatte eine abgetragene Uniform an, darüber einen Küraß von Pappendeckel, mit Goldpapier überzogen, um den Hals einen gestickten Ritter-Kragen, dessen Enden ihm bis auf die Achseln reichten, und auf dem Kopfe einen dreieckigen Hut mit ungeheurem Federbusch. Ein ganzer Roßschweif, zierlich in zwei Zöpfe geflochten, hing ihm als Schnurrbart über die Lippen. An der Seite trug er einen hölzernen Säbel, um den Leib eine vielfarbige Schärpe. Zwei Adjutanten, der Eine in einem Bojazokostüm,

mit einem Ritterhelm auf dem Kopfe, der Andere in einem Talar und einer Pickelhaube von Silberpapier, standen zu beiden Seiten des Commandirenden und trugen jeder einer Laterne auf einer hohen Stange.

„Sekretair,
Gib das Sündenregister her;"

sagte der Ritter. Ein Vierter, in einen Bund Stroh gewickelt, mit einem Butterfaß auf dem Kopfe, reichte ihm mit einer unterthänigen Verbeugung eine Rolle Papier.

Der Ritter räusperte sich, strich seinen Schnurrbart bei Seite, der ihm allerlei Ungelegenheiten zu machen schien, und begann mit voller, lauthinschallender Stimme und einer sehr komischen Mimik da, wo ihn seine Lesefertigkeit in Stich ließ:

„Burschen, jetzt kann ich's nimmer derleiden,
Jetzt müssen wir den Städtlern da 's Haberfeld treiben,
Zuerst der Herr Hasenknopf, der pfiffige Mann,
Fühlt den Puls bei Weibern ganz doktorisch an.
Jetzt muß er bei'm Landgericht brav Kosten zahlen,
Da hilft ihm kein Sprichwort, es wird ihm schlecht gefallen.
Der Altweiberklatsch ist sein größtes Plaisir.
Wär's nicht gescheidter, er kehrte vor seiner eig'nen Thür?
Burschen, hab' ich Recht, oder hab' ich nicht Recht?

Recht hast, Recht hast, jubelten die Burschen, und ein ohrenzerschmetterndes Lachen, Pfeifen, Jauchzen, und Musiciren erfolgte.

Der Herr Baron und die Fräulein Sommerbesen,
Die treiben halt mit dem guten Namen ihr Wesen.
Wenn die müßten eine schlechte Nachrede verschlucken,
Thät's ihnen, wahrhaftig, das Herz abdrucken.

Burschen, hab' ich Recht oder habe ich nicht Recht?
Recht hast, Recht hast, Musikanten einen Tusch.

Jetzt paßt auf, jetzt komm' ich über den rechten Mann,
Wo der hetzt und schürt, da brennt's auch gleich an,
Der kann die Leut durcheinander bringen,
Von dem kann fast ein jeder ein Liedel singen,
Und all' seine Salben und all' seine Pillen
Können ihm d'Haberfeldängste nicht stillen,
Drum, Burschen, jetzt laßt ihn hochleben,
Und seine Giftstreicherin Vesi daneben.

Auf einen Wink wurde das Wägelein, welches von zwei Burschen bewacht wurde, in die Mitte des Kreises geschoben, die Plane abgehoben, und unter ihr wurde der Expositus und die Vesi sichtbar, zerknirscht und zerrauft, er bleich und sie roth, von dem vergeblichen Streben zu entkommen.

Bei diesem Anblick löste sich eine solche Salve von unauslöschlichem, nimmer endendem Gelächter, Jubeln und Pfeifen los, ein solches Schnarren, Trommeln, Trompeten und Heulen, daß die Vorstellung auf eine lange Zeit unterbrochen wurde.

Der Einzige, welcher nicht lachte, war Friedl.

Friedl, welcher auch zugegen und von dem Menschenschwarm mit herausgedrängt worden war, stand unter einem Baum und starrte ganz mit der Versunkenheit eines Trunkenen vor sich hin. Er hörte nicht, er sah nicht, was um ihn vorging, und hätte —! was hätte er nicht darum gegeben, wenn ihn Einer angestoßen und ihn aus seiner Verwirrung geweckt hätte.

Friedl hatte der Vefi auf ihr eigensinniges Beharren versprechen müssen, mit ihr ein letztes Mal beim Kochbräu zusammenzutreffen. Er wartete lange auf sie, allein umsonst. Vefi war, wie wir wissen, in die Schenke vor das Thor zu ihrer Schwester gegangen, um die Liebesgabe zu holen, welche jene unterdeß gemischt hatte. Die Wachsamkeit des Mannes, welcher argwöhnisch geworden sein mochte, hielt die Zigeunerin eine lange Zeit ab, Vefi aufzusuchen, während welcher Vefi, um sie sich zu verkürzen, manchen Krug Bier leerte, sich zuletzt in das Wägelein legte und einschlief. Wie die Nemesis sie führte, wissen wir. Friedl aber war viel zu bekümmert und zu unruhig in seinen Gedanken, um im Lärm der Wirthsstube ausdauern zu können. Er hatte nach der Vernehmung eine Unterredung mit seinem Advokaten, und dieser versprach ihm, wenn Alles recht gut ginge, ihn mit fünfzehn bis zwanzig Jahren Zuchthaus durchzubringen. Jetzt war er am Markstein seines Schicksals angekommen und aus einem reichen zu allem Glücksgenuß berechtigten Menschen ein Sträfling geworden. Ein bedeutender Umsturz, der geeignet war, einen festern Kopf als des Friedl's seinen, in Kleinmuth und Kummer zu versenken. In der Absicht, später wieder nachzufragen, trat er hinaus auf die Straße, als eben das Wägelein vorüber holperte. Den Laut einer Stimme hatte sein Ohr gefangen, und von diesem Augenblick hörte und sah er nichts mehr. Mechanisch, aber unaufhaltsam folgte er dem Wagen, achtete nicht die Stöße und Püffe, die er bekam, auf di

Fersen der Männer gebannt, die den Wagen zogen und schoben, hätte er eher sein Leben, als von ihnen abgelassen. Und endlich auf dem Anger im Licht der Laternen und Fackeln angekommen, stierte er mit bleichen Wangen und gläsernen Augen den saubern Mann an, der in der Uniform der östreichischen Finanzwache neben dem Rottacher Tonisl stand, und herzlich mitlachte. Wie ein Vogel von dem Blick einer Schlange gebannt, schlich Friedl näher und immer näher, bis er dem Mann in der stattlichen Uniform Aug in Aug gegenüberstand. Dem Friedl wurde schwach. Unkräftig lehnte er sich an einen Baum und athmete hoch auf. Es war ja der Jäger, der vor ihm stand. Gerade so stand er vor zwei Jahren neben dem Baum, gerade so herzlich lachte er, gerade so fiel die Fackelbeleuchtung unter die Aeste des Baums, gerade so heulten und hallohten die Treiber um ihn herum, es war Alles so wie damals. Sollte es ein schwerer Traum sein, ein Spuk, der ihn geäfft hat, die Vesi, der Expositus, des Vaters Tod, die Zerstörung der Mühle, die Criminaluntersuchung, sollte das Alles nichts wie ein Traum sein, ein Fieberbild, und er als der glückliche, schuldlose Friedl erwachen! In der Angst seiner Seele klammerte er sich an diese Möglichkeit und hielt die Hände vor die Augen, damit sie seinem innern Schauen nicht entrissen werde!

Da klopfte ihn Jemand auf die Achsel.

„Grüß Gott, Geißelmüllers Friedl. Gelt, da sind wir wieder beisammen wie vor zwei Jahren. — So

komme nur zu Dir, und starre mich nicht so an, als ob Du einen Geist vor Dir hättest. Ja, ich bin's, der alte Kreittner —“

„Den ich erschossen habe drüben —“

„Den Du beinahe erschossen hättest, und für den Du bald geköpft worden wärest. Aber da ist's kalt. Komm mit herauf zum Schloßwirth, da trinken wir ein Glas mit einander, und da erzähle ich Dir, wie Alles gekommen ist.“

Halb bewußtlos und ganz sprachlos folgte Friedl den Beiden. Er hörte nichts von ihren Reden, wie sie sich den Haberfeldspaß nochmal mit einander durchmachten, er verstand nichts von ihren Fragen, seine Seele war nur an den einzigen Gedanken gekettet, der Jäger, der vor ihm herschritt, so stattlich und gewichtig, möchte plötzlich versinken oder in Rauch und Nebel zerrinnen. Als sie oben angekommen waren, setzte er sich dem Jäger gegenüber, stützte die Arme auf den Tisch und starrte ihn so unverwandt an, als wollte er ihn in sich auflösen und in sich hinein ziehen. Es war für ihn eine übermenschliche Anstrengung, die ihre Zeit brauchte, sich an die nun ganz veränderte Sachlage zu gewöhnen. Zuweilen schüttelte er den Kopf, wenn er gerade an einen recht großen Stein des Anstoßes stieß.

„Ich seh' schon, aus Dir ist kein Wort heraus zu bringen, so muß ich schon anfangen zu erzählen,“ sprach der Jäger, der Bier, Braten und Cigarren hatte bringen und einen reichlich gefüllten Geldbeutel hatte sehen lassen. „Also, wie ich dazumal den Schuß in den Schenkel hatte,

bin ich gleich zusammengestürzt, und' habe geschrieen: ich bin geschossen. In dem Lärm, der darüber entstand und alle Gensd'armen gleich auf die Beine brachte, reißt mich der Tonisl in den Busch hinein und hinüber in die Hütte der tappichten Miedl, wo ich früher immer mit der Vef zusammengekommen bin. Da heißt's den andern Tag: der Jäger ist erschossen. Ihr wißt, daß mir die Burschen schon lang gedroht haben, mir den Garaus zu machen, wegen dem Wachtelsepp, und ich hatte auf der Passe zu sein Tag und Nacht. Mit meinem Herrn habe ich sellmals auch gerade Verdruß gehabt wegen Holzverkaufen, es war nicht der Rede werth, und bei der geringen Bezahlung kann man nicht bestehen mit den Bauern, wenn man ihnen nicht manchmal den Handel leichter macht. Kurz, ich benütze diesen Zufall und mache mich, so bald es meine Wunde litt, die ich bei der Miedl abwartete, durch, über die Grenze, und geh' in's Oesterreich. Ein guter Freund, den ich bei der Finanzwache gehabt hab', schafft mir eine Anstellung, weit drüben im Vorarlberg, und wie Du stehst, ist's mir ganz gut gegangen. Da kommt der Tonisl letzthin und sagt mir, daß Du meinetwegen kriminalisch behandelt wirst. Nun, das habe ich doch nicht dabei belassen dürfen, und so bin ich denn herüber gekommen, und will mich morgen auf dem Landgericht stellen."

„Und diese ganzen zwei Jahre hast mich am Kreuz hängen lassen, wo es Dich nur ein Wort gekostet hätte! Hast mich schmachten und ängsten lassen unter einer

Blutschuld? Jäger, dafür verdientest Du, daß ich Dich wirklich erschossen hätte! Ich weiß, was ich durchgemacht habe — ich."

„Das ist nicht meine Schuld. Erstens hat Anfangs Niemand recht gewußt, wer es gethan hat. Denn wegen dem bloßen Sagen hätte man Dir nichts anhaben können. Und für den letzten Fall, habe ich gedacht, weiß ja die Vef, wo ich bin; die wird mir schon Post thun."

„Die Vef hat gewußt, daß Du lebst und wo Du bist?" fragte Friedl mit weit offenen Augen und schlug die Hände zusammen.

„Sicher hat sie's gewußt."

„Hat sie gleich von Anfang gewußt, wie es mit Dir gegangen ist?"

„Freilich. Sie war es ja, die in's Leitenhäusel zur Miedl hinüber kam und Bericht erstattete, wie die Sachen stünden, und ob ich mit Sicherheit über die Grenze könnte. Hast mich ja sogar einmal bei ihr überrascht, wie ich schon auf dem Weg war und Abschied nehmen wollte. Hatte in der Eile meinen Hirschfänger in der Kammer liegen lassen, und mußte ganze zwei Stunden draußen hinter dem Halmschober warten, bis Du wieder fort gingst. Ist auch nicht ganz plaisirlich gewesen, wirst's wohl auch nicht vergessen haben, war eine kalte, nasse Nacht," sagte der Jäger schmunzelnd und brannte mit einem pfiffigen Blinzeln auf Friedl seine Cigarre an.

„Die Vef hat um Alles gewußt und!"

Friedl schlug sich vor die Stirne und taumelte auf

die Bank nieder, von der ihn die Ueberraschung aufgerissen hatte.

„Hat um Alles gewußt — die Vesi.“

„Und mich hat sie der Schande, dem Elend und sogar dem Gefängniß übergeben, ist denn das möglich!“

„Der ist noch gar Manches möglich.“ Der Jäger nießte, daß ihm das Wasser aus den Augen drang.

„Ist denn so was möglich! Kann man denn so was wirklich erleben. Kann es denn so ein grundbosshaftes Weibsstück geben, wie die Vesi ist. Sagt mir's nur, damit ich's glauben kann. Alleweil will es mir noch gar nicht ein.“

„Ja, ja, darfst es schon glauben, eine sölli ist die Vesi,“ sprach der Tonisl. „Aber die Hauptperson ist der — gar Andre. Wißt es schon, wen ich meine. Der hätte Dir gerne seine eigene Steine in die Schuhe geschoben, damit er die Vesi los geworden wäre, derethalben wurde ihr immer aufgeboten; sei still, schweig' vom Jäger. Sag' nichts. 's ist noch alleweil Zeit, und so fort. Denn wenn Du gewußt hättest, der Jäger lebt, und kann die Vesi und sein Kind ernähren, so hättest Du sie nicht geheirathet.“

„Also der auch wieder dabei! Ja, sind denn das Menschen! da wär's ja fast besser, man blieb im Walde draußen. Und Du, Jäger, bist noch von Allen — ich mag's gar nicht sagen, wie ich von Dir denke. Ich habe es nie und nimmer geglaubt, daß es wahr sei, daß du den Wachtelsepp so grausam zu Tod gemartert hast?“

Der Jäger schwieg eine ganze Weile, that ein paar tiefe Züge aus seiner Cigarre, und sagte darauf:

„Ja, das habe ich.“

„Das hast Du? und kannst es so ruhig sagen, und schmeckt Dir Essen, Trinken, Schlafen wie einem andern Menschen?“

Wieder that der Jäger nachdenkliche Züge aus seiner Cigarrenspitze, wieder schwieg er, vor sich hin schauend, und dann wieder sagte er: „Das hängt mit einer Geschichte zusammen, an die ich mich nicht gern erinnere. Aber Du sollst sie jetzt doch hören. Glaubst Du nicht, Friedl, daß ein jeder Mensch einen Fleck hat, wo sein Leben sitzt, wo er, wenn er verwundet ist, gleich einer wilden Bestie ist. Es war eine Zeit, wo ich die Vefi gern gehabt habe zum Sterben. Schinden hätte ich mich für sie lassen. Du glaubst nicht, wie Einen das Weibsbild hat umgarnen und verblenden können.“

Friedl nickte nachdenklich.

„Da sagt sie mir einmal, in welchen Umständen sie ist, so und so, und daß, wenn der Sixten es erfährt, sie nicht mehr im Hause bleiben darf. Sie brauchen nichts zu wissen, sag' ich darauf. Du hältst die Sache so lange als möglich geheim, sagst dann, du mußt zu deiner kranken Base nach Dietramszell, um ihr auszuwarten, und ich bringe dich zur Hühnermiedl, wo du deine Zeit geruhig abwarten kannst. Die Miedl ist ein tappigtes Thier, aber für ein Mannsbild thut sie Alles; und sellmals hat sie noch das kleine Häusl in der Leiten gehabt.

Alles geht gut. Gehungert habe ich, gedürstet und gestohlen, und tagelang habe ich im Forst zugebracht mit keiner andern Labung als einem Stück Brod im Sack und einen Trunk Wasser aus einer Quelle; wo ich einen Baumstamm habe beseitigen können, habe ich es gethan. Friedl, wenn ein ehrlicher Kerl für ein Weibsbild zum Spitzbuben wird, muß er es wohl gut mit ihr meinen — um ihr das Kindlbett auszuhalten. Mehr als einmal in der Nacht habe ich die dritthalb Stunden hin und her gemacht, nur um mich an dem lieben Fratzen zu letzen — es war ein Mädel, und ganz die Vesi. — Da kommt einmal der Wachtelsepp, ihr Bruder, in die Hütte der Miedl, das Beest hat es ihm vermuthlich gestochen — hat mich nie leiden können, der Kerl, und ich ihn nicht — sagt: der Lump kann Dir keine Alimentation zahlen, kannst mit deinem Fratzen betteln geh'n, wenn es der Sixten erfährt und Dich fortjagt — hab' es ganz anders mit Dir im Sinn — wenn Du gescheidt bist, kann es für Dich einen Platz bei unserm Grafen im Schloß geben — kurz, wie ich in der Nacht hinüber komme, finde ich das Häusl leer — das Kind — mein Kind — seiner eigenen Schwester Kind hat er verscharrt drüben im Hollerbruch — wie er's — umgebracht hat, habe ich nie erfahren, obwohl ich die Miedl, die dabei war, halb zu todt geschlagen habe. — Wo Du diese graben siehst, und wo das Marterl steht, liegt mein Kind begraben."

Nach diesen Worten stand der Jäger auf, hing sein

Seitengewehr um, und hieß Friedl'n, ihm seinen Stutzer zu reichen, welcher hinter ihm lehnte. Friedl that wie ihm geheißen war, plötzlich brachte er das Gewehr an's Licht und untersuchte es.

„Mit diesem Gewehr, und nicht mit dem meinigen, habe ich damals den Schuß gethan. Hier am Kolben habe ich dieselbe Fühlung wieder."

„Hast's errathen, Friedl, das ist mein Gewehr, das ich sellmals neben mich niedergelegt habe, und welches Du statt Deinem erwischt hast. Ist ein tüchtiger Rehposten d'rinnen gewesen; ein paar Zoll höher, und Du wärst heut um einen Kopf kürzer. Ja, so hängt der Mensch oft nur an einem Härchen. Und behüt Euch Gott. Die Miedl hat's derweil aufgehoben."

Es ist kaum nöthig, noch zu erzählen, wie sich der Himmel über Friedl'n wieder lichtete. Durch die persönliche Stellung des Jägers verfiel alles weitere Proceßverfahren in sich selbst, so wie auch eine Aussöhnung mit der Mutter sich von selbst ergab. Wir müssen Friedl zum Lobe nachsagen, daß in seinen schwersten Stunden damals auf dem Landgericht, und nach der Besprechung mit dem Advokaten, so wie auch in seinen lichtesten die Mutter und Thekla die Ersten waren, denen er seinen Kummer und seine Freude zuwandte. Er übernahm das Tafernwirthshaus, und noch lange darnach sprach man

von der ausbündigen Hochzeit, welche dort gefeiert wurde. Thekla, die neue Wirthin, unterließ nicht, jedes Jahr im Herbst, sobald es in der Wirthschaft nur ein wenig müßig wurde, nach dem Birkenstein zu wandern und der Muttergottes für ihre kräftige Hülfe zu danken. Sollten dort Jemanden zwei uralte, massiv silberne Herzen, mit Rosmarin umwunden, auffallen, so macht man bekannt, daß sie von der Thekla hin verlobt wurden, und empfiehlt aufrichtige Nachahmung.

Nicht lange nach dem Treiben fuhr aus dem Höfchen des Gartenhauses ein hochbepackter Wagen mit dem Expositus, seiner Vesi, dem Kanapee und dem nähsteinartigen Sessele. Sie zogen in eine ferne Gegend und ward nichts mehr von ihnen gehört.

Kern, C.

Die Haberfeldtreiber oberbayerisches Sittenbild

Stuttgart 1862